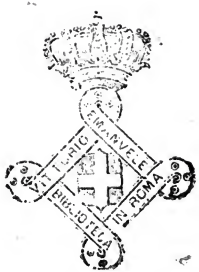
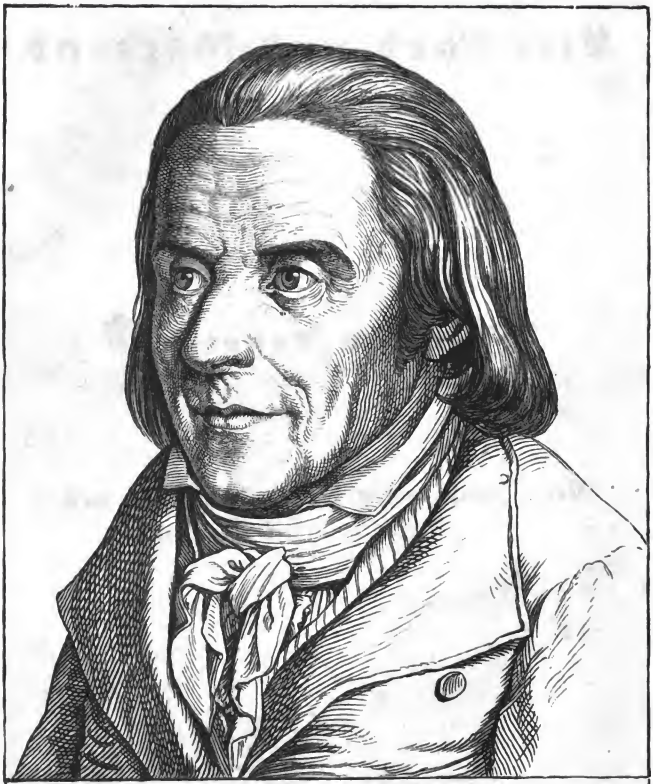
BIBLIOTECA NAZIONALE VITT. EMANUELE
201
56 A
30

2277.
L. Müller.


VITTORIO EMANVELE
BIBLIOTECA
DI ROMA



Heinrich Peſtalozzi

geb. 12. Januar 1746, geſt. 17. Februar 1827.

Lienhard und Gertrud.

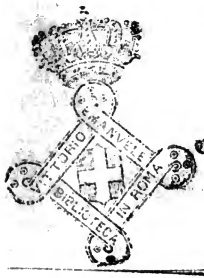
Ein Buch für das Volk

von

Heinrich Pestalozzi.

Neue, nach den ursprünglichen und besten Ausgaben überarbeitete Auflage.

Mit vorangeschickter Biographie des Verfassers und Bruchstücken aus „Christoph und Else."



Erster Theil.

Brandenburg 1856.
Druck und Verlag von Adolph Müller.

Vorwort.

Es dürfte als etwas Ueberflüssiges erscheinen, Pestalozzi's Bedeutung für die Schule wie für das Volk hervorzuheben. Sein Name ist tausendfach gefeiert und keinem Pädagogen insbesondere unbekannt.

Aber es ist eine betrübende Erscheinung, daß die Werke desselben, selbst unter denen, welche nach seinen Grundsätzen und nach seiner Methode das Volk zu bilden, berufen sind, so gar wenig gelesen werden. Findet man „Lienhard und Gertrud" doch selten genug in Lehrerbibliotheken, geschweige denn, daß der Inhalt dieses vorzüglichen Werkes Eigenthum des Volkes geworden wäre.

Darum ist es gewiß an der Zeit, wenigstens jene gediegenste Erziehungsschrift des Vater Pestalozzi aufs Neue dem Volke, für das er lebte und litt, darzubringen: den Vätern und Müttern als reichen Quell psychologischer Erfahrungen und Wahrheiten, — dem Jünglinge als treues Spiegelbild des Menschenherzens, woraus er Muth und Begeisterung schöpfe zu edlen Vorsätzen und Entschlüssen, — der sittigen Jungfrau, damit in der „Gertrud" sich ihr ein erhabenes Vorbild erschließe. Es sei aber auch aufs Neue dem deutschen Lehrerstande dargeboten, dem Erben jener geistigen Schätze, die der edle Greis in einem mehr als achtzigjährigen Leben voll Entbehrungen, Mühen und Täuschungen zu Tage förderte. Und wenn wir dies unternehmen, wenn wir es wagen, „Lienhard und Gertrud" nach den besten Ausgaben in neuer Ueberarbeitung dem deutschen Volke abermals vorzuführen, so geschieht es allein im

Hinblick auf den Segen, den das Werk unleugbar schon gestiftet, wie zugleich zum erneuerten Gedächtniß des Edlen, der es schrieb. Eine Skizze des Lebens Pestalozzi's — gewissermaßen nur als Erläuterung des Titelkupfers — in der Kürze und Gedrängtheit, wie sie in einer Ausgabe für das Volk unentbehrlich erscheint, ist vorangeschickt worden; einige Goldkörner aus „Christoph und Else", deren Zahl gern vermehrt worden wäre, wenn der zugemessene Raum es gestattet hätte, folgen nach. Daß sich der Ueberarbeiter hier und da in einzelnen längeren Betrachtungen und vornämlich in der Lebensbeschreibung des Vogt Hummel Abkürzungen erlaubt hat, wird ihm hoffentlich nicht zum Vorwurf gemacht werden. Für sachverständige Beurtheiler ist aber hinzuzufügen, daß bei der Durchsicht und Vergleichung aller vorhandenen Ausgaben nur von jener, die 1790—1792 in Zürich und Leipzig erschien, obwohl sie von Pestalozzi selber besorgt wurde, gänzlich Abstand genommen werden mußte.

Nach des Verfassers Plane sollte „Lienhard und Gertrud" bekanntlich sechs Bände umfassen. Es blieb unvollendet; die beiden ersten, wahrhaft volksthümlichen, liegen hier vor, und nur der hinzugefügte Schluß — nach der Lebensbeschreibung des Vogtes — ist Pestalozzi's drittem Theile entnommen. Auch diese Abweichung von den gewöhnlichen Ausgaben, welche mit der eben genannten Biographie schließen, bittet der Ueberarbeiter, nachsichtig aufzunehmen.

So gehe denn das Büchlein nach dreiviertel Jahrhunderten wiederum aus in die Welt, „wo die Winde blasen und die Stürme brausen." Aber der, welcher zu jedem ausgestreuten Samenkorn allein das Gedeihen schafft, fördere seinen Lauf und gebe, daß das, was ewige Wahrheit an diesem — oft gerühmten, oft mißkannten — Menschenwerke ist, nicht gänzlich ohne Segen bleibe!

Brandenburg an der Havel,
den 18. Juni 1856.

W. Hechel.

Heinrich Pestalozzi.

Heinrich Pestalozzi ward am 12. Januar 1746 zu Zürich, im Schweizerlande, geboren. Sein Vater war ein beliebter und geachteter Arzt, der nach seinem frühen Tode die Wittwe mit ihren drei unerzogenen Kindern in ziemlich dürftigen Verhältnissen hinterließ. Als derselbe sein Lebensende nahe wußte, nahm er seinem Dienstmädchen, dem treuen Babeli, das Versprechen ab, die bald allein stehende Gattin nimmer zu verlassen. „Um Gottes Willen" — sagte er zu ihr, — „verlasse meine Frau nicht! Wenn ich todt bin, so ist sie verloren und meine Kinder kommen in harte, fremde Hände. Sie ist ohne deinen Beistand nicht im Stande meine Kinder bei einander zu halten." Und hochherzig und edel gab diese dem Sterbenden das Wort: „Ich verlasse Ihre Frau nicht, wenn Sie sterben. Ich bleibe bei ihr, wenn sie mich nöthig hat, bis in den Tod!" — Treulich hat sie auch Wort gehalten. Mit nicht zu ermüdender Geduld stand sie der Verlassenen bei der Erziehung ihrer beiden Söhne und der einzigen Tochter redlich zur Seite. Darum sind auch die ersten Eindrücke Pestalozzi's, die er bewahrte, das Bild seiner Mutter und seiner Erzieherin, des Babeli. Von der ersten erbte er den einfachen, frommen Glauben und seine hohe Selbstüberwindung, von der letzteren Liebe und Hingebung, ja selbst Opferfreudigkeit. Aber in seinem Wesen lag es nicht, jene Sparsamkeit sich zu eigen zu machen, welche in ihren dürftigen Verhältnissen damals nöthig erschien. „Warum wollt ihr doch unnützer Weise Kleidung und Schuhe ver-

derben? — Seht, wie eure Mutter, um euch zu erziehen, so viel entbehrt, wie sie Wochen und Monate lang an keinen Ort hingeht und jeden Kreuzer spart, den sie für eure Erziehung braucht!" so sprach und so erzog das Babeli und die Sonntagskleider wurden sofort nach dem Ausgehen wieder abgelegt. Wichtig ist außerdem noch in dem frühesten Leben des jungen Pestalozzi ein oftmaliger Aufenthalt in einem nahen Dorfe, in dem sein Großvater Pfarrer war. Hier sah er zuerst das Leben des Landvolks und ward Zeuge des Verderbens, welches das Fabrikleben besonders auf die ärmeren Kinder im Dorfe auszuüben begann. — Er war übrigens von Jugend auf zart und schwächlich und zeichnete sich anfangs neben seiner angeborenen Gutmüthigkeit nur durch eine rege Phantasie und tiefes, inniges Gefühl aus. In der Schule machte er geringere Fortschritte, was er später lebhaft bedauerte, und da er, zufolge seiner Eingezogenheit, ziemlich linkisch und unbeholfen war, so wurde er bald zum Gespött seiner Mitschüler, die ihn „Heinrich Wunderlich von Thorenheim" nannten. Auch einige von seinen Lehrern sagten gerade heraus, es werde wohl nie etwas Rechtes aus ihm werden, da besonders die Orthographie stets seine schwache Seite blieb. Aber mit Feuer und rednerischer Lebendigkeit übersetzte er aus dem Griechischen, wovon schon eine vorzügliche Examenarbeit dieser Art, welche gedruckt worden ist, Zeugniß ablegte.

Um seinem Vaterlande als Prediger zu nützen, lag er ursprünglich theologischen Studien ob, bald aber ging er, aus nicht hinlänglich aufgehellten Gründen zur Rechtsgelahrtheit über, wobei es immer möglich ist, daß er durch das Steckenbleiben in einer Predigt, die er als Candidat auf dem Lande zu halten versuchte, dazu veranlaßt wurde.

Aber auch dieses Studium war es noch nicht, wozu die Vorsehung ihn berufen. Ein bewährter, treuer Freund starb ihm, er selber wurde in Folge anstrengender Arbeiten gefährlich krank, und da die Aerzte in ihn drangen, denselben längere Zeit hindurch zu entsagen und auf das Land zu gehen, so verbrannte er, kurz entschlossen, seine

Hefte und mühsam angefertigten Excerpte und widmete sich dem Landleben. Ein Gütchen, zu dessen Bewirthschaftung ein reiches Banquierhaus die Mittel darreichte, und welches er Neuhof nannte, ward zunächst der Ort seiner Wirksamkeit. Anna Schultheß, seines geliebten Freundes Schwester, stand ihm daselbst als auserkorene Gattin und treue Gehülfin zur Seite; aber nur kurze Zeit hindurch blieb Beider Lebenshimmel ungetrübt. Das Handelshaus in Zürich zog das ihm vorgeschossene Geld zurück, weil es Pestalozzi für höchst unpraktisch fand und dasselbe geradezu für verloren hielt. Nun war aber sein Wohnhaus noch nicht einmal ausgebaut, geschweige denn, daß der bisher wüstliegende Acker schon einen hinlänglichen Ertrag dargeboten hätte; kurz, um es mit einem Wort zu sagen, Pestalozzi war schon in der ersten Zeit seines beginnenden Lebensglückes verarmt. Nichts desto weniger wußte sein Geist sich über dies Mißgeschick zu erheben; im Gegentheil, er beschloß, sein Gut zum Mittelpunkt seiner erziehlichen und landwirthschaftlichen Bestrebungen zu machen. Denn fest stand jetzt vor seiner Seele der Vorsatz: „Ich will ein Schulmeister werden!“ Er wards unter vielen Kümmernissen und zwar nicht nur für seine Umgegend, nein für Deutschland und Europa. Er ward und blieb es trotz aller Hindernisse, die jeden Andern muthlos und verzagt gemacht haben würden, er opferte sein ganzes Vermögen der feurig ergriffenen Idee und starb unter den Armen seines Volkes, fast selber ein Bettler. Aber wie kam er dazu? — Hören wir seine eigenen Worte: „Schon lange ach! seit meinen Jünglingsjahren“ — so schreibt er, „wallte mein Herz wie ein mächtiger Strom einzig und einzig nach dem Ziele, die Quellen des Elends zu verstopfen, in die ich das Volk um mich her versunken sah. Ich forschte mit einigen Gleichgesinnten denselben nach — ihnen, die das Volk unseres Vaterlandes tief unter das, was es sein konnte und sollte, herabsetzten. Wir fanden die Menschen in eine Kraftlosigkeit und Unbehülflichkeit versunken, die es ihnen unmöglich machte, in derselben

das zu sein, was sie als Menschen von Gottes- und als Bürger von Rechtswegen darin hätten sein und werden sollen." — Und diese Erkenntniß und dieses Mitgefühl waren es, die ihn jetzt zum Schulamt leiteten. Er suchte und fand Mittel, sein Landgut zu einer Armenanstalt für verwahrloste und Bettlerkinder umzugestalten. Mit diesen beschloß er fortan, sein Brot in Armuth zu theilen. Bald hatte er funfzig Kinder um sich, welche er im Sommer mit Feldarbeit, im Winter mit Spinnen und andern Handarbeiten beschäftigte und sie zugleich unterrichtete. Vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne stand er, ein Vater, unter ihnen und arbeitete unter Anspannung aller seiner Kräfte, wie jemals ein Lehrer mit einem Herzen voll Liebe und Aufopferung. Allein mancherlei Mißgriffe, hauptsächlich hervorgegangen aus Mangel an praktischer Kraft, und die Gutmüthigkeit, fort und fort neue Zöglinge anzunehmen, brachten ihn zuerst in Schulden, und als diese durch das Vermögen seiner Frau getilgt worden waren, später sogar in Noth. Oft fehlte es ihm an Holz, ja selbst an Speisen, den Hunger zu stillen, und fünf Jahre hindurch hatte die Armenanstalt bestanden, als dieser hochherzige Versuch als völlig gescheitert aufgegeben werden mußte. Noch 18 Jahre kämpfte er auf Neuhof abwechselnd mit Mangel und Elend. „Er lebte, ein Armer unter den Armen, er litt, was das Volk litt, und das Volk zeigte sich ihm, wie es war; er schaute die Noth der niederen Stände und die Quellen seines Elends, wie nicht leicht ein Glücklicher." — Zur Vermehrung seiner Leiden ward ihm die treue Gattin krank, und nur eine größere Reise durch Deutschland zur verheiratheten Schwester in Leipzig heiterte ihn kurze Zeit hindurch auf. In dieser trostlosen Lage, unter diesen Geist und Körper niederdrückenden Verhältnissen lernen wir ihn zuerst als Schriftsteller kennen. Ein Freund, der etwas Schriftliches von ihm gelesen, munterte ihn dazu auf. Ueber die ersten Versuche berichtet Pestalozzi selber:

„Ich versuchte fünf oder sechs kleine Erzählungen, von denen ich nichts mehr weiß, als daß mich keine von ihnen ansprach. Die letzte war Lienhard und Ger-

trud, deren Geschichte mir, ich weiß nicht wie? aus der Feder floß und sich von sich selbst entfaltete, ohne daß ich den geringsten Plan davon im Kopfe hatte oder auch nur einem solchen nachdachte. Das Buch stand in wenigen Wochen da, ohne daß ich eigentlich nur wußte, wie ich dazu gekommen. Ich fühlte seinen Werth, aber doch nur wie ein Mensch, der im Schlafe den Werth eines Glücks fühlt, von dem er eben träumt." —

Ein Schüler Pestalozzi's, Krüsi, fügt noch hinzu, wie dieser ihm öfter mitgetheilt, daß er zu dem Manuscripte des Werkes nicht einmal weißes Papier habe kaufen können, so arm sei er dazumal gewesen. Er habe es auf kaufmännische Maculatur zwischen die Zeilen hinein und in die Quere geschrieben.

Der Eindruck, den das Manuscript zunächst auf seinen Freund und Gönner Iselin machte, dem er es zuerst mittheilte, war ein ganz unerwarteter. Dieser sagte geradezu: „Es hat in seiner Art noch keines seinesgleichen, und die Ansichten, die darin herrschen, sind dringendes Bedürfniß unserer Zeit. Dem Mangel an orthographischer Richtigkeit" — setzte er hinzu — „ist leicht abzuhelfen. Er sorgte für einen Verleger und ein anständiges Honorar, und Pestalozzi war nach seinem eigenen Ausdrucke „unaussprechlich zufrieden". „Bald," — so erzählt er selber weiter, — „machten alle Journale des Werkes Lobrede, bald wurden alle Kalender davon voll; was mir aber das Unerwartetste war, die ökonomische Gesellschaft in Bern erkannte mir gleich nach seiner Erscheinung ein Dankschreiben mit ihrer goldenen Medaille zu, die ich aber, so sehr sie mich freute, und so gern ich es gethan hätte, in meiner Lage nicht behalten konnte, sondern nach einigen Wochen um den Geldwerth in ein Kabinet verkaufen mußte." — Aber Pestalozzi hatte Ursach, mit diesem überraschenden Erfolge nicht zufrieden zu sein. Man las das Buch nur als Roman und suchte die Quellen des Verderbens unter dem Landvolk nur in solchen Dorfvorgesetzten, wie er seinen Hummel geschildert. Im Uebrigen wies man ihn höchst einseitig, ja selbst bitter und leidenschaftlich auf diesen neuen „Brotverdienst", das Romanschreiben, hin, wozu

er, wie das Buch klar zeige, Anlagen habe. Nur der berühmte Lavater war der Einzige in seiner Umgebung, der ihn richtiger zu würdigen wußte, indem er zu Pestalozzi's Frau sagte: „Wenn ich ein Fürst wäre, ich würde ihn in Allem, was das Landvolk und die Verbesserung seines Zustandes betrifft, zu Rathe ziehen, aber ihm nie einen Heller Geld anvertrauen."

Um nun dem falschen Verständniß von „Lienhard und Gertrud vorzubeugen, um besonders die Kindererziehung von Seiten der Mütter in der eigenen Wohnstube als den Mittelpunkt aller Erziehung darzustellen, entschloß er sich, ein zweites Werk: „Christoph und Else" dem gebildeteren Publikum vorzulegen. Eine Bauernfamilie, das ist der Inhalt desselben, liest die Geschichte Lienhards und Gertruds, die als bekannt vorausgesetzt wird, und bespricht sich darüber. Aber leider! fand das Werk keinen Beifall, und der Verleger wollte die Fortsetzung desselben nicht übernehmen. Denn obwohl es einen reichen Schatz von Erfahrungen und Lehren enthält, so spricht es weniger zum Gemüth als zum Verstande, und Ursachen und Wirkungen aus einfachen Thatsachen, wie sie in Lienhard und Gertrud vorliegen, herauszusuchen und für sich nutzbar zu machen, ist nicht für Jedermann. So blieb das Buch, von dem später einige Goldkörner als Probe desselben beigefügt werden sollen, ganz unbekannt und kam dem Volk nicht in die Hände.

Da erwachte in Pestalozzi der Gedanke, ob sich das, was er durch Christoph und Else vergeblich erstrebt, nicht besser durch eine Fortsetzung seines Erstlingswerkes erreichen ließe, welches bis jetzt einen Band — die ersten hundert Abschnitte — umfaßte. So entstanden nach und nach die jetzt bekannten vier Theile, von denen die beiden ersten, die geistreichsten und volksthümlichsten zugleich, beinahe 80 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, noch einmal abgedruckt, hier vorliegen.

Und wahrlich, welches Buch verdiente es mehr, wieder und immer wieder gelesen zu werden, als dies, in dem eine treue Mutter als Erzieherin ihrer Lieblinge für Reich und Arm zum Muster und Vorbilde dargestellt wird. „Die

Mütter" sagt Pestalozzi, „können den Ihrigen, ihren Kindern, sein, was kein Mensch auf Erden an ihrer Statt ihnen sein kann." — „Darum will ich die Bildung des Volks in die Hand der Mütter legen." So sprach er und versuchte zuerst die Bildung des Volks aus der Schulstube in die Wohnstube zu verpflanzen: „Was Eltern ihren Kindern lehren können, ist und bleibt immer die Hauptsache fürs menschliche Leben, und so ist es Gottes Ordnung, daß alle Menschheit das Wichtigste, so sie nöthig hat, in ihrer Wohnstube lerne."

Die beiden letzten Theile von Lienhard und Gertrud sind weniger gemüthvoll. Längere Betrachtungen und Auseinandersetzungen stören oft und das Plan- und Endlose der Anlage macht sich bemerkbar. Dennoch ist viel Gutes darin, Einzelnes sogar wieder unübertrefflich. Das Ganze ist leider unvollendet geblieben.

Welches aber waren die materiellen Früchte, die dieses Werk ihm einbrachte? Ach, von Gewinn an Geld war wenig die Rede. „Ich verstand" — so schreibt er hierüber im 13. Bande seiner sämmtlichen Werke — „den Buchhandel eben so wenig, als Alles, was ich bisher in ökonomischer Rücksicht vornahm und verdiente in der ganzen Zeit meiner Noth, ich möchte fast sagen, nicht Brot und Wasser." — Obgleich ihn ein edler Herr in der Schweiz auf seine Güter zu ziehen bat, obschon sein berühmtes Buch sofort nach dem Erscheinen ins Dänische übersetzt wurde und eine Gräfin in diesem Lande nach seinen Grundsätzen Einrichtungen in ihren Dörfern treffen ließ, obschon er mit einem k. k. Oesterreichischen Finanzminister, ja mit dem Großherzog Leopold von Toskana, dem späteren Kaiser von Deutschland, selbst in Briefwechsel stand, also sein Name schon hohen Rufes genoß, kam er doch aus seinen drückenden Verlegenheiten nie heraus und er tröstete sich später nur damit, daß weniger Widerwärtigkeiten und ein glücklicheres Schicksal das Feuer, das seinen ursprünglichen Bestrebungen zu Grunde lag, gewiß nicht in diesem Grade lebendig erhalten hätten.

Dazu brachen, während seine Noth schon auf das Höchste

gestiegen war, noch die Stürme der Revolution herein. Die Schweiz ward eine untheilbare Republik unter fünf Direktoren und Stanz, der Hauptort Unterwaldens, ging am 9. September 1798 in Flammen auf. Eine große Anzahl von Kindern wurde durch dies schreckliche Unglück zu vater- und mutterlosen Waisen. Pestalozzi war es, der sie sammelte, und ein Kloster, durch dessen noch zertrümmerte Fenster die rauhen Stürme des Herbstes wütheten, nahm sie auf. Gränzenlos verwildert, leiblich und geistig verkommen, mit den ekelhaftesten Krankheiten behaftet, einige wie ausgezehrte Gerippe, andere beladen von Ungeziefer, die meisten voller Lügen und Falschheit — sämmtliche aber unwissend und vom höchsten Elend niedergedrückt — das waren die achtzig, denen er fortan Vater und Lehrer, doch was sage ich, selbst Mutter und Dienstmagd sein wollte. Das war die Lebensaufgabe, die er nun sich gestellt, und rührend sind die Worte, welche er über seine Thätigkeit in Stanz an seinen Freund Geßner schrieb: „Ich war vom Morgen bis zum Abend allein in ihrer Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, ging aus meiner Hand. Jede Hülfe, jede Handbietung in der Noth, jede Lehre, die sie erhielten, ging unmittelbar von mir aus. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Auge ruhte auf ihrem Auge. Meine Thränen flossen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, sie waren außer Stanz, sie waren bei mir und ich war bei ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank der meinige. Ich hatte nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freude, keine Dienste (Dienstboten) um mich her, ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte, waren sie krank, ich war an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abende der letzte, der ins Bett ging und am Morgen der erste, der aufstand. Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen. Alle Augenblick mit Gefahren einer doppelten Ansteckung umgeben, besiegte ich die beinahe unbesiegbare Unreinlichkeit ihrer Kleider und ihrer Leiber."

Es ist nicht nöthig, hierzu auch nur noch ein einziges Wort zu setzen.

Aber noch mehr, seine liebende Thätigkeit hatte damit noch keine Gränzen. Als auch bald darauf Altdorf abbrannte, sprach er zu seinen lieben Kindern: „Altdorf ist verbrannt, vielleicht sind in diesem Augenblicke hundert Kinder ohne Obdach, ohne Nahrung, ohne Kleidung. Wollt ihr nicht unsere gute Obrigkeit bitten, daß sie etwa zwanzig dieser Kinder in unser Haus aufnehme?“ Und als sie voll Rührung riefen: „Ja, ach mein Gott, ja!“ setzte er hinzu: „Aber unser Haus hat nicht Geld genug, ihr werdet um dieser Kinder willen mehr arbeiten müssen, weniger zu essen bekommen, ja eure Kleider mit ihnen zu theilen genöthigt sein, — wollt ihr euch das um ihrer Noth willen auch gern und aufrichtig gefallen lassen?“ Und sie riefen: „Ach, laß sie kommen, Vater, wir wollen ja gern mehr arbeiten und schlechter essen!“

Aeußeren Lohn durfte er für solche Vatertreue nicht beanspruchen; aber Undank ward ihm reichlich. Man hielt ihn für einen gutmüthigen Narren, und selbst Kinder, die er gereinigt und gekleidet, entliefen seiner Obhut wieder. Niemand in Stanz ging mit ihm um, und nur ein Heinrich Zschocke schämte sich seiner nicht. Als dieser im Auftrage der Regierung zu ihm kam, spazierte er öfters Arm in Arm mit ihm, oder indem er ihm Hut und Rock abbürstete, oder an die schief zugeknöpfte Weste erinnerte, leistete er ihm sogar Bedientendienste. Denn Zschocke, seine Mängel übersehend, wußte seinen wahren Werth zu schätzen.

Ein halbes Jahr dauerte Pestalozzis pädagogisches Heldenthum in Stanz, wie man seine aufopfernde Thätigkeit daselbst genannt hat. Die rohesten Kinder waren gebändigt und schwärmten für ihn in Liebe und Begeisterung, — da machte derselbe Krieg, der das Kloster zum Waisenhause umgeschaffen, aus ihm ein Lazareth, und unter Thränen mußte der alte Vater Pestalozzi seine Kinder von sich lassen. Er ging in ein Bad in das Berner Oberland, seine Gesundheit hatte unendlich gelitten. Aber obwohl verhöhnt und sogar verläumdet über eine Arbeit, deren Anstrengungen ihn dem Tode nahe gebracht, konnte er dennoch nicht leben ohne sein Werk. Kaum wieder her-

gestellt, ging er nach Burgdorf. In der niedrigsten Schule der „Hintersassen" bot man ihm eine Gehülfenstelle an, ihm, den seine hochgestellten Freunde schon vor Ausbruch des Krieges zum Seminardirector in Aargau hatten machen wollen, — und sein demüthiger, anspruchsloser Sinn schlug sie nicht aus. Allein der Mann, dem er untergeordnet war, verdächtigte sein Werk, als er die stets wachsende Liebe zu Pestalozzi erkannte und verläumdete selbst seine Person. Darauf erhielt er mit dürftigem Gehalte am selben Orte eine zweite Stelle, in der er unter der Oberaufsicht eines Frauenzimmers Kinder von 5 bis 8 Jahren im Lesen und Schreiben unterrichten mußte. Mit eisernem, unermüdlichem Fleiß forschte er hier, wie er es schon in Stanz begonnen, der einfachsten, naturgemäßesten Methode zu unterrichten, weiter nach, und er erfand nach und nach die ersten Unterrichts- und Bildungsmittel so zu vereinfachen, daß jede Mutter danach im Stande ist, sich ihrer für ihre Kinder zu bedienen, und dieselbe Methode ist es, die noch heute seinen Namen trägt und ihn so berühmt gemacht hat. Darum fand man auch nach achtmonatlicher Wirksamkeit seine Kinder bei einer Prüfung außerordentlich vorgeschritten, und seine Leistungen wurden in Burgdorf öffentlich anerkannt. Schon mit ergrautem Haar hatte er sich also nicht geschämt, von unten auf zu dienen; da finden wir ihn auf einmal vereint mit einem treuen Gehülfen an der Spitze einer neuerrichteten Erziehungsanstalt, gleichfalls in Burgdorf (1800). Dies ging so zu:

Herrmann Krüsi, der Sohn eines armen Handelsmannes in der Schweiz, war bis zu seinem achtzehnten Jahre kaum des Schreibens mächtig geworden, da er schon früh als Tagelöhner, Weber und Bote sich seinen Unterhalt erwerben mußte. Aber er war strebsam und reich an kindlich frommem Sinn, und deßhalb erwählte ihn ein edler, wohlhabender Mann zum Lehrer von 26 Waisenkindern, die er sich aus einem fernen Kanton erbeten hatte. Leider aber schon nach kurzer Zeit rief der Tod seinen Freund und Wohlthäter ab; doch es fand der junge Lehrer an Pestalozzi einen reichen Ersatz für den Verlust, der ihn wieder in seine alte Laufbahn zurückzuwerfen drohte.

Er hatte Pestalozzi vorher noch nicht einmal dem Namen nach gekannt, aber dessen Begeisterung für Menschenwohl und sein Tiefblick in die Menschennatur flößten ihm hohe Achtung und tiefes Erstaunen ein, und bald waren Beide eins zu einem gemeinsamen Liebeswerk. Das alte, zur Zeit leer stehende Schloß in Burgdorf nahm Beider Kinder auf, und mit Muth und Begeisterung gingen die treuen Lehrer an das Werk. Und Gott gab seinen Segen zu dem Unternehmen. Kinder aller Art aus mittleren und selbst höheren Ständen begehrten nun von ihnen Unterricht und Erziehung, und da ihre Anstalt bald emporblühte, bedurften sie neuer Mitarbeiter, unter denen wir hier Tobler und Buß nennen wollen. Der letztere war ursprünglich Buchbinder, hatte aber von Pestalozzi Lienhard und Gertrud gelesen, und trotz aller Gegenvorstellungen der Seinen eilte er ihm nach, um seine Mühen und seiner Liebe Lohn zu theilen. „Und ich sah," — so sagte er später, — „Pestalozzi's Wohlwollen, seine Freude über mich Unbekannten, seine Anmaßungslosigkeit, seine Einfachheit und die Zerstörung, in der er vor mir stand; — Alles riß mich in einem Augenblicke hin. So sah ich noch keinen Menschen mein Herz suchen, aber so hat auch noch keiner mein Zutrauen gewonnen."

Diese Begeisterung wußte Pestalozzi seinen Lehrern einzuhauchen, und Aller Lebensodem strömte wieder über in ihre Schüler. Bald ward die Anstalt berühmt, von Nah und Fern strömte man hinzu: denn mit ihrem Gedeihen war das Vertrauen zu derselben gestiegen. Als merkwürdig dabei ist aber das noch hervor zu heben, daß die Lehrer Jahre lang ohne Bücher unterrichteten (die berühmten Elementarbücher entstanden erst später), und daß dennoch die Kinder mit der größten Freudigkeit und Lebendigkeit lernten. Ihr großes, stets aufgeschlagenes Buch war die Natur und neben ihr der sich in Sprache, Zahl und Form offenbarende Geist. Schulgerecht lernten sie freilich nichts, aber Pestalozzi's heiliger Eifer, seine hingebende, sich selbst ganz vergessende Liebe und Vatertreue, seine Gewissenhaftigkeit, seine Uneigennützigkeit endlich, ließen die Schüler mehr in sittlicher und geistiger Hin-

sicht erstarken, als durch bloßes Unterrichten jemals möglich gewesen wäre.

Im Jahre 1801 schrieb Pestalozzi ein Werk, das in Briefform übersichtlich und belehrend die Ideen enthält, nach denen Mütter ihre Kinder selber unterrichten sollen, und welches man für seine gediegenste pädagogische Arbeit hält. Es heißt: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt." Hinreißend darin ist die Sehnsucht seines ganzen Lebens und Strebens ausgesprochen, wie er dem armen, gedrückten Volke aufzuhelfen bemüht war, rührend, wie er sein Unvermögen anklagt, dies durchzuführen, wahrhaft erhebend aber seine Demuth vor Gott, „der sein Angesicht nie von dem Opfer weggewandt, das er von Kindesbeinen an den Verlassenen im Lande hat bringen wollen und nie hat bringen können." Was aber die Methode betrifft, die er in diesem Buche niedergelegt hat, so ist bei ihm alles Wissen auf Anschauung gegründet. Anschauung ist nach ihm das Fundament aller Kenntnisse und des richtigen Urtheils. Selbst für das religiöse Gebiet nimmt er diesen Grundsatz in Anspruch. Denn das religiöse Leben geht hauptsächlich von dem Verhältnisse aus, das zwischen dem unmündigen Kinde und seiner Mutter Statt hat. Aus dieser Anschauung lernt das Kind Liebe, Vertrauen, Dankbarkeit, Geduld, Gehorsam — Gott kennen.

Doch wir kehren zu den Lebensschicksalen des theuren Mannes zurück. Nach dem Erscheinen dieses Epoche machenden Werkes wurden die Besuche in Pestalozzi's Erziehungsanstalt von Seiten Fremder immer häufiger. Dazu fiel eine von Seiten der Regierung angeordnete Inspicirung seines Instituts höchst günstig für ihn aus, so daß in Folge derselben die Anstalt in ein Lehrerseminar umgewandelt werden sollte, zu dessen Director natürlich Pestalozzi bestimmt wurde. Allein nur kurze Zeit der Freude über diese Anerkennung war dem Edlen vergönnt, — der unselige Krieg schuf das Schloß von Burgdorf in den Sitz eines Oberamtes um, und Pestalozzi's Stätte durfte hier wiederum nicht mehr sein. Er wanderte aus mit allen seinen Lieben (1804).

Kurze Zeit hindurch fanden die Zöglinge bei einem seiner Freunde, Emanuel von Fellenberg in München-Buchsee freundliches Unterkommen, und als sein Geschick bekannt wurde, boten ihm gleichzeitig drei Städte ihre Schlösser zu unentgeldlichem Gebrauche an. Er entschied sich für Yverdun (Iferten) und holte Kinder und Lehrer, welche einstweilen in Buchsee geblieben waren, zu sich nach dem Orte, der seinen Namen über die Gränzen Deutschlands hinaus, über ganz Europa berühmt machen sollte. Sie kamen gern, denn bei Fellenberg „war es anders gewesen, wenngleich da mehr Ordnung herrschte, und man auch mehr lernte"; die Alles belebende Liebe ihres Vater's Pestalozzi hatte ihnen dort gefehlt und das fröhliche, fangreiche Leben.

Um diese Zeit trat auch ein edler, deutscher Mann, der bei den Preußen in besonders gesegnetem Andenken bleiben wird, ihm nahe. Dies war der Herr von Türk, dazumal — ehe er sein Schüler wurde, — Großherzoglich Oldenburgischer Justizrath, später Regierungsrath in Potsdam. Sein Empfang von Seiten Pestalozzi's ist für Letzteren höchst charakteristisch. „Wir sahen" — erzählt von Türk — „einen Wagen kommen. Wenn das Pestalozzi wäre! sagte ich zu dem mich begleitenden Niederer. Er ist's, erwiederte dieser. Der Wagen war bei uns, er hielt an; Pestalozzi sprang heraus, er umarmte mich, es war, als hätten wir uns schon Jahre lang gekannt. — Freund! Es geht, es geht! sagte er zu mir mit einem Ausdrucke — nun, man muß dieses lebhafte Auge, diese Züge einer unerschütterlichen Gutmüthigkeit, welche allen Stürmen des Schicksals widerstand, gesehen haben, um diesen Ausdruck sich vorstellen zu können. Noch sah ich in keinem menschlichen Gesichte etwas Aehnliches. Diese Fülle des Gefühls, dieser Reichthum der Gedanken, für welche oft die Sprache nicht hinzureichen scheint, kleidet Pestalozzi, durch den Wunsch, alle Menschen für die gute Sache, für die er lebte und duldete, zu gewinnen, unaufhaltsam hingerissen, in eine Sprache ein, deren Worte mir beinahe alle unverständlich waren; allein jeder einzelne Zug seines Gesichts verdollmetschte das, was er sagte, und so verstand

ich mehr, als ich erwartet hatte." So schrieb jener würdige Schüler des alten Pestalozzi noch bei Lebzeiten desselben.

In Yverdun war er abermals das Vorbild des ganzen Hauses, die Seele der großartigen Anstalt. Fast jeden Morgen schon um 2 Uhr wach, begann er seine schriftstellerischen Arbeiten, die er aus dem Bett zu dictiren pflegte. Den Tag über hatte er viel mit den Fremden zu thun, die sein Institut zu sehen begehrten, welches so umfangreich geworden war, daß schon 1809 die Zahl der Zöglinge 160 betrug und die der im Schlosse wohnenden Lehrer funfzehn, wozu noch 32 Erwachsene kamen, welche seine Methode studirten. Oft meldeten sich hohe Herrschaften zum Besuch bei ihm an: der Kaiser von Rußland schenkte ihm 5000 Rubel zur Herausgabe seiner sämmtlichen Werke, der König von Holland besuchte ihn selbst in seinem Schlosse, — und mancherlei Züge, die uns tiefe Blicke in sein Inneres thun lassen, werden davon erzählt. Als Friedrich Wilhelm III. nach der Schweiz kam, war Pestalozzi sehr krank. Dennoch mußte ihn einer seiner Schüler und Freunde, Ramsauer, zum Könige begleiten, damit er ihm danken könne für seinen Eifer um das Volksschulwesen und dafür, daß er so viele Eleven nach Yverdun geschickt. Mehrere Male sank er auf der Hinreise in Ohnmacht, so daß er einmal sogar in ein nahes Haus gebracht werden mußte. Als ihn aber Ramsauer bat, umzukehren, sprach er die denkwürdigen Worte: „Schweig davon, ich muß den König sehen und sollte ich auch darüber sterben. Wenn durch meine Gegenwart beim Könige auch nur ein einziges Kind in Preußen einen besseren Unterricht empfängt, so bin ich reichlich belohnt!" Ein andermal lag er von heftigen rheumatischen Schmerzen gepeinigt, im Bette, als ein französischer Gesandter kam. Mühsam richtete er sich auf und ließ sich ankleiden, ächzend und schwankenden Fußes ging er einige Schritte auf Krüsi gestützt, vorwärts, allmählig kehrten ihm die Kräfte zurück, so daß er dem willkommenen Gaste entgegen gehen konnte, bald von Stube zu Stube eilend, er-

klärte er mit Feuer und Lebendigkeit und die Schmerzen waren verschwunden. Denn wie er die armen Kinder umsonst aufnahm, so trachtete er die Reichen und Hochgestellten als Verbündete seiner guten Sache zu gewinnen und es war gewiß nicht Eitelkeit von ihm, wenn er diesen die Leistungen seiner Lehrer im besten Lichte zu zeigen suchte.

Allein, war die Erziehungsanstalt in Burgdorf nur von ihm geleitet, so machten sich in Yverdun bald Anderer Bestrebungen geltend, und namentlich waren es seine beiden Mitarbeiter Schmid und Niederer, durch deren Einfluß seine Einrichtungen theils zwar in's Werk gesetzt, theils aber auch gehemmt wurden. Leider ging durch die Ausdehnung der Anstalt zuerst das schöne, patriarchalische Familienleben, wie es in Burgdorf geherrscht, verloren. Die Glieder des Hauses standen sich nicht mehr so nahe, Selbstsucht und der Eifer, sich bemerkbar zu machen, traten mehr und mehr hervor. Auch waren mancherlei bis dahin ungekannte Schwierigkeiten zu überwinden. So mußte, um nur eins anzuführen, aller Unterricht in zwei Sprachen, französisch und deutsch gegeben, jedes Morgen- oder Abendgebet doppelt gesprochen werden, wie auch die kräftigen Söhne der Schweiz und die verzärtelten Kinder des schwelgerischen Paris schwer zu bewältigende Gegensätze bildeten. Rechnen wir noch dazu die bekannte Regierungsunfähigkeit Pestalozzi's, so war schon vorauszusehen, daß das Unternehmen nach und nach sehr verlieren mußte. Allein es trat leider! noch etwas viel Schlimmeres hinzu: eine unselige, verderbenbringende Entzweiung zwischen den Lehrern, an deren Spitze Niederer und Schmid einander gegenüber standen. Es ist hier nicht der Ort, auf die unglückliche Zeit näher einzugehen; eine Zeit, welche besonders die zwölf letzten Lebensjahre des edlen Greises bis zum Tode verbitterte. Werfen wir einen Schleier über dieselbe und heben nur, um Pestalozzi's versöhnlichen Sinn zu zeigen, einige Worte aus einem Briefe desselben an Niederer (vom 1. Februar 1823) hervor: „Niederer, werde, so viel Du kannst, wieder mein alter Niederer, wie Du es vor 20 Jahren warst! Frau Niederer, sei

mir auch Du wieder in Wahrheit etwas von dem, was Du mir damals warst! Ich will Euch, so gern ich kann, auch wieder sein, was ich Euch damals war. O Gott, wie sehne ich mich danach, daß unsere Herzen uns wieder zu uns selbst bringen, — daß wir von erneuerter Liebe gestärkt und geheiligt, beim nächsten Fest auch einmal wieder zum heiligen Nachtmahl gehen dürfen, ohne fürchten zu müssen, daß die ganze Gemeinde, in der wir leben, von unserem Thun geärgert, ob unserem zum Nachtmahl Kommen schaudere und ihre Blicke sowohl mit Unwillen als Bedauern auf uns werfen müsse. — — O Niederer! Auf der Bahn dieser erneuerten Liebe findet sich der einzige Weg zur wahren Ehre, so wie zur Wiederherstellung einer verlorenen Scheinehre. — — Alter Freund! Laß uns das Inwendige der Schüssel reinigen, ehe wir uns um den Scheinglanz ihres Aeußeren bemühen. —"

Schließlich sei bemerkt, daß im Jahre 1823 eine Versöhnung beider Partheien dadurch zu Stande kam, daß Niederer eine Ehrenerklärung an Schmid gab. Doch löste Pestalozzi zwei Jahre darauf sein Institut gänzlich auf, nachdem es ein Vierteljahrhundert hindurch bestanden hatte. Nur kurze Zeit hernach, von seinem 72. Geburtstage ab, warf noch einmal ein erquickliches Licht auf sein trübes Leben die Gründung einer Erziehungsanstalt für Arme zu Clindy unweit Yverdun. Die 50,000 Franken, welche die Subscriptionen auf seine sämmtlichen Werke eingetragen, schenkte er ihr und in diesem Wirkungskreise hoffte er, sein bewegtes Leben zu schließen. Allein es war nur ein Lichtschein von kurzer Dauer. „Des Umtrieb's müde" kehrte der nun Achtzigjährige auf seinen Neuhof zurück, dorthin, wo er gerade vor einem halben Jahrhundert seine erste Armenanstalt begonnen hatte. Es war im Frühlinge des Jahres 1825.

Er stand allein. Seine Gattin war ihm in demselben Alter, in dem er sich jetzt befand, schon am 11. December 1815 in das Land des Friedens vorangegangen. Mit tiefem Schmerze hatte er sie, gefolgt von Yverdun's Bewohnern und den Genossen seines Institut's unter den zwei schönen Wallnußbäumen im Schloßgarten daselbst be-

stattet. Die Vielgeprüfte, die Alles, Alles mit ihm getheilt, war ein edles Weib gewesen; nur mit Ehrfurcht nannten, die ihr näher standen, ihren Namen. Ihre letzten Lebenstage versüßte ihr die liebevolle Pflege ihrer Schwiegertochter, deren Sohn Pestalozzi's einziger Enkel war und zu welchem der Lebensmüde jetzt auf Neuhof zog.

Noch zwei Jahre, in denen er vornämlich seine „Lebensschicksale" und seinen „Schwanengesang" niederschrieb, waren dem Greise vergönnt, hienieden zu wallen. Er erfuhr auch jetzt noch viele Beweise von Liebe und Achtung trotz der Jahre hindurch dauernden Mißverhältnisse, in die er nicht ohne seine Schuld verwickelt worden war, ja es schien fast, als ob die Theilnahme für ihn nur um so größer und allgemeiner geworden sei. Man wußte, daß sein Gemüth sich zu groß, reich und herrlich offenbart, darum übersah man seine Mängel. Und wahrlich, nur der möge über ihn zu Gericht sitzen, der, wie er, unter solcher rastlosen Thätigkeit, unter solcher aufopfernden Liebe und Hingebung, in einem todten Zeitalter „Hunger und Blöße die Gefährten seiner Tage" nennen durfte und dennoch treu blieb bis an das Ende.

Im letzten Sommer seines Lebens besuchte er das Zeller'sche Waisenhaus in Beuggen. Die Kinder begrüßten ihn mit dem Liede von Goethe: „Der du von dem Himmel bist," einem seiner Lieblingsgesänge, welchen er auch Gertrud und ihren Kindern in den Mund legt (Lienhard und Gertrud Kap. 12). Dann überreichten sie ihm einen Eichenkranz. Pestalozzi aber lehnte ihn ab mit dem bescheidenen Worte: „Nicht mir, sondern der Unschuld gebührt dieser Kranz!"

Als er sein zweiundachtzigstes Jahr begonnen, fühlte er Mahnungen des nahen Todes. Nur wenige Tage hatte er zu leiden. Man brachte ihn von seinem Landhause fort, dem Arzte näher. „Ich vergebe meinen Feinden," — war eins seiner letzten Worte, — „mögen sie den Frieden jetzt finden, da ich zum ewigen Frieden eingehe!" Nach kurzem Kampfe und ergeben in Gottes Willen starb er am Morgen des 17. Februar 1827.

Sein Leichenbegängniß geschah zwei Tage darauf in Birr, zu welchem Dorfe sein Neuhof gehörte, und wo er sich unweit des Schulhauses schon ein Ruheplätzchen ausgesucht hatte. Es lag gerade viel Schnee in dieser Zeit, weßhalb nur Wenige an der stillen Feier Theil nehmen konnten. Die Kinder des Dorfes sangen an seinem Grabe und pflanzten im Frühjahr weiße Rosen darauf. Ein bescheidenes Denkmal aber ziert gegenwärtig den Ort, unter welchem Pestalozzi der Auferstehung entgegen schlummert.

Vorrede zur ersten Auflage.

Diese Bogen sind die historische Grundlage eines Versuchs, dem Volke einige ihm wichtige Wahrheiten auf eine Art zu sagen, die ihm in den Kopf und ans Herz gehen sollte.

Ich suchte sowohl das gegenwärtige Historische als das folgende Belehrende auf die möglichst sorgfältige Nachahmung der Natur, und auf die einfache Darlegung dessen, was allenthalben schon da ist, zu gründen.

Ich habe mich in dem, was ich hier erzähle, und was ich auf der Bahn eines thätigen Lebens meistens selbst gesehn und gehört habe, sogar gehütet, meine eigene Meinung hinzuzusetzen zu dem, was ich sah und hörte: was das Volk selber empfindet, urtheilt, glaubt, redet und versucht.

Und nun wird es sich zeigen. Sind meine Erfahrungen wahr, und gebe ich sie, wie ich sie empfangen habe, und wie es mein Endzweck ist, so werden sie bei allen Denen, welche die Sachen, die ich erzähle, selber täglich vor Augen sehn, Eingang finden. Sind sie aber unrichtig, sind sie bloß das Werk meiner Einbildungen und der Tand meiner eigenen Meinungen, so werden sie wie andre Sonntagspredigten am Montag verschwinden.

Ich sage nichts weiter, sondern ich füge nur noch zwei Betrachtungen bei, welche meine Grundsätze über die Art eines weisen Volksunterrichts ins Licht zu setzen, geschickt scheinen.

Die erste ist aus einem Buche unsers seligen Luther, dessen Feder in jeder Zeile Menschlichkeit, Volkskenntniß und Volksunterricht athmet. Sie lautet also: „Die heilige „Schrift meint es auch darum so gut mit uns, daß sie nicht „bloß mit den großen Thaten der heiligen Männer rum„pelt, sondern uns auch ihre kleinsten Worte an den Tag „giebt, und so den innern Grund ihres Herzens uns aufschließt.

Die zweite ist aus einem jüdischen Rabbiner und lautet nach einer lateinischen Uebersetzung also: „Es waren „unter den Völkern der Heiden, die rings umher und um „das Erbtheil Abrahams wohnen, Männer voll Weisheit, „die weit und breit auf der Erde ihres Gleichen nicht hat„ten. Diese sprachen: Lasset uns zu den Fürsten und zu

„ihren Gewaltigen gehen, und sie lehren, die Völker auf „Erden glücklich zu machen. Und die weisen Männer gingen „hinaus, und lernten die Sprache des Hauses der Könige „und ihrer Gewaltigen, und redeten mit den Königen und „mit ihren Gewaltigen in ihrer Sprache. Und die Könige „und die Gewaltigen lobten die weisen Männer und ga„ben ihnen Gold und Seide und Weihrauch, thaten „aber gegen die Völker wie vorhin. Und die wei„sen Männer wurden von dem Golde und der Seide und „dem Weihrauch blind, und sahen nicht mehr, daß die „Könige und ihre Gewaltigen unweise und thöricht han„deln an allem Volke, das auf Erden lebt. Aber ein „Mann aus unserm Volke beschalt die Weisen der Heiden, „gab dem Bettler am Wege seine Hand, führte das Kind „des Dieben und den Sünder und den Verbannten in „seine Hütte, grüßte die Zöllner und die Kriegsknechte „und die Samariter wie seine Brüder, die aus seinem „Stamme sind. Und sein Thun und seine Armuth und „sein Ausharren in seiner Liebe gegen alle Menschen ge„wannen ihm das Herz des Volkes, daß es auf ihn traute „als auf seinen Vater. Und als der Mann aus Israel „sah, daß alles Volk auf ihn traute als auf seinen Vater, „lehrte er das Volk, worin sein wahres Wohl bestehe; „und das Volk hörte seine Stimme, und die Fürsten hör„ten die Stimme des Volkes."

Das ist die Stelle des Rabbiners, zu der ich kein einziges Wort hinzusetze. Und jetzt, liebe Blätter! nur noch dieses Wort, ehe ihr aus meiner Stille geht an die Orte, wo die Winde blasen und die Stürme brausen, an die Orte, wo kein Friede ist — möge es euch vor bösen Stürmen bewahren!

„Ich habe keinen Theil an allem Streite der Men„schen über ihre Meinungen; aber das, was sie fromm und brav und treu und bieder machen; was Liebe Gottes und Liebe des Nächsten in ihr Herz und Glück und Segen in in ihr Haus bringen kann, das, meine ich, sei außer allem Streite uns allen und für uns alle in unsere Herzen gelegt."

Den 25. Hornung 1781.

Der Verfasser.

Lienhard und Gertrud.

1. Kapitel.

Ein herzguter Mann, der aber doch Weib und Kind höchst unglücklich macht.

Es wohnt in Bonnal ein Maurer*). Er heißt Lienhard und seine Frau Gertrud. Er hat sieben Kinder und einen guten Verdienst; aber er hat den Fehler, daß er sich im Wirthshaus oft verführen läßt. Wenn er da anfitzt, so handelt er wie ein Unsinniger, und es sind in unserm Dorf schlaue, abgefeimte Bursche, die darauf losgehn und daraus leben, daß sie den Ehrlichern und Einfältigern auflauern und ihnen bei jedem Anlaß das Geld aus der Tasche locken. Diese kannten den guten Lienhard und verführten ihn oft beim Trunk noch zum Spiel, und raubten ihm so den Lohn seines Schweißes. Aber allemal, wenn das am Abend geschehen war, reute es Lienhard am Morgen, und es ging ihm an's Herz, wenn er Gertrud und seine Kinder Brot mangeln sah, daß er zitterte, weinte, seine Augen niederschlug und seine Thränen verbarg.

Gertrud ist die beste Frau im Dorf; aber sie und ihre blühenden Kinder waren in Gefahr, ihres Vaters und ihrer Hütte beraubt, getrennt, verschupft**), in's

*) Ich muß hier melden, daß in der ganzen Geschichte ein alter, angesehener Einwohner von Bonnal redend eingeführt wird.

**) Diese Geschichte ist schweizerisch. Die Scene davon ist in der Schweiz und ihre Helden sind Schweizer. Man hat deßhalb die schweizerischen Namen beibehalten und die schweizerischen Provinzialworte, wie z. B. verschupfen, welches bedeutet, daß ein Mensch

äußerste Elend zu sinken, weil Lienhard den Wein nicht meiden konnte.

Gertrud sah die nahe Gefahr und war davon in ihrem Innersten durchdrungen. Wenn sie Gras von ihrer Wiese holte, wenn sie Heu von ihrer Bühne (Boden oder Decke) nahm, wenn sie die Milch in ihren reinlichen Becken besorgte; ach! bei Allem, bei Allem ängstigte sie immer der Gedanke, daß ihre Wiese, ihr Heustock und ihre halbe Hütte ihnen bald dürften entrissen werden; und wenn ihre Kinder um sie her standen, und sich an ihren Schooß drängten, so war ihre Wehmuth immer noch größer, und allemal flossen dann Thränen über ihre Wangen.

Bis jetzt konnte sie zwar ihr stilles Weinen vor den Kindern verbergen; aber am Mittwoch vor der letzten Ostern, da ihr Mann auch gar zu lang nicht heim kam, war ihr Schmerz zu mächtig und die Kinder bemerkten ihre Thränen. Ach Mutter, riefen sie alle aus einem Munde, du weinst! und drängten sich enger an ihren Schooß. Angst und Sorge zeigten sich in jeder Geberde, banges Schluchzen, tiefe Niedergeschlagenheit und stille Thränen umringten die Mutter, und selbst der Säugling auf ihrem Arme verrieth ein bisher ihm fremdes Schmerzgefühl. Sein erster Ausdruck von Sorge und Angst, sein starres Auge, das zum ersten Mal ohne Lächeln hart und steif und bang nach ihr blickte, alles dieses brach ihr gänzlich das Herz. Ihre Klagen brachen jetzt in lautes Schreien aus; alle Kinder und der Säugling weinten mit der Mutter, und es war ein entsetzliches Jammergeschrei, als eben Lienhard die Thür öffnete.

Gertrud lag mit ihrem Antlitz auf ihrem Bette, hörte das Oeffnen der Thür nicht, und sah nicht den kommenden Vater. Auch die Kinder wurden seiner nicht gewahr; sie sahen nur die jammernde Mutter und hingen an ihren Armen, an ihrem Hals und an ihren Kleidern. So fand sie Lienhard.

---

von einem Orte zum andern mit einer Art von Druck und Verachtung verstoßen wird.

Gott im Himmel sieht die Thränen der Elenden und setzt ihrem Jammer ein Ziel.

Gertrud fand in ihren Thränen Gottes Erbarmen. Gottes Erbarmen führte den Lienhard zu diesem Anblick, der seine Seele durchdrang, daß seine Glieder bebten. Todesbläße stieg in sein Antlitz, und schnell und gebrochen konnte er kaum sagen: Herr Jesus, was ist das? — Da erst sah ihn die Mutter, da erst sahen ihn die Kinder, und der laute Ausbruch der Klage verlor sich. — O Mutter, der Vater ist da! riefen die Kinder aus einem Munde, und selbst der Säugling weinte nicht mehr.

Wenn ein Waldbach oder eine verheerende Flamme nun nachläßt, so verliert sich auch das wilde Entsetzen, und wird stille, bedächtliche Sorge. —

Gertrud liebte den Lienhard, und seine Gegenwart war ihr auch im tiefsten Jammer Erquickung, und auch Lienhard verließ jetzt das erste, bange Entsetzen.

Was ist, Gertrud! sagte er zu ihr, dieser erschreckliche Jammer, in dem ich dich treffe?

O, mein Lieber! erwiederte Gertrud, finstre Sorgen umhüllen mein Herz, und wenn du weg bist, so nagt mich mein Kummer noch tiefer.

Getrud! erwiederte Lienhard, ich weiß, was du weinest .... ich Elender!

Da entfernte Gertrud ihre Kinder, und Lienhard hüllte sein Antlitz in ihren Schooß, und konnte nicht reden. Auch Gertrud schwieg eine Weile und lehnte sich in stiller Wehmuth an ihren Mann, der immer mehr weinte und schluchzte und sich ängstigte auf ihrem Schooße.

Indessen sammelte Gertrud alle ihre Stärke, und faßte Muth, nun in ihn zu dringen, daß er seine Kinder nicht ferner diesem Unglück und Elend aussetze. Gertrud war fromm und glaubte an Gott, und ehe sie redete, betete sie still für ihren Mann und für ihre Kinder, und ihr Herz war sichtbar heiterer. Da sagte sie: Lienhard, trau auf Gottes Erbarmen und fasse doch Muth, ganz recht zu thun!

O, Gertrud, Gertrud! sagte Lienhard und weinte, und seine Thränen flossen in Strömen.

O, mein Lieber, faſſe Muth! ſagte Gertrud, und glaube an deinen Vater im Himmel, ſo wird alles wieder beſſer gehen! Es geht mir an's Herz, daß ich dich weinen mache. Mein Lieber! ich wollte dir gern jeden Kummer verſchweigen; — du weißt, an deiner Seite ſättigt mich Waſſer und Brot, und die ſtille Mitternachtsſtunde iſt mir oft frohe Arbeitsſtunde für dich und meine Kinder. Aber, mein Lieber, wenn ich dir meine Sorge verhehlte, daß ich mich noch einſt von dir und dieſen Lieben trennen müßte, ſo wäre ich nicht Mutter an meinen Kindern und an dir wäre ich nicht treu. O Theurer! noch ſind unſere Kinder voll Dank und Liebe gegen uns; aber, wenn wir nicht Eltern bleiben, ſo wird ihre Liebe und ihre gute Herzlichkeit, auf die ich Alles baue, nothwendig verloren gehen müſſen. Und dann denke, o Lieber, denke auch, wie dir ſein müßte, wenn dein Niklas einſt keine Hütte mehr hätte und Knecht ſein müßte; er, der jetzt ſchon ſo gern von Freiheit und eigenem Heerde redet; — Lienhard, — wenn er und alle die Lieben, durch unſern Fehler arm gemacht, einſt in ihrem Herzen uns nicht mehr dankten, ſondern weinten ob uns, ihren Eltern! Könnteſt du leben, Lienhard, und ſehen, wie dein Niklas, dein Jonas, wie dein Liſeli und dein Anneli, o Gott! — verſchupft, an fremden Tiſchen Brot ſuchen müßten? Ich würde ſterben, wenn ich das ſehen müßte! — So ſagte Gertrud, und Thränen floſſen von ihren Wangen.

Und Lienhard weinte nicht minder. Was ſoll ich thun? — Ich Unglücklicher! Was kann ich machen? Ich bin noch elender, als du weißt, — o Gertrud, Gertrud! — Dann ſchwieg er wieder, rang ſeine Hände und weinte lautes Entſetzen. —

O Lieber, verzage nicht an Gottes Erbarmen! O Theurer, was es auch ſein mag, rede, daß wir uns rathen und helfen!

2. Kapitel.

Eine Frau, die Entschlüsse nimmt, ausführt und einen Herrn findet, der ein Vaterherz hat.

O Gertrud, Gertrud! es bricht mir das Herz, dir mein Elend zu sagen und deine Sorgen zu vergrößern, und doch muß ich es thun. Ich bin Hummel, dem Vogt*), noch dreißig Gulden schuldig, und der ist ein Hund und kein Mensch gegen die, so ihm schuldig sind. Ach, daß ich ihn in meinem Leben nie gesehen hätte! Wenn ich nicht bei ihm einkehre, so droht er mir mit den Rechten, und wenn ich einkehre, so ist der Lohn meines Schweißes und meiner Arbeit in seinen Klauen. Das, Gertrud, das ist die Quelle unsers Elends.

O Lieber, sagte hierauf Gertrud, darfst du nicht zu Arner, dem Landesvater gehen? Du weißt, wie alle Wittwen und Waisen sich seiner rühmen. O Lieber, ich denke, er würde dir Rath und Schutz gewähren gegen diesen Mann.

Gertrud, erwiederte Lienhard, ich kann nicht, ich darf nicht! Was wollte ich gegen den Vogt sagen, der tausenderlei anbringt, und kühn ist und schlau, und hundert Helfershelfer und Wege hat, einen armen Mann vor der Obrigkeit zu verschreien, daß man ihn nicht anhört!

Gertrud. O Lieber, ich habe noch mit keiner Obrigkeit geredet; aber wenn Noth und Elend mich zu ihr führten, ich weiß, ich würde die Wahrheit gerade gegen Jedermann sagen können. O Theurer, fürchte dich nicht, denke an mich und deine Kinder und gehe!

O Gertrud, sagte Lienhard, ich kann nicht, ich darf nicht; ich bin nicht unschuldig. Der Vogt wird sich kaltblütig auf's ganze Dorf berufen, daß ich ein liederlicher Tropf bin. O Gertrud, ich bin nicht unschuldig! Was

*) Vogt ist in der Schweiz, was in Deutschland der Schulze im Dorfe ist.

will ich sagen? Niemand wird ihn vor den Kopf stoßen und aussagen, daß er mich zu Allem verleitet hat. O Gertrud, könnt' ich's, dürft' ich's, wie gern wollt' ich's! Aber thät' ich's und mißläng's, denke, wie würde er sich rächen!

Gertrud. Aber auch wenn du schweigst, richtet er dich unausweichlich zu Grunde. Lienhard, denke an deine Kinder und gehe! Diese Unruhe unsers Herzens muß enden; — gehe oder ich gehe!

Lienhard. O Gertrud, ich darf nicht. Darfst du es, Gertrud — ach Gott! — darfst du es, so gehe schnell hin zu Arner und sag' ihm Alles.

Ja, ich will gehen, sagte Gertrud, und schlief keine Stunde in der Nacht; aber sie betete in der schlaflosen Nacht und ward immer stärker und entschlossener, zu gehen zu Arner, dem Herrn des Orts.

Und am frühen Morgen nahm sie den Säugling, der wie eine Rose blühte, und ging zwei Stunden weit zum Schlosse des Junkers. —

Arner saß eben bei seiner Linde, vor der Pforte des Schlosses, als Gertrud sich ihm nahte. Er sah sie, er sah den Säugling auf ihrem Arme, und Wehmuth und Leiden und getrocknete Zähren auf ihrem Antlitz.

Was willst du, meine Tochter, wer bist du? sagte er so liebreich, daß sie Muth faßte, zu reden.

Ich bin Gertrud, sagte sie, das Weib des Maurers Lienhard von Bonnal.

Du bist ein braves Weib, sagte Arner. Ich habe deine Kinder vor allen andern im Dorf ausgezeichnet; sie sind sittsamer und bescheidener als alle übrigen Kinder, und scheinen auch besser genährt; und doch, höre ich, seid ihr sehr arm. Was willst du, meine Tochter?

O gnädiger Herr, mein Mann ist seit langer Zeit dem Vogt Hummel dreißig Gulden schuldig; und das ist ein harter Mann. Er verführt ihn zum Spiel und zu aller Verschwendung, und da er ihn fürchten muß, so darf er sein Wirthshaus nicht meiden, wenn er schon fast alle Tage seinen Verdienst und das Brot seiner Kinder darin zurücklassen muß. Gnädiger Herr! es sind sieben unerzogene Kinder, und ohne Hülfe und Rath gegen den Vogt

ist's unmöglich, daß wir nicht an den Bettelstab gerathen; ich weiß, daß Sie sich der Wittwen und Waisen erbarmen, darum durfte ich es wagen, zu Ihnen zu gehn und Ihnen unser Unglück zu sagen. Ich habe aller meiner Kinder Spargeld bei mir, in der Absicht, es Ihnen zu hinterlegen, damit ich Sie bitten dürfte, Verfügungen zu treffen, daß der Vogt meinen Mann, bis er bezahlt sein wird, nicht mehr drängen und plagen dürfe.

Arner hatte längst einen Verdacht auf Hummel. Er erkannte sogleich die Wahrheit dieser Klage und die Weisheit der Bitte. Er nahm eine Schale Thee, die vor ihm stand, und sagte: Du bist nüchtern, Gertrud, trink diesen Thee und gieb deinem schönen Kinde von dieser Milch.

Erröthend stand Gertrud da. Diese Vatergüte ging ihr an's Herz, daß sie ihre Thränen nicht halten konnte.

Und Arner ließ sie jetzt die Thaten des Vogts und seiner Mitgesellen, und die Noth und Sorgen vieler Jahre erzählen, hörte aufmerksam zu und nur einmal fragte er sie: Wie hast du, Gertrud, das Spargeld deiner Kinder retten können in aller dieser Noth?

Da antwortete Gertrud: Das war wohl schwer, gnädiger Herr; aber es mußte mir sein, als ob das Geld nicht mein wäre, als ob es ein Sterbender mir auf seinem Todbette gegeben hätte, daß ich es seinen Kindern aufbehalten sollte. So, fast ganz so sah ich es an. Wenn ich zu Zeiten in der dringendsten Noth den Kindern Brot daraus kaufen mußte, so ruhte ich nicht, bis ich mit Nachtarbeit wieder so viel nebenbei erspart und den Kindern wieder erstattet hatte.

War das allemal wieder möglich, Gertrud? fragte Arner.

O gnädiger Herr, wenn der Mensch sich etwas fest vornimmt, so ist ihm mehr möglich, als man glaubt, und Gott hilft im äußersten Elend, wenn man redlich für Noth und Brot arbeitet, mehr als Sie, gnädiger Herr, es in Ihrer Herrlichkeit glauben und begreifen können.

Arner war durch und durch von der Unschuld und von der Tugend dieses Weibes gerührt, fragte aber im-

mer noch mehr und sagte: Gertrud, wo hast du dieses Spargeld?

Da legte Gertrud sieben reinliche Päcklein auf Arner's Tisch, und bei jedem Päcklein lag ein Zettel, von wem Alles sei und wann Gertrud etwas davon genommen, so stand es aufgeschrieben, und eben so, wie sie es wieder zugelegt habe.

Arner las diese Zettel aufmerksam durch. Gertrud sah es und erröthend sagte sie: Ich hätte diese Papiere wegnehmen sollen, gnädiger Herr.

Arner lächelte und las fort; aber Gertrud stand beschämt da, und sichtbar pochte ihr Herz ob diesen Zetteln; denn sie war bescheiden und demüthig und grämte sich auch über den mindesten Anschein von Eitelkeit.

Arner sah ihre Unruhe, daß sie ihre Zettel nicht bei Seite gelegt hatte; er fühlte die reine Höhe der Unschuld, die beschämt dasteht, wenn ihre Tugend und ihre Weisheit bemerkt wird, und beschloß, dem Weib mehr als es bat und hoffte, Gnade zu erweisen; denn er erkannte ihren Werth und daß unter Tausenden kein Weib ihr gleich käme. Er legte jetzt einem jeden Päcklein etwas bei und sagte: Bring deinen Kindern ihr Spargeld wieder, Gertrud, und ich lege aus meiner Börse dreißig Gulden bei Seite für den Vogt, bis er bezahlt ist. Gehe nun hin, Gertrud, morgen werde ich ohnehin in dein Dorf kommen, und da werde ich dir Ruhe schaffen vor dem Hummel.

Gertrud konnte vor Freuden nicht reden. Kaum brachte sie stammelnd ein gebrochenes, schluchzendes „Gott lohne es Ihnen, gnädiger Herr!" hervor. Dann kehrte sie mit ihrem Säugling auf dem Arme und mit ihrem Trost im Herzen nach Hause zurück. Sie eilte, betete und dankte Gott auf dem langen Wege und weinte Thränen des Dankes und der Hoffnung, bis sie in ihrer Hütte war.

Lienhard sah sie kommen und las den Trost ihres Herzens in ihren Augen. Bist du schon wieder da? rief er ihr entgegen. Es ist dir wohl gegangen bei Arner.

Wie weißt du es schon? sagte Gertrud. — Ich sehe es dir an, du Gute, du kannst dich nicht verstellen.

Das kann ich wirklich nicht, ſagte Gertrud, und möchte auch nicht, wenn ich es könnte, dir die gute Botſchaft einen Augenblick vorenthalten. Da erzählte ſie ihrem Manne die Güte des Vater Arner, wie er ihren Worten glaubte und ihr Hülfe verſprach; dann gab ſie den Kindern ſeine Geſchenke und küßte ein jedes wärmer und heiterer, als es lange nicht geſchehen war und ſagte ihnen: Betet alle Tage, daß es Arner wohl gehe, Kinder, wie ihr betet, daß es mir und dem Vater wohl gehe. Arner ſorgt, daß es allen Leuten im Lande wohl gehe; er ſorgt, daß es auch euch wohl gehe, und wenn ihr brav, verſtändig und arbeitſam ſein werdet, ſo werdet ihr ihm lieb ſein, wie ihr mir und dem Vater lieb ſeid.

Von dieſer Zeit an beteten die Kinder des Maurers, wenn ſie am Morgen und am Abend für ihren Vater und für ihre Mutter beteten, auch für Arner, den Vater des Landes.

Gertrud und Lienhard faßten nun neue Entſchlüſſe für die Ordnung ihres Hauſes und für die Bildung ihrer Kinder zu allem Guten, und dieſer Tag war ihnen ein ſeliger Feſttag. Lienhards Muth ſtärkte ſich wieder, und am Abend machte Gertrud ihm ein Eſſen, das er liebte, und ſie freuten ſich beide des kommenden Morgens, der Hülfe Arners und der Güte ihres himmliſchen Vaters.

Auch Arner ſehnte ſich nach dem kommenden Morgen, eine That zu thun, wie er tauſend that, um ſeinem Daſein einen Werth zu geben.

3. Kapitel.

Ein Unmenſch erſcheint.

Und da am gleichen Abend ſein Vogt zu ihm kam, nach ſeinen Befehlen zu fragen, ſagte er ihm: Ich werde morgen ſelbſt nach Bonnal kommen; ich will einmal den Bau der Kirche in Ordnung haben.

Der Untervogt aber antwortete: Gnädiger Herr, hat Euer Gnaden Schloßmaurer jetzt Zeit? Nein, erwiederte Arner; aber es ist in deinem Dorf ein Maurer Lienhard, dem ich diesen Verdienst gern gönne. Warum hast du mir ihn noch nie zu einer Arbeit empfohlen?

Der Vogt bückte sich tief und sagte: Ich hätte den armen Maurer nicht empfehlen dürfen zu Euer Herrlichkeit Gebäuden.

Arner. Ist er ein braver Mann, Vogt, daß ich auf ihn gehen kann?

Vogt. Ja, Ihr Gnaden können sich auf ihn verlassen; er ist nur gar zu treuherzig.

Arner. Man sagt, er habe ein braves Weib; — ist sie keine Schwätzerin? fragte hierauf Arner mit Nachdruck.

Nein, sagte der Vogt, sie ist wahrlich eine arbeitsame, stille Frau. Gut, sagte Arner, sei morgen um neun Uhr auf dem Kirchhof; ich werde dich daselbst antreffen.

Da ging der Vogt fort, ganz erfreut über diese Rede; denn er dachte bei sich selber: das ist eine neue Milchkuh in meinen Stall; sann schon auf Ränke, dem Maurer das Geld, das er bei diesem Bau verdienen möchte, abzulocken, und schnell eilte er heim und nach des Maurers kleiner Hütte.

Es war schon dunkel, als er mit Ungestüm anpochte. Lienhard und Gertrud saßen bei Tische. Noch stand der Rest ihres Essens vor ihnen; Lienhard aber erkannte die Stimme des neidischen Vogts, erschrak, und schob das Essen in einen Winkel. Gertrud ermunterte ihn zwar, daß er sich nicht fürchten und daß er auf Arner vertrauen sollte; dennoch wurde er todtblaß, als er dem Vogt die Thür öffnete.

Dieser roch schnell wie ein gieriger Hund das verborgene Nachtessen, that aber doch freundlich und sagte nur lächelnd: Ihr laßt euch recht wohl sein, ihr Leute; so ist's leicht, ohne das Wirthshaus zu sein, nicht wahr, Lienhard?

Dieser schlug die Augen nieder und schwieg; aber Gertrud war kühner und sagte: Was befiehlt denn der

Herr Vogt? Es ist ganz sonderbar, daß er einem so schlechten Hause näher, als an's Fenster kommt.

Hummel verbarg seinen Zorn, lächelte und sagte: Es ist wahr, ich hätte eine so gute Küche hier nicht erwartet, sonst hätte ich vielleicht mehr zugesprochen.

Das erbitterte Gertrud. Vogt, antwortete sie ihm, du riechst unser Nachtessen und mißgönnst es uns; du solltest dich schämen, einem armen Mann ein Nachtessen, das er liebt und vielleicht im Jahr nicht dreimal hat, zu verbittern.

Es ist nicht so bös gemeint, antwortete der Vogt, immer noch lächelnd. Eine Weile darauf aber setzte er etwas ernsthafter hinzu: Du bist gar zu trotzig, Gertrud, das steht armen Leuten nicht wohl an; du solltest wohl denken, ihr ginget mich vielleicht auch etwas an. Doch ich will jetzt nicht hievon anfangen; ich bin deinem Manne immer gut, und wenn ich ihm dienen kann, so thue ich es, davon kann ich Proben geben.

Gertrud. Vogt, mein Mann wird alle Tage in deinem Wirthshause zum Spiel und Trunk verführt, und dann muß ich daheim mit meinen Kindern alles mögliche Elend erdulden; das ist der Dienst, den wir von dir zu rühmen haben.

Hummel. Du thust mir unrecht, Gertrud. Es ist wahr, dein Mann ist etwas liederlich; ich habe es ihm auch schon gesagt; aber in meinem Wirthshause muß ich in Gottes Namen einem jeden, der es will, Essen und Trinken geben. Das thut ja Jedermann.

Gertrud. Ja, aber nicht Jedermann droht einem unglücklichen, armen Mann mit den Rechten, wenn er nicht alle Jahr seine Schuld wieder doppelt groß macht.

Nun konnte sich der Vogt nicht mehr halten. Mit Wuth fuhr er den Lienhard an: Bist du so ein Gesell, Lienhard, daß du solches von mir redest? Muß ich noch in meinen Bart hinein hören, wie ihr Lumpenvolk mich alten Mann um Ehre und guten Namen bringen wollt? Hab' ich nicht jeweilen vor Vorgesetzten mit dir gerechnet? Gut, daß deine Zettel fein alle noch bei mir und in mei-

nen Händen sind. Willst du mir etwa gar meine Anforderung läugnen, Lienhard?

Es ist gar nicht die Rede hiervon, sagte Lienhard. Gertrud sucht nur, daß ich ferner nicht neue Schulden mache.

Der Vogt besann sich schon wieder, milderte den Ton und sagte: Das ist endlich nicht so gar übel; doch bist du der Mann; sie wird dich nicht wollen in ein Bockshorn hineinschieben.

Gertrud. Nichts weniger, Vogt. Ich möchte ihn gern aus dem Bockshorn, darin er steckt, herausbringen, und das ist dein Buch und seine schönen Zettel.

Hummel. Er hat mich nur zu bezahlen, so ist er augenblicklich aus diesem Bockshorn, wie du es heißest.

Gertrud. Das wird er wohl thun können, wenn er nichts Neues mehr macht.

Hummel. Du bist stolz, Gertrud; es wird sich zeigen. Gelt, Gertrud, du willst lieber mit deinem Manne daheim allein bröseln, (Euch gütlich thun), als ihm ein Glas Wein bei mir gönnen?

Gertrud. Du bist niederträchtig, Vogt, aber deine Rede thut mir nicht weh.

Hummel konnte diese Sprache nicht länger aushalten. Er empfand, daß etwas vorgefallen sein müsse, das dieses Weib so kühn machte; darum durfte er nicht seinen Muth kühlen und nahm Abschied.

Hast du sonst was zu befehlen? sagte Gertrud.

Nichts, wenn es so gemeint ist, antwortete Hummel.

Wie gemeint? erwiederte Gertrud lächelnd und sah ihm steif ins Gesicht. Das verwirrte den Vogt noch mehr, daß er sich nicht zu geberden wußte. Er ging jetzt und brummte bei sich selbst die Treppe hinunter, was doch das sein möchte.

Dem Lienhard war zwar nicht wohl bei der Sache, aber dem Vogt noch viel weniger.

4. Kapitel.

Er ist bei seines Gleichen, und da ist's, wo man Schelmen kennen lernt.

Es war jetzt fast Mitternacht, und doch war er kaum heim, so sandte er noch zu zweien von Lienhards Nachbaren, daß sie des Augenblicks zu ihm kämen. Sie waren schon im Bette, als er nach ihnen schickte; aber doch säumten sie sich nicht. Sie standen auf und gingen in der finstern Nacht zu ihm hin.

Und er fragte sie über Alles, was Lienhard und Gertrud seit einigen Tagen gethan hätten. Da sie ihm aber nicht gleich etwas sagen konnten, das ihm Licht gab, stieß er seine Wuth gegen sie aus: Ihr Hunde, was man von euch will, ist immer nichts mit euch ausgerichtet. Wofür muß ich immer euer Narr sein? Wenn ihr Holz frevelt und ganze Fuder raubt, so muß ich nichts wissen; wenn ihr in den Schloßtriften weidet und alle Zäune wegtragt, so muß ich schweigen. — Du Buller, mehr als ein Drittheil von deiner Waisenrechnung war falsch, und ich schwieg. Meinst du, das Bischen verschimmelt Heu stelle mich zufrieden? — Es ist noch nicht verjährt! — Und du Krüel, deine halbe Matte gehört deines Bruders Kindern. Du alter Dieb, was habe ich von dir, daß ich dich nicht dem Henker überlasse, dem du gehörst? —

Dieses Gerede machte den Nachbarn bang. Was können wir thun, was können wir machen, Herr Untervogt? Weder Tag noch Nacht ist uns zu viel, zu thun, was du uns heißest.

Ihr Hunde, ihr könnet nichts, ihr wisset nichts. — Ich bin außer mir vor Wuth. Ich muß wissen, was des Maurers Gesindel diese Woche gehabt hat, was hinter diesem Pochen steckt. — So wüthete er.

Indessen besann sich Krüel. Halt, Vogt, ich glaub', ich könne dienen; erst fällt mir's ein. Gertrud war heute bis Mittag über Feld und am Abend hat ihr Liseli beim

Brunnen den Schloßherrn sehr gerühmt; gewiß war sie im Schloß. Am Abend vorher war ein Geheul in ihrer Stube, aber niemand weiß, warum; heute sind sie Alle ganz besonders fröhlich.

Der Vogt war nun überzeugt, daß Gertrud im Schloß gewesen sei. Zorn und Unruhe wütheten nun noch gewaltiger in seiner Seele. Er stieß gräuliche Flüche aus, schimpfte mit abscheulichen Worten auf Arner, der alles Bettelgesindel anhöre, und Lienhard und Gertrud schwur er, seine Rache empfinden zu lassen. Doch müßt ihr schweigen, Nachbarn; ich will mit dem Gesindel freundlich thun, bis es reif ist. Forschet fleißig nach, was sie thun, und bringt mir Nachricht; ich will euer Mann sein, wo es nöthig ist. Da nahm er noch Buller bei Seite und sagte: Weißt du nichts von den gestohlenen Blumengeschirren? Man sah dich vorgestern über den Gränzen mit einem geladenen Esel; was hattest du zu führen? Buller erschrak: Ich ... ich ... hatte ... Nu, nu, sprach der Vogt, sei mir treu; ich bin dir Mann, wo es die Noth erheischt.

Da gingen die Nachbarn fort; der Morgen aber war schon nahe, und Hummel wälzte sich noch eine Stunde auf seinem Lager, stannte, sann auf Rache, knirschte oft im wilden Schlummer mit den Zähnen und stampfte mit seinen Füßen, bis der helle Tag ihn aus dem Bette trieb. Er beschloß jetzt, noch einmal Lienhard zu sehen, sich zu überwinden und ihm zu sagen, daß er ihn Arnern zum Kirchenbau empfohlen habe. Er raffte alle seine Kräfte zum Heucheln zusammen und ging zu ihm hin.

Gertrud und Lienhard hatten diese Nacht sanfter geruht, als es seit langem nicht geschehen war, und sie beteten am heitern Morgen um den Segen dieses Tages. Sie hofften auf die nahe Hülfe von Vater Arner und diese Hoffnung breitete Seelenruhe und ungewohnte, wonnevolle Heiterkeit über sie aus.

So fand sie Hummel. Er sah es, und es ging dem Satan ans Herz, daß sein Zorn noch mehr entbrannte; aber er war seiner selbst mächtig, wünschte ihnen freundlich einen guten Morgen und sagte: Lienhard, wir waren

gestern unfreundlich gegen einander, das muß nicht so sein. Ich habe dir etwas Gutes zu sagen. Ich kam eben vom gnädigen Herrn; er redete vom Kirchenbau und fragte auch dir nach; ich sagte, daß du den Bau wohl machen könntest, und ich denke, er werde ihn dir geben. Sieh, so kann man einander dienen; man muß sich nie so leicht aufbringen lassen.

Lienhard. Er soll ja den Bau dem Schloßmaurer verdungen haben; das hast du längst an der Gemeinde gesagt.

Hummel. Ich hab's geglaubt, aber es ist nicht. Der Schloßmaurer hat nur ein Kostenverzeichniß gemacht, und du kannst leicht denken, er habe sich selber nicht vergessen. Wenn du ihn nach diesem Ueberschlag erhältst, so verdienst du Geld wie Laub. Lienert, da siehst du jetzt, ob ich es gut mit dir meine.

Der Maurer war von der Hoffnung des Baues übernommen und dankte ihm herzlich; aber Gertrud sah, wie der Vogt vom erstickten Zorn blaß war und wie hinter seinem Lächeln verbissener Grimm verborgen lag und freute sich gar nicht. Indessen ging der Vogt weg, und im Gehen sagte er noch: Innert einer Stunde wird Arner kommen; und Lienhards Lise, die an der Seite ihres Vaters stand, sagte zum Vogt: Wir wissen's schon seit gestern. Hummel erschrak zwar ob diesem Worte, aber er that doch nicht, als ob er es hörte; und Gertrud, die wohl sah, daß der Vogt dem Geld, so beim Kirchenbau zu verdienen wäre, auflauerte, war hierüber sehr unruhig.

5. Kapitel.

Er findet seinen Meister.

Indessen kam Arner auf den Kirchhof, und viel Volk aus dem Dorfe sammelte sich um ihn her, den guten Herrn zu sehen.

Seid ihr so müßig, oder ists Feiertag, daß ihr Alle so Zeit habt, hier herumzuschwärmen? sagte der Vogt zu

einigen, die ihm zu nahe ſtanden; denn er verhütete immer, daß Niemand vernehme, was er für Befehle erhielte. Aber Arner bemerkte es und ſagte laut: Vogt, ich habe es gern, daß meine Kinder auf dem Kirchhof bleiben und ſelbſt hören, wie ich es mit dem Bau haben will. Warum jagſt du ſie fort? — Tief bis an die Erde krümmte ſich Hummel und rief den Nachbarn alſobald laut: Kommt doch wieder zurück, Ihr Gnaden mag euch wohl dulden.

Arner. Haſt du die Schatzung vom Kirchenbau geſehen?

Vogt. Ja, gnädiger Herr.

Arner. Glaubſt du, Lienhard könne den Bau um dieſen Preis gut und dauerhaft machen?

Ja, gnädiger Herr, antwortete der Vogt laut und ſehr leiſe ſetzte er hinzu: Ich denke, da er im Dorfe wohnt, könnte er es vielleicht noch etwas wohlfeiler übernehmen.

Arner aber antwortete ganz laut: So viel ich dem Schloßmaurer hätte geben müſſen, ſo viel gebe ich auch dieſem. Laß ihn rufen und ſorge, daß Alles, was aus dem Wald und aus den Magazinen dem Schloßmaurer zukommen ſollte, auch dieſem ausgeliefert werde.

Lienhard war eben wenige Minuten, ehe Arner ihn rufen ließ, ins obere Dorf gegangen, und Gertrud entſchloß ſich alſobald, mit dem Boten ſelbſt auf den Kirchhof zu gehen und Arner ihre Sorgen zu entdecken.

Als aber der Vogt Gertrud und nicht Lienhard mit dem Boten zurückkommen ſah, wurde er todtblaß.

Arner bemerkte es und fragte ihn: Wo fehlt's, Herr Untervogt?

Vogt. Nichts, gnädiger Herr, gar nichts; doch ich habe dieſe Nacht nicht wohl geſchlafen.

Man ſah dir faſt ſo was an, ſagte Arner, und ſah ihm ſteif in die rothen Augen, kehrte ſich dann zu Gertrud, grüßte ſie freundlich und ſagte: Iſt dein Mann nicht da? Doch es iſt gleichviel, du mußt ihm nur ſagen, daß er zu mir komme; ich will ihm dieſen Kirchenbau anvertrauen.

Gertrud ſtand eine Weile ſprachlos da und durfte vor ſo vielem Volke faſt nicht reden.

Arner. Warum redest du nicht, Gertrud? Ich will deinem Manne den Bau so geben, wie ihn der Schloßmaurer würde übernommen haben; das sollte dich freuen, Gertrud!

Gertrud hatte sich wieder erholt und sagte jetzt: Gnädiger Herr, die Kirche ist so nahe am Wirthshause —

Alles Volk fing an zu lachen, und da die Meisten ihr Lachen vor dem Vogt verbergen wollten, kehrten sie sich von ihm weg gerade gegen Arner; der Vogt aber, der wohl sah, daß dieser Alles bemerkt hatte, stand jetzt entrüstet auf, stellte sich gegen Gertrud und sprach: Was hast du gegen mein Wirthshaus?

Schnell aber unterbrach Arner den Vogt und sagte: Geht diese Rede dich an, Untervogt, daß du darein redest? Dann wandte er sich wieder zu Gertrud und sagte: Was ist das, warum steht dir die Kirche zu nahe am Wirthshause?

Gertrud. Gnädiger Herr, mein Mann ist beim Wein leicht zu verführen, und wenn er täglich so nahe am Wirthshause arbeiten muß — ach Gott, ach Gott! ich fürchte, er halte die Versuchung nicht aus.

Arner. Kann er denn das Wirthshaus nicht meiden, wenn es ihm so gefährlich ist?

Gertrud. Gnädiger Herr, bei der heißen Arbeit dürstet man oft, und wenn dann immer Trinkgesellschaft vor seinen Augen auf jede Art mit Freundlichkeit und mit Spotten, mit Weinkäufen und mit Wetten ihn locken wird — ach Gott, ach Gott, wie wird er es aushalten können! Und wenn er dann nur ein wenig wieder Neues schuldig ist, so ist er wieder angebunden. Gnädiger Herr, wenn Sie doch wüßten, wie ein einziger Abend in solchen Häusern arme Leute in's Joch und in Schlingen bringen kann, wo es fast unmöglich ist, sich wieder heraus zu wickeln!

Arner. Ich weiß es, Gertrud, und ich bin entrüstet über das, was du mir gestern sagtest. Da vor deinen Augen und vor allem Volke will ich dir zeigen, daß ich arme Leute nicht will drücken und drängen lassen. Sogleich wandte er sich gegen den Vogt und sagte ihm mit einer Stimme voll Ernst und mit einem Blicke, der durch

Mark und Beine drang: Vogt, iſt's wahr, daß die armen Leute in deinem Hauſe gedrängt, verführt und vervortheilt werden?

Betäubt und blaß, wie der Tod, antwortete der Vogt: In meinem Leben, gnädiger Herr, iſt mir nie ſo etwas begegnet, und ſo lange ich lebe und Vogt bin, ſagte er, und wiſcht den Schweiß von der Stirn, huſtet, räuſpert, fängt wieder an — es iſt erſchrecklich!

Arner. Du biſt unruhig, Vogt, die Frage iſt einfältig. Iſt es wahr, daß du arme Leute drängeſt, in Verwirrungen bringeſt und ihnen in deinem Wirthshauſe Fallſtricke legſt, die ihre Haushaltungen unglücklich machen?

Vogt. Nein, gewiß nicht, gnädiger Herr. Das iſt der Lohn, wenn man Lumpenleuten dient. Ich hätte es vorher denken ſollen; man hat allemal einen ſolchen Dank anſtatt der Bezahlung.

Arner. Mache dir wegen der Bezahlung keine Sorge; es iſt nur die Frage, ob dieſes Weib lüge?

Vogt. Ja, gewiß, gnädiger Herr, ich will es tauſendfach beweiſen.

Arner. Es iſt genug am Einfachen; aber nimm dich in Acht, Vogt, du ſagteſt geſtern, Gertrud ſei eine brave, ſtille, arbeitſame Frau und gar keine Schwätzerin.

Ich weiß nicht, ich ... ich ... beſinne ... Sie haben mich ... ich habe ſie ... ich habe ſie ... dafür angeſehen, ſagte der keuchende Vogt.

Arner. Du biſt auf eine Art unruhig, Vogt, daß man jetzt nicht mit dir reden kann; es iſt am beſten, ich erkundige mich gerade bei dieſen daſtehenden Nachbarn. Und ſogleich wandte er ſich zu zwei alten Männern, die ſtill und aufmerkſam und ernſthaft da ſtanden und ſagte ihnen: Iſt's wahr, liebe Nachbarn, werden die Leute in eurem Wirthshauſe ſo zum Böſen verführt und gedrückt? Die Männer ſahen einander an und durften nicht reden; aber Arner ermunterte ſie liebreich: Fürchtet euch nicht, ſagt mir geradezu die reine Wahrheit. — Es iſt mehr als zu wahr, gnädiger Herr, aber was wollen wir arme Leute gegen den Vogt klagen? ſagte endlich der ältere, doch ſo leiſe, daß es nur Arner verſtehen konnte. — Es

ist genug, alter Mann, sagte Arner und wandte sich dann wieder zum Vogt: Ich bin eigentlich jetzt nicht da, um diese Klage zu untersuchen, aber gewiß ist es, daß ich meine Armen vor aller Bedrückung will sicher haben, und schon längst dachte ich, daß kein Vogt Wirth sein sollte; ich will aber das bis Montag verschieben. — Gertrud, sage deinem Manne, daß er zu mir komme, und sei du wegen der Wirthshausgefahren seinethalben jetzt nur ruhig. Da nahm Arner noch einige Geschäfte vor, und als er sie vollendet hatte, ging er noch in den nahen Wald; und es war spät, da er heim fuhr. Auch der Vogt, der ihm in den Wald folgen mußte, kam erst des Nachts wieder heim in sein Dorf.

Als dieser jetzt seinem Hause nahe war und kein Licht in seiner Stube sah, auch keine Menschenstimme darin hörte, ahnte er Böses; denn sonst war alle Abend das Haus voll, alle Fenster von den Lichtern, die auf allen Tischen standen, erheitert, und das Gelärm der Säufer tönte in der Nacht immer, daß man es zu unterst an der Gasse noch hörte, obgleich die Gasse lang ist und des Vogts Haus zu oberst daran steht. Ueber diese ungewöhnliche Stille war der Vogt sehr erschrocken. Er öffnete mit wildem Ungestüm die Thür und sagte: Was ist das, was ist das, daß kein Mensch hier ist? Sein Weib heulte in einem Winkel: O Mann, bist du wieder da? Mein Gott, was für ein Unglück ist begegnet? Es ist ein Jubiliren im Dorf von deinen Feinden, und kein Mensch wagt es mehr, auch nur ein Glas Wein bei uns zu trinken; Alles sagt, du seist aus dem Wald nach Arnburg geführt worden.

Wie ein gefangenes, wildes Schwein in seinen Stricken schnaubt, seinen Rachen öffnet, seine Augen rollt und Wuth grunzt, so wüthete jetzt Hummel, stampfte und tobte, sann auf Rache gegen Arner und raste über den Edlen. Dann redete er mit sich selbst: So kommt das Land um seine Rechte! Er will mir das Wirthsrecht rauben und den Schild in der Herrschaft allein aushängen. Bei Mannsgedenken haben alle Vögte gewirthet; alle Händel gingen durch unsere Hände. Dieser läuft jetzt allenthalben selbst

nach und frägelt*) jeden Floh aus wie ein Dorfschulmeister; daher trotzt jetzt jeder Bub einem Gerichtsmann und sagt, daß er selbst mit Arner reden könne. So kommt das Gericht um alles Ansehn, und wir sitzen und schweigen wie andere Schurken, da er so an uns alle alten Landesrechte kränkt und beugt. — So verdrehte der alte Schelm die guten und weisen Thaten des edlen Herrn bei sich selbst, schnaubte und sann auf Rache, bis er entschlief.

6. Kapitel.

Wahrhafte Bauerngespräche.

Am Morgen aber war er früh auf und sang und pfiff unter dem Fenster, auf daß man glaube, er sei wegen dem, so gestern vorgefallen war, ganz unbesorgt. Aber Fritz, sein Nachbar, rief ihm über die Gasse: Hast du schon so frühe Gäste, daß es so lustig hergeht? und lächelte bei sich selbst.

Sie werden schon kommen, Fritz! Hopsasa und Heißasa, Zwetschgen sind nicht Feigen, sagte der Vogt, streckte das Brenzglas (Branntweinglas) zum Fenster hinaus und rief: Willst eins Bescheid thun, Fritz? Es ist mir noch zu früh, antwortete Fritz, ich will warten, bis mehr Gesellschaft da ist. Du bist immer der alte Schalk, sagte der Vogt; aber glaub' es, der gestrige Spaß wird nicht so übel ausschlagen. Es fliegt kein Vögelein so hoch, es läßt sich wieder nieder.

Ich weiß nicht, antwortete Fritz, der Vogel, den ich meine, hat sich lange nicht herunter gelassen; aber wir reden vielleicht nicht vom gleichen Vogel. Willst mithalten, Vogt? man ruft zur Morgensuppe; und hiemit schob Fritz das Fenster zu.

Das ist kurz abgebunden, murrte der Vogt bei sich selbst und schüttelte den Kopf, daß Haar und Backen

*) Frägeln heißt schwatzhaft und zudringlich sein.

zitterten; ich werde, denk ich, des Teufels Arbeit haben, bis das gestrige Henkerszeug den Leuten allen wieder aus dem Kopf sein wird. So sagte er zu sich selber, schenkte sich ein, trank, sagte dann wieder: Muth gefaßt! Kommt Zeit, kommt Rath. Heute ist es Samstag, die Kälber lassen sich scheeren; ich gehe ins Barthaus, da giebt sich um ein Glas Wein eins nach dem andern. Die Bauern glauben mir immer eher zehn, als dem Pfarrer ein Halbes. So sagte der Vogt zu sich selber und dann zur Frau: Füll' mir den Saublatter (Tabaksbeutel) mit Tabak, aber nicht von meinem, nur vom Stinker, er ist gut für die Bursche; und wenn des Scheerers Bub Wein holt, so gieb ihm vom dreimal geschwefelten, und thue in jede Maaß ein halb Glas Brenz (Branntwein).

Er ging nun fort; aber auf der Gasse, noch nahe beim Hause, besann er sich wieder, kehrte zurück und sagte der Frau: Es könnten Schelmen mitsaufen, ich muß mich in Acht nehmen; schick mir vom gelbgesottenen Wasser, wenn ich La Cote (Vin de la Côte) fordern lasse, und bring das selber. Darauf ging er wieder fort; aber ehe er noch im Barthaus war, unter der Linde beim Schulhaus, trifft er Nickel Spitz und Joggli Rubel an.

Wo hinaus so im Sonnabend-Habit, Herr Untervogt? fragte Nickel Spitz.

Vogt. Ich muß den Bart herunter haben.

Nickel. Das ist sonderbar, daß du am Samstag Morgen schon Zeit hast.

Vogt. Es ist wahr, es ist nicht so das Jahr durch.

Nickel. Nein, einmal seit langem kamst du immer Sonntags zwischen der Morgenpredigt zum Scheerer.

Vogt. Ja, ein Paar Mal.

Nickel. Ja, ein Paar Mal, die letzten. Seitdem der Pfarrer dir deinen Hund aus der Kirche jagen ließ, kamst du ihm nicht viel mehr ins Gehäge.

Vogt. Du bist ein Narr, Nickel, daß du so was reden magst; man muß essen und vergessen; die Hundsjagd ist mir längst aus dem Kopf.

Nickel. Ich möchte mich nicht darauf verlassen, wenn ich Pfarrer wäre.

Vogt. Du bist nicht klug, Nickel, warum das nicht? Aber kommt in die Stube, es giebt wohl etwa einen Weinkauf oder sonst kurze Zeit.

Nickel. Du würdest dem Scheerer aufwarten, wenn er in seinem Haus einen Weinkauf trinken ließe.*)

Vogt. Ich bin nicht halb so eigennützig; man will mir ja das Wirthsrecht ganz nehmen. Aber, Nickel, wir sind noch nicht da; der, den ich meine, hat noch auf's wenigste sechs Wochen und drei Tage Arbeit, eh' er's bekommt.

Nickel. Ich glaub' es selbst; doch ist deine alte Zeit mit dem vorigen Sommer**) unter dem Boden.

Vogt. Nickel, ich habe sie doch einmal gehabt; suche sie ein anderer jetzt auch.

Nickel. Das ist wahr, du hast sie gehabt und sie war recht gut; aber wie hätte es fehlen können, da der Schreiber, der Weibel und der Vikar dir schuldig waren.

Vogt. Man redete mir das nach, aber es war deßwegen nicht wahr.

Nickel. Du magst jetzt das sagen; du hattest ja mit ein Paaren öffentlich Händel, daß das Geld nicht wieder zurückkommen wollte.

Vogt. Du Narr, du weißt auch gar noch Alles.

Nickel. Noch viel mehr als das weiß ich noch. Ich weiß noch, wie du mit des Rudi Vater gedrölt,***) und wie ich dich da neben dem Hundstall unter den Strohwellen auf dem Bauche liegend vor des Rudi Fenstern antraf, als sein Anwalt eben bei ihm war. Bis um zwei Uhr am Morgen horchtest du auf deinem Bauche, was in der Stube geredet wurde. Ich hatte eben die Nachtwache und eine ganze Woche war mir der Wein frei bei dir, damit ich schwiege.

---

*) Der Vogt, als Wirth, duldete nicht, daß in einem andern Hause, als in dem seinen, bei irgend einem Anlaß Wein ausgeschenkt würde.

**) Man begrub im vorigen Sommer Arners Großvater. Sein Vater war viele Jahre vorher in einem Treffen in Preußischen Diensten gestorben.

***) Drölen heißt muthwillig oder unredlich processiren.

Vogt. Du bist ein Ketzer, daß du das sagst; es ist kein Wort wahr und du würdest schön stehen, wenn du es beweisen müßtest.

Nickel. Vom Beweisen ist jetzt nicht die Rede, aber ob es wahr sei, weißt du wohl.

Vogt. Es ist gut, daß du es einsteckst.

Nickel. Der Teufel gab dir das in den Sinn, unter dem Stroh in tiefer Nacht zu horchen; du hörtest alle Worte, und hattest da gut mit dem Schreiber deine eigene Aussage zu verdrehen.

Vogt. Was du auch redest!

Nickel. Was ich auch rede? Hätte der Schreiber nicht vor der Audienz deine Aussage verändert, so hätte der Rudi seine Matte noch, und der Wüst und der Keibacker hätten den schönen Eid nicht thun müssen.

Vogt. Ja, du verstehst den Handel, wie der Schulmeister hebräisch.

Nickel. Wenn ich ihn nicht verstände, ich hätte ihn von dir gelernt. Mehr als zwanzigmal lachtest du mir ob deinem gehorsamen Diener, dem Herrn Schreiber.

Vogt. Ja, das wohl; aber das, was du sagst, that er doch nicht. Sonst ist es wahr, es war ein schlauer Teufel. Tröste Gott seine Seele! Es wird nun zehn Jahre auf Michaelis, seitdem er unter dem Boden ist.

Nickel. Seitdem er hinabgefahren ist zur Hölle, wolltest du sagen.

Vogt. Das ist nicht recht; von den Todten unter dem Boden muß man nichts Böses sagen.

Nickel. Du hast recht; sonst würde ich erzählen, wie er bei Röppis Kindern geschrieben hat.

Vogt. Er wird dir auf dem Todbett gebeichtet haben, daß du Alles so wohl weißt.

Nickel. Ich weiß es einmal.

Vogt. Das Beste ist, daß ich den Handel gewonnen habe. Wenn du wüßtest, daß ich denselben verloren hätte, dann wäre es mir leid.

Nickel. Nein, ich weiß wohl, daß du den Handel gewonnen hast; aber auch, wie.

Vogt. Vielleicht und vielleicht nicht.

Nickel. Behüte Gott alle Menschen, die arm sind, vor der Feder!

Vogt. Du hast recht; es sollten nur Ehrenleute und wohlhabende Männer schreiben dürfen vor Audienz*). Das wäre gewiß gut, und es wäre noch mehr gut, Nickel! Aber was machen? Man muß eben mit Allem zufrieden sein, wie es ist.

Nickel. Vogt, dein weiser Spruch da mahnt mich an eine Fabel, die ich einst von einem Pilger aus dem Elsaß hörte. Dieser erzählte vor einem ganzen Tisch voll Leute, es habe ein Einsiedler in einem Fabelbuch die ganze Welt abgemalt und er könne das Buch fast auswendig. Wir baten ihn, er möchte uns auch eine von diesen Fabeln erzählen, und da erzählte er uns dann eben die, an welche du mich jetzt mahnst.

Vogt. Nun wie heißt sie denn, du Plauderer?

Nickel. Sie heißt — ich kann sie zum Glück noch —

„Es klagte und jammerte das Schaf, daß der Wolf, „der Fuchs, der Hund und der Metzger es so schrecklich „quälten. Ein Fuchs, der eben vor dem Stalle stand, „hörte die Klage und sagte zum Schaf: Man muß immer „zufrieden sein mit der weisen Ordnung, die in der Welt „ist; wenn es anders wäre, so würde es gewiß noch schlim„mer sein."

„Das läßt sich hören," antwortete das Schaf, wenn „der Stall zu ist; aber wenn er offen wäre, so würde es „dann doch auch keine Wahrheit für mich sein."

„Daraus zog er die Lehre: Es ist freilich gut, daß „Wölfe, Füchse und Raubthiere da seien; aber es ist auch „gut, daß man die Schafställe ordentlich zumache, und „daß die guten, schwachen Thiere gegen die Raubthiere „gute Hirten und Schutzhunde haben."

Behüte mir Gott meine Hütte! setzte der Pilger hinzu. Es giebt eben allenthalben viele Raubthiere und wenig gute Hirten. Heiliger Gott, du weißt warum es so ist; wir müssen schweigen. Seine Kameraden wiederholten: Ja wir müssen wohl schweigen . . . und beteten dann:

*) Vor der richterlichen Behörde.

Heilige Mutter Gottes, bitte für uns jetzt und in der Stunde unsers Absterbens! Amen.

Es rührte uns Alle, als die Pilger so beteten, sonst weiß man wohl, das „heilige Mutter Gottes bitte für uns!“ rührt uns Reformirte nicht viel; aber jetzt rührte es uns innig.

Vogt. Ich glaub's wohl.

Nickel. Es nimmt mich Wunder, daß du's glaubst.

Vogt. Warum das nicht? Eine innige Schafbarmherzigkeit muß freilich auch Schafköpfe und Schafherzen innig rühren. Aber bei dieser herzlichen Schafsmeinung müßten dann freilich alle Thiere, die gern Fleisch fressen, vor Hunger sterben.

Nickel. Das wäre eben nicht Schade.

Vogt. Weißt du das so gewiß?

Nickel. Nein, — ich bin ein Narr! — sie müßten nicht vor Hunger umkommen; sie würden noch immer Aas und Gewild finden, und das gehört ihnen und nicht zahmes Vieh, das mit Mühe und Kosten erzogen und gehütet werden muß.

Vogt. So ließest du sie doch auch nicht ganz vor Hunger crepiren? Das ist noch viel für einen Freund der zahmen Thiere. Aber es friert mich, komm in die Stube.

Nickel. Ich kann nicht, ich muß weiter.

Vogt. Nun so behüte euch Gott, Nachbaren; auf Wiedersehen!

Er geht hinein; Rubel und Nickel bleiben noch eine Weile stehen und Rubel sagt zum Nickel: Du hast ihm Gesalzenes aufgestellt.

Nickel. Ich wollte, es wäre noch dazu gepfeffert gewesen, daß es ihm bis morgen auf der Zunge brennte.

Rubel. Du würdest vor acht Tagen nicht so mit ihm geredet haben.

Nickel. Und er würde vor acht Tagen nicht so geantwortet haben.

Rubel. Das ist auch wahr. Er ist zahm geworden wie mein Hund, als er das erste Mal das Nasband trug.

Nickel. Wenn das Maaß voll ist, so überläuft es;

das war noch immer bei einem Jeden wahr und wird es auch beim Vogt werden.

Rubel. Behüte Gott einen vor Aemtern; ich möchte nicht Vogt sein mit seinen zwei Höfen.

Nickel. Aber wenn dir Jemand einen halben anböte und den Vogtdienst dazu, was würdest du machen?

Rubel. Du Narr!

Nickel. Du Gescheidter, was würdest du machen? Gelt, du würdest dem, der dir ihn anböte, geschwind einschlagen, das Tuch mit den zwei Farben um dich wickeln und dann Vogt sein?

Rubel. Meinst du es so?

Nickel. Ja, ich meine es so.

Rubel. Wir schwatzen die Zeit weg. Behüte Gott, Nickel!

Nickel. Behüte Gott, Rubel!

7. Kapitel.

Er fängt eine Vogtsarbeit an.

Da der Vogt jetzt in die Scheerstube kam, grüßte er den Scheerer und die Frau und die Nachbaren, ohne Husten und ehe er sich setzte. Sonst hustete und räusperte er sich allemal vorher, und warf dann sein: „Gott grüß euch!" erst dar, wenn er ausgespieen und sich gesetzt hatte.

Die Bauern antworteten mit Lächeln und setzten ihre Kappen viel schneller wieder auf den Kopf, als sie sonst thaten, wenn der Herr Untervogt sie gegrüßt hatte. Er aber fing alsbald das Gespräch an. Immer gute Losung (guter Verdienst), Meister Scheerer! sagte er, und so viel Arbeit, daß mich wundert, wie ihr das Alles nur so mit zwei Händen thun könnt.

Der Scheerer war sonst ein stiller Mann, der auf solche Worte nicht gern antwortete; aber der Vogt hatte ihn jetzt etliche Monate nach einander, und das allemal des Sonntags am Morgen zwischen der Predigt mit

solchen Stichelreden verdrießlich gemacht, und wie es denn geht, er wollte einmal jetzt auch antworten und sagte: Herr Untervogt, es sollte euch nicht wundern, wie man mit zwei Händen viel arbeiten und doch wenig verdienen kann; aber wie man mit beiden Händen nichts thun und dabei viel Geld verdienen kann, das sollte euch wundern.

Vogt. Ja, das ist wahr, Scheerer, du solltest es auch probiren. Die Kunst ist: Man legt die Hände auf eine Art und Gattung zusammen, wie es recht ist; dann regnet es Geld zum Dache hinein.

Der Scheerer wagte noch mehr und sagte: Nein, Vogt, man wickelt sie wohl unter den zweifarbigen Mantel und sagt die drei Worte: Es ist so! bei meinem Eid: es ist so! und bei gutem Anlaß streckt man kräftig drei Finger aufwärts und zwei hinab — abrakadabra*) — und die Säcke strotzen von Geld.

Das machte den Vogt toll und er antwortete: Du könntest zaubern, Scheerer, aber das ist nicht anders; Leute von deinem Handwerk müssen nothwendig auch Zauber- und Henkerskünste verstehen.

Das war freilich dem guten Scheerer zu rund, und er bereute es sehr, daß er sich mit dem Vogt eingelassen. Er schwieg auch und seifte mausstill den Mann ein, der ihm saß.

Der Vogt aber fuhr tüchtig fort und sagte: Der Scheerer ist ein ausgemachter Herr; er darf unser einem wohl nicht antworten. Er trägt ja Spitzhosen, Stadtschuhe und am Sonntag Manschetten; er hat Hände, so zart, wie ein Junker, und Waden, wie ein Stadtschreiber.

Die Bauern liebten den Scheerer, hatten das auch schon gehört und lachten nicht über des Vogtes Witz. Nur der junge Galli, der eben saß, mußte über die Stadtschreiber-Waden lachen, denn er kam eben aus der Kanzlei,

*) Abrakadabra, ein Wort ohne Sinn, wovon der Aberglaube sagt, daß es bei Krankheiten und in Unfällen wunderbare Wirkungen thue, wenn man es in gewisser, vorgeschriebener Form auf einen Zettel schreibe und diesen bei sich trage.

wo der Spaß mit den Waden just eintraf. Aber der Scheerer, dem er sich unter dem Messer bewegte, schnitt ihn in die obere Lippe. Das machte die Bauern unwillig, daß alle die Köpfe schüttelten. Und der alte Uli nahm die Tabakspfeife aus dem Munde und sagte: Vogt, es ist gar nicht recht, daß du da dem Scheerer Ungelegenheit machst. Da die andern sahen, daß der alte Uli sich nicht scheute und das laut sagte, murrten sie auch lauter und sagten: Der Galli blutet, ja, wir können so dem Scheerer nicht ansitzen.

Es ist mir leid, sagte der Vogt, ich will den Schaden wieder gut machen. Bub, hole drei Flaschen Wein vom guten, der heilt Wunden, ohne daß man ihn warm macht.

Sobald der Vogt vom Wein redete, verlor sich das ernste Murren der Bauern. Einige trauten zwar nicht, daß es Ernst gelte; aber Lenk, der in einer Ecke saß, löste ihnen das Räthsel auf und sagte: Des Vogt's Wein hat gestern auf dem Kirchhof so abgeschlagen.

Der Vogt aber nahm jetzt seinen Seckel voll Tabak und legte ihn auf den Tisch, und Christen, der Ständlisänger (Bänkelsänger), forderte ihm zuerst eine Pfeife voll ab. Er gab sie. Da kamen immer mehr herbei, und die Stube war bald voll Rauch vom Stinktabak; der Vogt aber rauchte vom bessern.

Indessen waren der Scheerer und die Nachbaren immer noch still und machten gar nicht viel Wesens. Das schien dem Meister Urias nicht gut. Er ging die Stube hinauf und hinunter und drehte den Zeigefinger über die Nase, wie er es immer machte, wenn ihm sein Krummes nicht gerade werden wollte. Es ist verteufelt kalt in der Stube; so in der Kälte richte ich nichts aus, sagte er zu sich selber, ging dann zur Thür hinaus, gab der Magd einen Kreuzer, damit sie stärker einheize, und es war bald warm in der Stube. —

8. Kapitel.

Wenn man die Räder schmiert, so geht der Wagen.

Indessen kommt der geschwefelte Wein. Gläser, Gläser her, Meister Scheerer! ruft der Vogt; und Frau und Junge bringen bald Gläser genug. Die Nachbarn nähern sich sämmtlich den Weinkrügen und der Vogt schenkt ihnen ein. Jetzt sind der alte Uli und alle Nachbarn wieder zufrieden, und des jungen Galli's Wunde ist ja nicht der Rede werth. Wäre der Narr nur still gesessen, sagten sie, so würde ihn der Scheerer nicht geschnitten haben. Nach und nach geht jetzt einem Jeden das Maul auf, und lautes Saufgewühl erhebt sich. Alles lobt wieder den Vogt, und der Maurer Lienhard ist jetzt am vordern Tisch ein Schlingel und am hintern ein Bettler. Da erzählt der Eine, wie er sich alle Tage voll gesoffen und jetzt den Heiligen mache; und der Andere, wie er wohl merke, warum die schöne Gertrud und nicht der Maurer zum jungen Herrn in's Schloß gegangen sei; und wieder ein Anderer, wie ihm diese Nacht von der Nase geträumt habe, die der Vogt dem Maurer nach Verdienen bald drehen werde.

Wie ein garstiger Vogel den Schnabel in den Sumpf steckt und sich von faulendem Kothe nährt, so labte Hummel bei dem Gerede der Nachbarn sein arges Herz. Doch mischte er sich sehr bedachtsam und ernsthaft in das verworrene Gewühl dieser Säufer und Schwätzer. Nachbar Richter! sagt er und reicht ihm das Glas dar, das er annimmt: Ihr waret ja selber bei der letzten Rechnung und noch ein beeidigter Mann. Ihr wisset, daß mir damals der Maurer dreißig Gulden schuldig geblieben ist; nun ist es schon ein halbes Jahr und er hat mir noch keinen Heller bezahlt. Ich habe das Geld auch nicht einmal von ihm gefordert und ihm kein böses Wort gegeben, und doch kann es leicht kommen, ich verliere die Schuld bis auf den letzten Heller.

Das versteht sich, schwuren die Bauern; du wirst keinen Heller mehr von deinem Gelde sehen, und schenkten sich ein. Der Vogt aber nahm aus seinem Taschenkalender die Handschrift des Maurers, legte sie auf den Tisch und sagte: Da könnt ihr sehen, ob's wahr ist!

Die Bauern beguckten die Handschrift, als ob sie lesen könnten und sprachen: Das ist ein Schurke, der Maurer. Und Christen, der Ständlisänger, der bis jetzt viel und stillschweigend herunter geschluckt hatte, wischt mit dem Rockärmel das Maul ab, steht auf, hebt sein Glas in die Höhe und ruft: Es lebe der Herr Untervogt, und alle Calfakter (Schmeichler und Verläumder) müssen verrecken! So ruft er, trinkt aus, hebt das Glas wieder dem dar, der einschenkt, trinkt wieder aus und singt:

„Der, der dem Andern Gruben gräbt,
„Der, der dem Andern Stricke legt,
„Und wär' er wie der Teufel fein,
„Und wär' er noch so hoch am Brett,
„Er fällt, wie man zu sagen pflegt,
„Am Ende in den Koth hinein,
„Juchhe, Maurer! Juchhe!"

9. Kapitel.

Von den Rechten im Lande.

Nicht so lärmend, Christen, sagte der Vogt, das nützt nichts. Es wäre mir leid, wenn dem Maurer ein Unglück begegnete; ich verzeihe es ihm gern, er hat es aus Armuth gethan; aber das ist schlimm, daß keine Rechte mehr im Lande sicher sind.

Die Nachbarn horchten steif, als er von den Rechten im Lande redete; etliche stellten sogar die Gläser beiseits, da sie davon hörten, und horchten.

Ich bin ein alter Mann, Nachbarn, und mir kann nicht viel daran liegen, ich habe keine Kinder und mit

mir ist es aus; aber ihr habt Jungen, Nachbarn, euch muß an euern Rechten viel gelegen sein.

Ja, unsere Rechte! — riefen die Bauern. Ihr seid unser Vogt; vergebt kein Haar von unsern Rechten.

Vogt. Ja, Nachbarn, es ist mit dem Wirthsrecht eine Gemeindesache und ein theures Recht um das Wirthsrecht, wir müssen uns wehren.

Etliche wenige Bauern schüttelten die Köpfe und sagten einander leise in's Ohr: Er hat der Gemeinde nie etwas nachgefragt; jetzt will er die Gemeinde in den Koth hineinziehen, in dem er steckt. Aber die Mehrern lärmten immer stärker, stürmten und schwuren und fluchten, daß ihnen gerade übermorgen Gemeinde sein müsse. Die Verständigern schwiegen und sagten nur ganz still unter einander: Wir wollen dann sehen, wenn ihnen der Wein aus dem Kopfe sein wird.

Indessen trank der Vogt bedächtig immer von seinem gesottenen Wasser und fuhr fort, die erhitzten Nachbarn wegen ihrer Landesrechte in Sorgen zu setzen. Ihr wißt alle, sagte er zu ihnen, wie unser Altvater Rüppli vor zweihundert Jahren mit dem grausamen Ahnherrn dieses Junkers zu kämpfen hatte. Dieser alte Rüppli*) — mein Großvater hat es mir tausendmal erzählt — hatte zu seinem liebsten Sprüchworte: „Wenn die Junker den Bettlern im Dorfe höfeln (gute Worte geben), so helfe Gott den Bauern!" Sie thun das nur, damit sie die Bauern entzweien und dann allein Meister seien. Nachbarn, wir müssen immer nur die Narren im Spiel sein.

Bauern. Nichts ist gewisser; wir müssen immer nur die Narren im Spiel sein.

Vogt. Ja, Nachbarn; wenn eure Gerichtsmänner nichts mehr zu bedeuten haben, dann habt ihr es gerade

*) Rüppli war ein ehrwürdiger Altvater von Bonnal, und hatte gegen einen alten Erbherrn von Arnheim sich der Gemeinde treulich angenommen, und Hab und Gut daran gesetzt, daß das Dorf nicht einen Tag mehr Frohndienste tragen müsse. Aber von dem Sprüchwort, das ihm Hummel in den Mund legt, weiß kein Mensch mit Wahrheit, daß es Rüppli in seinem Leben ein einziges Mal gesagt hätte.

wie die Soldaten, denen die Hinterhut abgeschnitten ist. Der neue Junker ist fein und listig wie der Teufel. Es sähe es ihm kein Mensch an und gewiß giebt er ohne gute Gründe keinem Menschen ein gutes Wort. Wenn ihr nur das Halbe wüßtet, was ich, ich hätte dann nicht nöthig zu reden; aber ihr seid doch auch nicht Stocknarren, ihr werdet wohl etwas merken und auf eurer Hut sein.

Aebi, mit dem es der Vogt abgeredet und dem er ein Zeichen gegeben hatte, antwortete ihm: Meinst du, Vogt, wir merken den Pfiff nicht? Er will das Wirthsrecht in's Schloß ziehen.

Vogt. Merkt ihr etwas?

Bauern. Ja, bei Gott! aber wir leiden es nicht. Unsre Kinder sollen ein Wirthshaus haben, das frei ist, wie wir es jetzt haben.

Aebi. Im Schlosse könnte er uns die Maaß Wein für einen Dukaten verkaufen, und wir würden Schelmen an unsern Kindern sein.

Vogt. Das ist auch zu viel geredet, Aebi; auf einen Dukaten kann er die Maaß Wein doch nicht bringen.

Aebi. Ja, ja. Schmied und Wagner schlagen auf, daß es ein Graufen ist, und selber das Holz ist zehnmal theurer als vor fünfzig Jahren. Was kannst du sagen, Vogt? So wie alles im Zwang ist, muß Alles steigen. Was kannst du sagen, wie hoch die Maaß Wein noch kommen könnte, wenn das Schloß allein ausschenken dürfte? Er ist jetzt schon teufelstheuer wegen dem Umgeld.

Vogt. Es ist so; es ist in Allem immer mehr Zwang und Hinderniß, und das vertheuert Alles.

Ja, ja, wenn wir es leiden . . . sagten die Bauern, lärmten, soffen und drohten. Das Gespräch wurde endlich wildes Gewühl eines tobenden Gesindels, das ich nicht weiter beschreiben mag.

10. Kapitel.

Des Scheerers Hund säuft Wasser zur Unzeit und verdirbt dem Herrn Untervogt ein Spiel, das recht gut stand.

Die Meisten waren schon tüchtig berauscht, und Christen, der Ständlisänger, der neben dem Vogt saß, am stärksten. Dieser schrie einsmals: Laßt mich hervor! Der Vogt und die Nachbarn standen auf und machten ihm Platz; aber er schwankte über den Tisch und stieß des Vogt's Wasserkrug um. Erschrocken wischt dieser, so geschwind er kann, das verschüttete Wasser vom Tisch ab, damit Niemand das Verschüttete auffasse und den Betrug merke; aber des Scheerers Hund unter dem Tische war durstig, lappte das verschüttete Wasser vom Boden, und unglücklicher Weise sah es ein Nachbar, der wehmüthig nach dem guten Wein unter dem Tische guckte, den Hektor aufleckte. Er rief dem Vogt: Wunder und Zeichen! Vogt! seit wann saufen die Hunde Wein?

Du Narr, seit Langem, antwortet der Vogt, und winkt ihm mit der Hand und mit dem Kopfe, und stößt ihn mit den Füßen unter dem Tisch, daß er doch schweige. Auch dem Hunde giebt er einen Stoß, daß er anderswo hingehe; aber der verstand den Befehl nicht, denn er gehörte dem Scheerer. Er gab Laut, murrte und leckte dann ferner das verschüttete Wasser vom Boden. Der Herr Untervogt aber erblaßte über diesem Saufen des Hundes; denn es guckten immer mehr Nachbarn unter den Tisch. Man stieß bald an allen Ecken die Köpfe zusammen und zeigte auf den Hund. Des Scheerers Frau nahm jetzt sogar die Scherben des zerbrochenen Kruges vom Boden auf an die Nase, und da sie nach Wasser rochen, schüttelte sie mächtig den Kopf und sagte laut: Das ist nicht schön!

Nach und nach murmelten die Bauern an allen Ecken: Dahinter steckt was. Und der Scheerer sagte dem Vogt unter die Nase: Vogt, dein schöner Wein ist gesottenes

Wasser. Ist das wahr? riefen die Bauern. Was Teufel ist das, Vogt, warum säufst du Wasser? —

Betroffen antwortete der Vogt: Es ist mir nicht recht wohl, ich muß mich schonen. Aber die Bauern glaubten der Antwort nicht, und links und rechts murmelte je länger je mehr Alles: Es geht hier nicht recht zu. Ueberdies klagten jetzt noch Einige, es schwindle ihnen von dem Wein, den sie getrunken, und dies sollte von so wenigem nicht sein. Die zwei Vornehmsten aber, die da waren, standen auf, gaben dem Scheerer den Lohn, sagten: Behüte Gott, Nachbarn! und gingen gegen die Stubenthür.

So einsmals, ihr Herren! warum so einsmals aus der Gesellschaft? rief ihnen der Vogt.

Wir haben sonst zu thun, antworteten die Männer, und gingen fort.

Der Scheerer begleitete sie außer die Stube und sagte zu ihnen: Ich wollte lieber, der Vogt wäre gegangen; das ist kein Stücklein, bei dem er's gut meint, weder mit dem Wein noch mit dem Wasser.

Wir glaubens auch nicht, sonst würden wir noch da sitzen, antworteten die Männer.

Scheerer. Und dieses Saufgewühl kann ich nicht leiden.

Die Männer. Du hast auch keine Ursache, und du könntest noch in Ungelegenheit kommen. Wenn ich an deiner Stelle wäre, setzte der Aeltere hinzu, ich bräche selber ab.

Ich darf nicht wohl, antwortete der Scheerer.

Es ist nicht mehr die alte Zeit und du bist doch in deiner Stube etwa noch Meister, sagten die Männer.

Ich will euch folgen, sagte der Scheerer, und ging wieder in seine Stube.

Wo fehlt es diesen Herren, daß sie so plötzlich aufbrechen? fragte der Vogt. Der Scheerer antwortete: Es ist mir eben wie ihnen; so ein Gewühl ist nicht artig, und mein Haus ist gar nicht dafür.

Vogt. Aha, ist das die Meinung?

Scheerer. Ja, wahrlich, Herr Untervogt, ich habe gern eine ruhige Stube.

Dieser Streit aber gefiel den Ehrengästen nicht wohl. Wir wollen stiller sein, sagte der Eine; wir wollen recht thun, sagte der Andere; immer gut Freund sein ist Meister, ein Dritter. Vogt, noch einen Krug! sagte Christen.

Ha, Nachbarn, ich habe auch eine Stube, wir können den Herrn Scheerer gar wohl in Ruhe lassen, sagte der Vogt.

Das wird mir lieb sein, antwortete der Scheerer.

Aber die Gemeindsache ist vergessen und das theure Wirthsrecht, Nachbarn, sagte, noch durstig, Aebi der ältere.

Mir nach, wer nicht falsch ist! rief drohend der Vogt, murrte Donner und Wetter, blickte wild umher, sagte zu Niemand: „Behüte Gott!" und schlug die Thür hinter sich zu, daß die Wände zitterten.

Das ist unverschämt, sagte der Scheerer. Ja, es ist unverschämt, sagten viele Bauern. Das ist nicht richtig, sagte der jüngere Meyer, ich einmal gehe nicht in des Vogt's Haus. Ich auch nicht, antwortete Läupi. Nein, der Teufel, ich auch nicht, ich denke an gestern morgen, sagte der Renold; ich stand zunächst bei ihm und bei Arner, und ich sah wohl, wie es gemeint war.

Die Nachbarn sahen einander an, was sie thun wollten; aber die meisten setzten sich wieder und blieben. Nur Aebi und Christen und noch ein Paar Lumpen nahmen des Vogt's leere Flaschen vom Tische unter den Arm und gingen ihm nach.

Dieser aber sah jetzt aus seinem Fenster nach der Gasse, die in's Scheerers Haus führte, und als ihm lange Niemand nachkam, war er über sich selber zornig: Daß ich ein Ochs bin, ein lahmer Ochs! Es ist bald Mittag und ich habe nichts ausgerichtet; der Wein ist gesoffen, und jetzt lachen sie mich noch aus. Ich habe mit ihnen geplappert wie ein Kind, das noch säugt, und mich herabgelassen, wie einer ihres Gleichen. Ja, wenn ich es mit diesen Hundekerls im Ernst gut meinte, wenn das, was der Gemeinde nützlich ist, auch mir lieb und recht wäre, oder wenn ich mich zuletzt nur äußerlich mehr gestellt hätte, als ob ich's gut mit ihr meine, dann wäre es angegangen. So eine Gemeinde tanzt im Augenblick nach

eines Geſcheidten Pfeife, wenn ſie denkt, daß man es gut meine. Aber die Zeiten waren gar zu gut für mich. Unter dem Alten fragte ich der Gemeinde oder einem Geisbock ungefähr gleich viel nach. So lange ich Vogt bin, war es meine Luſt und meine Freude, ſie immer nur zu narren, zu beſchimpfen und zu meiſtern, und eigentlich habe ich gut im Sinn, es noch ferner zu thun. Aber darum muß und ſoll ich ſie auch tüchtig drei Schritte vom Leibe halten. Das Händedrücken, das Herablaſſen, das Rathhalten mit Jedermann, das Freundlichthun, wie ein „Aller Leute Schwager", geht nicht mehr an, wenn man einen zu wohl kennt. Unſer einer muß ſtill und allein für ſich handeln, nur die Leute brauchen, die er kennt, und die Gemeinde Gemeinde ſein laſſen. Ein Hirt berathet ſich nicht mit den Ochſen, und doch war ich heut Narr genug und wollte es thun.

Indeſſen kamen die Männer mit den leeren Flaſchen.

Seid ihr allein? wollten die Hunde nicht mit? — fragte der Vogt.

Nein, kein Menſch, antwortete Aebi.

Vogt. Daran liegt viel.

Chriſten. Ja, recht viel, ich denke es auch.

Vogt. Doch ich möchte gern wiſſen, was ſie jetzt mit einander ſchwatzen und rathen. Chriſten, geh und ſuche noch mehr Flaſchen.

Chriſten. Es ſind keine mehr da.

Vogt. Du Narr, das iſt gleichviel; geh nur und ſuche. Wenn du nichts findeſt, ſo laſſe dich ſcheeren oder laß zur Ader, und warte und horche auf Alles, was ſie erzählen. Ueberbringſt du mir Vieles, ſo ſauf ich mit dir bis an den Morgen. Und du, Löli, du mußt zu des Maurers älterm Geſellen, dem Joſeph, gehen; aber ſieh, daß dich Niemand merkt. Du mußt ihm ſagen, daß er in der Mittagsſtunde zu mir komme.

Noch ein Glas Wein auf den Weg! mich dürſtet, ſagte Löli; ich will dann laufen wie ein Jagdhund und im Blitz wieder da ſein.

Gut, ſagte der Vogt, und gab ihnen noch eins auf den Weg.

Da gingen diese, und die Vögtin stellte den zwei Andern auch Wein hin zu trinken.

11. Kapitel.

Wohl überlegte Schelmenprojekte.

Der Vogt aber ging staunend in seine Nebenstube und rathschlagte mit sich selber, wie er es anstellen wolle, wenn Joseph kommen werde. Falsch ist er, darauf kann ich zählen, und schlau wie der Teufel. Es stehen viele Thaler, die er versoffen, auf seines Meisters Rechnung; aber mein Begehren ist rund. Er wird sich fürchten und mir nicht trauen; — es läutet schon Mittag! — ich will ihm bis zehn Thaler bieten; in drei Wochen fällt der ganze Bestich (Anwurf) vom Thurm herunter, wenn er thut, was ich will. Zehn Thaler sollen mich nicht reuen, sagte der Vogt. Und da er so mit sich selber redet, kommt Löli und hinter ihm Joseph. Sie kamen nicht mit einander, damit man desto weniger Verdacht schöpfe.

Gott grüß dich, Joseph! Weiß dein Meister nicht, daß du hier bist?

Der Joseph antwortete: Er ist noch im Schloß, aber er wird auf den Mittag wieder kommen; wenn ich nur um ein Uhr wieder auf der Arbeit sein werde, so wird er nichts merken.

Gut. Ich habe mit dir zu reden, Joseph! und wir müssen allein sein, sagte der Vogt, führte ihn dann in die hintere Stube, schloß die Thür zu und stieß den einen Riegel. Es standen Schweinfleisch, Würste, Wein und Brot auf dem Tische. Der Vogt nahm zwei Stühle, stellte sie zum Tisch und sagte zu Joseph: Du versäumst dein Mittagsessen, halt's mit und setze dich.

Das läßt sich thun, antwortete Joseph, setzte sich hin und fragte den Vogt: Herr Vogt, sag er, was will er? ich bin zu seinen Diensten.

Der Vogt antwortete: Auf dein Wohlsein, Joseph! Trink eins! Und dann wiederum! Versuch diese Würste, sie sollen gut sein. Warum greifst du nicht zu? Du hast ja sonst theure Zeit genug bei deinem Meister.

Joseph. Das wohl, aber es wird doch jetzt besser kommen, wenn er Schloßarbeit kriegt.

Vogt. Du bist ein Narr, Joseph. Du solltest dir wohl einbilden, wie lange das gehen möchte. Ich wollte es ihm gern gönnen; aber er ist nicht der Mann zu so etwas. Er hat auch noch nie ein Hauptgebäude gehabt; aber er verläßt sich auf dich, Joseph.

Joseph. Das kann sein, es ist so was.

Vogt. Ich habe es mir wohl eingebildet und darum mit dir reden wollen. Du könntest mir einen großen Gefallen thun.

Joseph. Ich bin zur Aufwart, Herr Untervogt. Auf sein gut Wohlsein!

Es soll dir gelten, Maurer, sagte der Vogt, legt ihm wieder Würste vor und fährt fort: Es wäre mir lieb, daß das Fundament der Kirchenmauer von gehauenen Steinen aus dem Schwendibruch gesetzt würde.

Joseph. Potz Blitz, Herr Vogt, das geht nicht an; er versteht das noch nicht. Dieser Stein ist hierzu nicht gut und zum Fundament taugt er gar nicht.

Vogt. O, der Stein ist nicht so schlimm, ich habe ihn schon gar zu viel brauchen sehn; er ist bei Gott gut, Joseph, und mir geschähe ein großer Gefallen, wenn diese Steingrube wieder eröffnet würde.

Joseph. Vogt, es geht nicht an.

Vogt. Ich will dankbar sein für den Dienst, Joseph!

Joseph. Die Mauer ist in sechs Jahren faul, wenn sie aus diesem Stein gemacht wird.

Vogt. Ach, ich mag von diesem nichts hören, das sind Narrheiten.

Joseph. Bei Gott! es ist wahr. Es sind am Fundament zwei Miststätten und ein ewiger Ablauf von Ställen. Der Stein wird abfaulen wie ein tannenes Brett.

Vogt. Und dann zuletzt, was fragst du darnach, ob die Mauer in zehn Jahren noch gut ist. Du wirst fürchten,

der Schloßherr vermöge alsdann keine neue mehr. Thust du, was ich sage, so hast du ein großes, recht großes Trinkgeld zu erwarten.

Joseph. Das ist wohl gut; aber wenn der Junker es selber merkte, daß der Stein nichts nütze ist?

Vogt. Wie sollte er das verstehen? davon ist keine Rede.

Joseph. Er weiß in gewissen Sachen viel mehr, als man glauben sollte; du kennst ihn aber besser als ich.

Vogt. Ach, das versteht er nicht.

Joseph. Ich glaube es zuletzt selbst nicht. Der Stein ist dem Ansehen nach sehr schön und zu anderer Arbeit vortrefflich gut.

Vogt. Gieb mir deine Hand darauf, daß der Meister die Steine aus diesem Bruche nehmen muß. Thust du es, so kriegst du fünf Thaler Trinkgeld.

Joseph. Das ist viel, wenn ich es nur schon hätte!

Vogt. Es ist mir, bei Gott! Ernst; ich zahle dir fünf Thaler, wenn er es thut.

Joseph. Nun, da hat er mein Wort, Herr Vogt. (Er streckt ihm die Hand dar und verspricht es ihm in die Hand.) Es soll so sein, Herr Vogt, wie geredt; was scheere ich mich um den Herrn im Schloß!

Vogt. Noch ein Wort, Joseph! Ich habe ein Säckchen voll Zeug von einem Herrn aus der Apotheke. Es soll gut sein, daß der Bestich an den Mauern halte, wie Eisen, wenn man es unter den Kalk mischt. Aber wie ist es mit diesen Spitzhöslerkünsten*); man darf ihnen eben nicht ganz trauen, und ich möchte darum es lieber an einem fremden Bau, als an meinem eigenen versuchen.

Joseph. Das kann ich schon; ich will es an eines Nachbars Ecke probiren.

Vogt. Das Probiren an einer Ecke, so im Kleinen, ist nie etwas nütze. Man irrt sich dabei, wenn es geräth und wenn es fehlt; man darf nie trauen und ist nie sicher, wie es dann im Großen kommt. Ich möchte es am gan-

*) Spitzhösler sagen die Schweizerbauern zu den Herrn, weil sie nicht große, weite Hosen tragen, wie sie. —

zen Kirchthurm probiren, Joseph; ist das nicht möglich?

Joseph. Braucht es viel solcher Waare unter den Kalk?

Vogt. Ich glaube auf ein Fäßchen nur ein Paar Pfunde.

Joseph. Dann ist es gar leicht.

Vogt. Willst du mir's thun?

Joseph. Ja freilich.

Vogt. Und schweigen, wenn es fehlt?

Joseph. Es kann nicht übel fehlen und natürlich schweigt man.

Vogt. Du holst die Waare allemal bei mir ab, wenn du sie brauchst, und ein Glas Wein dazu.

Joseph. Ich werde nicht ermangeln, Herr Untervogt. Aber ich muß fort, es hat ein Uhr geschlagen. (Er nimmt das Glas.) Zur schuldigen Dankbarkeit, Herr Untervogt!

Vogt. Du hast nichts zu danken. Wenn du Wort hältst, so kriegst du fünf Thaler.

Es soll nicht fehlen, Herr Untervogt, sagt Joseph, steht auf, stellt seinen Stuhl in eine Ecke und sagt dann: Es muß sein, Herr Untervogt; schuldigen Dank! — und trinkt jetzt das Letzte.

Vogt. Nun, wenn es sein muß, so behüte Gott, Joseph. Es bleibt bei der Abrede.

Da ging Joseph und sagte im Gehen zu sich selber: Das ist ein sonderbares Begehren mit den Steinen, und noch ein sonderbareres mit der Waare in den Kalk. Man probirt so etwas nicht am ganzen Kirchthurm; aber einmal das Trinkgeld soll mir jetzt nicht entwischen, das meine ich sei richtig, ich mag es dann thun oder nicht.

Das ist gut gegangen, recht gut! sagte der Vogt zu sich selber, besser, als ich geglaubt habe, und noch um den halben Preis. Ich hätte ihm zehn Thaler versprochen, wie fünf, wenn er den Handel verstanden hätte. Wie es mich freut, daß der Handel in Ordnung ist! Nein, nein, man muß den Muth nie fallen lassen. Wäre nur auch die Mauer schon außer dem Boden! Geduld! am Montag brechen sie schon Steine dazu. O du guter Maurer!

deine Frau hat dir ein böses Fressen gekocht, und du meinst, du sitzest oben auf dem Thron.

12. Kapitel.

Haushaltungsfreuden.

Der Maurer Lienhard, der am Morgen früh in's Schloß gegangen war, war nun auch wieder zurück und bei seiner Frau.

Diese hatte geeilt, ihre Samstags-Arbeit zu vollenden, ehe ihr Mann wieder zurück käme. Sie hatte die Kinder gekämmt, ihnen die Haare geflochten, ihre Kleider durchgesehen, die kleine Stube gereinigt und während der Arbeit ihren Lieben ein Lied gelehrt. Das müßt ihr dem lieben Vater singen, wenn er heim kommt, sagte sie den Kindern; und die Kinder lernten gern, was den Vater freuen würde, wenn er heim käme. Mitten in ihrer Arbeit, ohne Mühe, ohne Versäumniß, ohne Buch sangen sie es der Mutter nach, bis sie es konnten.

Und da der Vater jetzt heim kam, grüßte ihn die Mutter und sang dann und alle Kinder sangen mit ihr:

„Der du von dem Himmel bist,
„Kummer, Leid und Schmerzen stillest,
„Den, der doppelt elend ist,
„Doppelt mit Erquickung füllest, —
„Ach, ich bin des Umtriebs müde*),
„Bangen Schmerzens, wilder Lust! —
„Süßer Friede,
„Komm, ach komm in meine Brust!"

Eine Thräne schoß Lienhard in's Auge, da die Mutter und die Kinder alle so heiter und ruhig ihm entgegen sangen. Daß euch Gott segne, ihr Lieben! daß dich Gott

*) Müde von Unruhe und Begierden, von Hoffnung und Sorgen, immer ohne feste, innere Zufriedenheit umhergetrieben zu werden.

segne, du Liebe! sagte er mit inniger Bewegung zu ihnen.

Lieber, antwortete Gertrud, die Erde ist ein Himmel, wenn man Friede sucht, recht thut und wenig wünscht.

Lienhard. Wenn ich eine Stunde diesen Himmel des Lebens, den Frieden im Herzen genießen kann, so hast du mir ihn gegeben. Bis in den Tod will ich dir danken, daß du mich retteteſt, und dieſe Kinder werden es dir noch danken, wenn du einſt geſtorben ſein wirſt. O Kinder, thut doch immer Recht und folgt eurer Mutter, ſo wird es euch wohl gehen!

Gertrud. Du biſt doch auch gar herzlich heute.

Lienhard. Es iſt mir auch gut gegangen bei Arner.

Gertrud. Ach, Gott Lob, mein Lieber!

Lienhard. Das iſt doch auch ein Mann, der ſeines Gleichen nicht hat. Frau, daß ich doch ſo ein Kind war und nicht zu ihm gehen durfte!

Gertrud. Daß wir immer auch ſo hintennach klug werden, mein Lieber! Aber erzähle du mir auch, wie es dir bei ihm gegangen.

13. Kapitel.

Beweis, daß Gertrud ihrem Manne lieb war.

Gertrud ſetzte ſich neben Lienhard, indem ſie einen Strumpf zum Stricken in die Hand nahm, und Lienhard ſagte hierauf zu ihr: Wenn du dich ſo ſetzeſt, wie am Sonntag Abends zu deiner Bibel, ſo werde ich dir wohl viel erzählen müſſen.

Gertrud. Alles, Alles, du Lieber, mußt du mir erzählen.

Lienhard. Ja, ich werde jetzt noch ſo Alles wiſſen; aber aha, mein Trutſcheli! es iſt Samſtag, du haſt nicht ſo gar lange Zeit. Gertrud lacht: Thu deine Augen auf!

Lienhard ſieht ſich um: Aha, biſt du ſchon fertig?

Liſe (zwiſchenein). Sie hat recht geeilt, Vater. Ich und Enne halfen ihr aufräumen; iſt das nicht recht?

Wohl, es iſt mehr als recht, antwortete der Vater. Aber fange jetzt einmal an zu erzählen, ſagte Gertrud.

Und Lienhard: Arner fragte ſogar nach meines Vaters Namen, nach der Gaſſe, wo ich wohne, und nach der Nummer meines Hauſes.

Gertrud. O, du erzählſt nicht recht, Lienhard! ich weiß, er hat nicht ſo angefangen.

Lienhard. Warum nicht, du Schnabel, wie denn anders?

Gertrud. Du haſt ihn zuerſt gegrüßt und er hat dann gedankt. Wie habt ihr das gemacht?

Lienhard. Du Hexli, du haſt doch recht, ich habe nicht von vorn angefangen.

Gertrud. Gelt Lieni?

Lienhard. Nun, er fragte mich, ſobald er mich ſah, ob ich ihn nicht mehr fürchte? ich bückte mich ſo tief und ſo gut ich konnte, und ſagte: Verzeiht mir, gnädiger Herr! Er lachte und ließ mir gleich einen Krug Wein vorſetzen.

Gertrud. Nun, das iſt doch wirklich ein ganz anderer Anfang. Warſt du fein bald fertig mit dem Krug? Ohne Zweifel.

Lienhard. Nein, Frau; ich that ſo züchtig wie eine Braut, und ich wollte ihn nicht anrühren; aber er verſtand's anders. Ich weiß wohl, daß du den Wein auch kennſt, ſchenke dir nur ein, ſagte er. Ich that es, aber ſachte, und trank auf ſein Wohlſein; aber er ſah mich ſo ſteif an, daß mir das Glas am Munde zitterte.

Gertrud. Das gute Gewiſſen, Lieni, das kam dir jetzt eben in die Finger. Aber du haſt dich vom Schrecken doch wieder erholt?

Lienhard. Ja, und das recht bald. Er war gar liebreich und ſagte: Es iſt ganz natürlich, daß ein Mann, der ſtark arbeitet, gern ein Glas Wein trinkt, es iſt ihm auch wohl zu gönnen; aber das iſt ein Unglück, wenn Einer, anſtatt ſich mit einem Glas Wein zu erquicken, beim Wein ein Narr wird und nicht mehr an Weib und Kind

denkt und an seine alten Tage; das ist ein Unglück, Lienhard! — Frau, es ging mir ein Stich in's Herz, als er das sagte; doch faßte ich mich und antwortete: ich sei in so unglückliche Umstände verwickelt gewesen, daß ich mir in Gottes Namen nicht mehr zu helfen gewußt hätte; und ich hätte, weiß Gott, in der Zeit kein Glas Wein mit einem freudigen Herzen getrunken.

Gertrud. Hast du doch das herausbringen können?

Lienhard. Wenn er nicht so liebreich gewesen wäre, so hätte ich's gewiß nicht gekonnt.

Gertrud. Was sagte er noch weiter?

Lienhard. Es sei ein Unglück, daß die meisten Armen in ihrer Noth mit Leuten anbinden, die sie fliehen sollten wie die Pest. Ich mußte einmal jetzt seufzen; ich glaube, er merkte es; denn er fuhr wie mitleidig fort: „Wenn man es den guten Leuten nur auch beibringen könnte, ehe sie es mit ihrem Schaden lernen. Der Arme ist schon halb errettet, wenn er nur keinem Blutsauger unter die Hände fällt." — Bald hernach fing er wieder an und sagte: „Es geht mir an's Herz, wenn ich denke, wie viel Arme sich oft im abscheulichsten Elend aufzehren und nicht den Verstand und das Herz haben, ihre Umstände an einem Orte zu entdecken, wo man ihnen herzlich gern helfen würde, wenn man nur auch recht wüßte, wie sich die Sachen verhalten. Es ist vor Gott nicht zu verantworten, wie du dich Jahr und Tag vom Vogt hast herumschleppen lassen, und wie du Weib und Kind so in Unruhe und Gefahr setzen konntest, ohne auch nur ein einziges Mal mich um Rath und Hülfe zu bitten. Maurer, denke nur auch, wenn deine Frau nicht mehr Herz und Verstand gehabt hätte als du, wo es am Ende mit deinen Sachen hinausgelaufen wäre."

Gertrud. Das Alles hat er gesagt, ehe er der Hausnummer nachgefragt hat?

Lienhard. Du hörst es ja wohl.

Gertrud. Du hast mir es mit Fleiß nicht sagen wollen; du! —

Lienhard. Es wäre, denk ich, wohl das Gescheidteste gewesen; du wirst mir sonst noch gar zu stolz, daß du so viel Herz gehabt hast.

Gertrud. Meinst du, Hausmeister? Ja, ja einmal auf diesen Streich werde ich mir etwas einbilden, so lange ich lebe und so lange es uns wohl thun wird. Aber was sagte Arner noch weiter?

Lienhard. Er nahm mich wegen des Baues in's Examen. Es war gut, daß ich noch nicht Alles vergessen hatte. Ich mußte ihm Alles beim Klafter ausrechnen und die Fuhren von Kalk und Sand aufs Pünktchen ausspitzen.

Gertrud. Bist du um keine Null verirrt im Rechnen?

Lienhard. Nein, diesmal nicht, du Liebe.

Gertrud. Gott Lob!

Lienhard. Ja wohl Gott Lob!

Gertrud. Ist jetzt Alles in Ordnung?

Lienhard. Ja, recht schön ist es in der Ordnung. Rathe, wie viel hat er mir vorgeschossen? (Er klingelt mit den Thalern im Sack und sagt): Gelt, es ist lang —, daß ich nicht so geklingelt habe? — (Gertrud seufzt.)

Lienhard. Seufze jetzt nicht, du Liebe; wir wollen hausen und sparen, und wir werden jetzt gewiß nicht mehr in die alte Noth kommen.

Gertrud. Ja, Gott im Himmel hat uns geholfen.

Lienhard. Und noch mehr Leuten im Dorf mit uns. Denke, er hat zehn arme Hausväter, die gewiß alle sehr in Noth sind, zu Taglöhnern bei diesem Bau angenommen, und er giebt jedem des Tages 25 Kreuzer. Du Liebe! du hättest sehen sollen, mit was für Sorgfalt er die Leute ausgewählt hat.

Gertrud. O, sage mir doch das recht!

Lienhard. Ja, wenn ich es jetzt noch so wüßte!

Gertrud. Besinne dich ein wenig.

Lienhard. Nun denn: Er fragte allen armen Hausvätern nach, wie viel Kinder sie hätten, wie groß sie wären, was für Verdienst und Hülfe sie hätten; dann suchte er die verdienstlosesten und die, welche am meisten unerzogene Kinder hatten, heraus, und sagte zweimal zu mir: Wenn du Jemand kennst, der wie du im Drucke ist, so

ſage es mir. Ich nannte vor Allen den Hübel-Rudi; und der hat jetzt für ein Jahr gewiß Verdienſt.

Gertrud. Es iſt brav, daß du den Rudi deine Erdäpfel nicht haſt entgelten laſſen.

Lienhard. Ich könnte keinem Armen etwas nachtragen, Frau; und dieſe Haushaltung iſt erſchrecklich elend. Ich habe den Rudi erſt vor ein Paar Tagen wieder bei der Grube angetroffen, und ich that, als ob ich ihn nicht ſehe. Es ging mir ans Herz; er ſieht aus wie Theurung und Hunger, und wir hatten doch in Gottes Namen zuletzt noch immer zu eſſen.

Gertrud. Das iſt wohl gut, du Lieber; aber ſtehlen hilft nicht im Elend, und der Arme, der es thut, kommt dadurch nur doppelt in Noth.

Lienhard. Freilich; aber beim nagenden Hunger Eßwaaren vor ſich ſehen, und wiſſen, wie viel daran in den Gruben verfaulen muß und wie ſelber alles Vieh davon genug hat, und ſie dann doch liegen laſſen und ſie nicht anrühren, o Liebe, wie viel braucht es dazu!

Gertrud. Es iſt gewiß ſchwer; aber eben ſo gewiß muß der Arme es können, oder er iſt unausweichlich höchſt unglücklich.

Lienhard. O Liebe, wer würde in ſeinem Fall es thun? Wer will es von ihm fordern?

Gertrud. Gott, der es vom Armen fordert, giebt ihm Kraft, es zu thun, und bildet ihn durch den Zwang, durch die Noth und durch die vielen Leiden ſeiner Umſtände zu der großen Ueberwindung, zu der er aufgefordert iſt. Glaube mir, Lienert, Gott hilft dem Armen ſo im Verborgenen und giebt ihm Stärke und Verſtand, zu tragen, zu leiden und auszuhalten, was faſt unglaublich ſcheint. Wenns denn durchgeſtritten, wenn das gute Gewiſſen bewahrt iſt, Lienert, dann iſt ihm himmelwohl, viel beſſer, als Allen, welche nicht Anlaß hatten, ſo viel zu überwinden.

Lienhard. Ich weiß es, Gertrud, an dir weiß ich es; ich bin auch nicht blind. Ich ſah es oft, wie du in der größten Noth auf Gott trauteſt und zufrieden warſt; aber wenige Menſchen ſind im Elend wie du, und viele

sind wie ich, bei dem Drange der Noth und des Elends sehr schwach; darum denke ich immer, man sollte mehr thun, um allen Armen Arbeit und Brot zu verschaffen, ich glaube, sie würden dann alle auch besser sein, als sie jetzt in der Verwirrung ihrer Noth und ihres vielen Jammers sind.

Gertrud. O Lieber, das ist bei weitem nicht so. Wenn es nichts als Arbeit und Verdienst brauchte, die Armen glücklich zu machen, so würde bald geholfen sein; aber das ist nicht so. Bei Reichen und bei Armen muß das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein sollen, und zu diesem Zwecke kommen die weit mehreren Menschen eher durch Noth und Sorgen, als durch Ruhe und Freuden; Gott würde uns sonst wohl gern lauter Freuden gönnen. Da aber die Menschen Glück und Ruhe und Freuden nur alsdann ertragen können, wenn ihr Herz zu vielen Ueberwindungen gebildet, standhaft, stark, geduldig und weise ist, so ist offenbar nothwendig, daß viel Elend und Noth in der Welt sein muß. Denn ohne das kommt bei wenigen Menschen das Herz in Ordnung und zu innerer Ruhe, und wo das mangelt, ist es gleichviel, der Mensch mag Arbeit haben oder nicht, er mag Ueberfluß haben oder nicht. Der reiche, alte Meyer hat, was er will, und steckt alle Tage im Wirthshause; dabei ist er aber nicht glücklicher als der arme Wächter, der es nicht hat, und der, obgleich er auch alle Tage dürstet, dennoch nur dann und wann ein Glas Wein in seinem Winkel findet.

Lienhard seufzte und Gertrud schwieg auch eine Weile; dann sagte sie: Hast du auch nachgesehen, ob die Gesellen arbeiten? Ich muß dir sagen, der Joseph ist heute wieder ins Wirthshaus geschlichen.

Lienhard. Das ist verdrießlich. Gewiß hat ihn der Vogt kommen lassen; er hat sich eben gar sonderbarlich aufgeführt. Ich bin, ehe ich heim kam, bei ihnen auf der Arbeit gewesen, und wenn er eben aus dem Wirthshaus gekommen ist, so macht mir das, was er gesagt hat, Unruhe, und es ist dann nicht aus seinem Hafen (er hat es nicht selbst angegeben, sondern ein Anderer steckt dahinter).

Gertrud. Was ist's denn?

Lienhard. Er sagte: Der Stein aus dem Schwendibruch wäre so vortrefflich zur Kirchenmauer, und da ich ihm antwortete, die großen Feldkiesel, die in Menge nahe da herumliegen, seien viel besser, sagte er, ich wolle immer ein Narr bleiben, und meine Sachen nie recht anstellen; die Mauer werde von den Schwendisteinen viel schöner und ansehnlicher werden. Ich dachte eben, er sage das so aus guter Meinung; doch hat er so plötzlich von dem Stein angefangen, daß es mich schon da sonderbar dünkte, und wenn er beim Vogt gewesen ist, so steckt gewiß etwas dahinter. Der Schwendistein ist mürbe und sandig, und zu dieser Arbeit gar nichts nütze. Wenn das eine Fuchsfalle wäre?

Gertrud. Joseph ist nicht durch und durch gut; nimm dich in Acht!

Lienhard. Da fangen sie mich nicht. Der Junker will keine Sandsteine an der Mauer haben.

Gertrud. Warum das?

Lienhard. Er sagte, weil unten an der Mauer Miststätten und Abläufe von Ställen seien, so würde der Sandstein faulen und vom Salpeter angefressen werden.

Gertrud. Ist das wahr?

Lienhard. Ja, ich habe selbst einmal in der Fremde an einem Gebäude gearbeitet, da man das ganze Fundament, das von Sandsteinen war, wieder hat wegnehmen müssen.

Gertrud. Daß er das so versteht!

Lienhard. Ich verwunderte mich selber; aber er versteht es vollkommen. Er fragte mich auch, wo der beste Sand sei, und ich antwortete: im Schachen bei der untern Mühle. Das ist sehr weit zu führen und bergan, antwortete er; man muß Leute und Vieh schonen. Weißt du keinen, der näher wäre? Ich sagte, es sei gerade oben an der Kirche sehr reiner Sand im Mattenbühl, aber es sei eigenthümliches Land; man müßte die Grube zahlen und könnte nicht anders als durch Matten fahren, wo man einen Abtrag würde thun müssen. Das schadet nichts; es ist besser, als Sand aus dem Schachen herauf

holen. — Ja ich muß dir noch etwas erzählen. Eben da er vom Sand redete, meldete der Knecht den Junker von Oberhofen. Ich glaubte, ich müßte jetzt sagen, ich wollte ihn nicht aufhalten und ein andermal kommen; aber er lachte und sagte: Nein, Maurer, ich mache gern eine Arbeit aus, und erst, wenn ich fertig bin, sehe ich, wer weiter etwas mit mir wolle. Du kommst mir eben recht mit deinem „Abschied nehmen"; es gehört zu deiner alten Ordnung, so liederlich bei jedem Anlaß Geschäfte und Arbeit liegen zu lassen, und diese muß aufhören. Ich kratzte hinter den Ohren, Frau, und dachte bei mir selber: hätte ich nur auch mit meinem „Einandermal kommen" geschwiegen!

Es hat dir auch etwas gehört, sagte Gertrud; und eben rief Jemand vor der Thür: Hollaho, ist Niemand daheim?

14. Kapitel.

Niedriger Eigennutz.

Der Maurer machte die Thür auf, und die Schnabelgritte, des Sigristen (Küsters) Sohnsfrau und des Vogts Bruders sel. Tochter, kam in die Stube. Nachdem sie den Maurer und die Frau gegrüßt, dabei aber den Mund nur ein wenig aufgethan hatte, sagte sie zu ihm: Du wirst jetzt wohl nicht mehr unsern schlechten Ofen bestreichen wollen, Lienhard?

Lienhard. Warum denn nicht, Frau Nachbarin? Fehlt etwas daran?

Gritte. Nein, jetzt gar nicht; ich wollte nur in der Zeit fragen, damit ich in der Noth wisse, woran ich sei.

Lienhard. Du bist sorgfältig, Grittli; es hätte aber übel fehlen können.

Gritte. Ja, die Zeiten ändern sich und mit ihnen auch die Leute.

Lienhard. Das ist wohl wahr; aber Leute zum Bestreichen der Oefen findet man doch immer.

Gritte. Das ist eben der Vortheil.

Gertrud, die bis jetzt geschwiegen hatte, nimmt das Brotmesser von der Wand und schneidet von einem altbackenen Roggenbrote zur Nachtsuppe ab.

Das ist schwarz Brot, sagte Gritte. Es giebt jetzt aber bald besseres, da dein Mann Herr Schloßmaurer geworden ist.

Du bist närrisch, Gritte; ich will Gott danken, wenn ich mein Lebtag genug solches habe, sagte Gertrud.

Und Gritte wiederum: Weißes Brot ist doch besser, und wie sollte es fehlen? Du wirst noch Frau Untervögtin und dann dein Mann vielleicht Herr Untervogt; aber es würde uns dabei übel gehen.

Lienhard. Was willst du mit dem Sticheln? Ich habe das nicht gern; gerade heraus ist Meister, wenn man etwas hat, das man sagen darf.

Gritte. Ha, Maurer, das darf ich, wenn es sein muß. Mein Mann ist doch auch des Sigristen Sohn, und es ist, so lange die Kirche steht, nie erhört worden, daß, wenn es Arbeit daran gegeben hat, des Sigristen Leute nicht den Vorzug gehabt haben.

Lienhard. Und jetzt, was weiter?

Gritte. Ja, und jetzt, — eben jetzt hat der Untervogt einen Zettel im Haus, in welchem mehr als ein Dutzend der größten Lumpen aus dem Dorf als Arbeiter bei dem Kirchenbau aufgezeichnet sind; und von des Sigristen Leuten steht kein Wort dabei.

Lienhard. Aber, Frau Nachbarin, was geht das mich an? Habe ich den Zettel geschrieben?

Gritte. Nein, geschrieben hast du ihn nicht, wohl aber angegeben, denke ich.

Lienhard. Das wäre wohl viel, wenn ich dem Junker seine Zettel angeben müßte.

Gritte. Ha, man weiß einmal, daß du alle Tage im Schlosse steckst und gerade heut wieder dort gewesen bist; und wenn du auch berichtet hättest, wie es vor diesem gewesen ist, so wäre es beim Alten geblieben.

Lienhard. Du gehst an den Wänden, Gritte, wenn du das glaubst; Arner ist nicht der Mann, der beim Alten

bleibt, wenn er glaubt, er könne es mit dem Neuen beſſer machen.

Gritte. Man ſieht es.

Lienhard. Und zudem wollte er mit dem Verdienſt den Armen und Nothleidenden aufhelfen.

Gritte. Ja, eben will er nur Lumpen- und Bettlergeſindel aufhelfen.

Lienhard. Es ſind nicht alle Armen Geſindel, Gritte; man muß nie ſo reden; es weiß ja Keiner, wie es ihm gehen wird, bis er unter den Boden kommt.

Gritte. Eben das iſt es; es muß ein Jeder für ſein Stück Brot ſorgen, und darum thut es uns auch weh, daß man unſer ſo gar vergeſſen hat.

Lienhard. Ach, Gritte, das iſt jetzt was anders. Du haſt ſchöne Güter und iſſeſt bei deinem Vater, und dieſer hat den beſten Verdienſt im Dorf, und du mußt nicht wie unſre Armen für das tägliche Brot ſorgen.

Gritte. Du magſt jetzt ſagen, was du willſt. Es thut einem Jeden weh, wenn er glaubt, es gehöre ihm etwas, und wenn es ihm dann ein andrer Hund vor dem Maul wegfrißt.

Lienhard. Spare die Hunde, Grittli, wenn du von Menſchen redeſt, ſonſt findeſt du einſt einen, der dich beißt. Und wenn du glaubſt, der Verdienſt gehöre dir, ſo biſt du jung und ſtark und haſt gute Füße und ein gutes Mundſtück; du kannſt alſo deine Sache ſelbſt an Ort und Stelle hintragen und anbringen, wo man dir zu deinem Rechte verhelfen kann.

Gritte. Großen Dank, Herr Maurer, für den ſchönen Rath.

Lienhard. Ich kann keinen beſſern geben.

Gritte. Es giebt etwa auch wieder Gelegenheit, den Dienſt zu erwiedern. Lebe wohl, Lienert!

Lienhard. Leb' auch wohl, Gritte! Ich kann dir nicht beſſer helfen.

Gritte geht fort und Lienhard zu ſeinen Geſellen.

---

15. Kapitel.

Der klugen Gans entfällt ein Ei; oder eine Dummheit, die ein Glas Wein kostet.

Lienhard war heute am Morgen kaum aus dem Schlosse weg, so sandte Arner den Zettel, in dem er die Taglöhner aufgeschrieben hatte, durch den Harschier (Polizeidiener oder Landjäger) Flink dem Vogt, damit dieser es ihnen anzeige. Der Harschier brachte den Befehl dem Vogt noch am Vormittag, aber bisher waren sonst alle Briefe, die aus dem Schlosse an ihn kamen, überschrieben: „An den ehrsamen und bescheidenen, meinen lieben und getreuen Vogt Hummel in Bonnal", und auf diesem stand nur: „An den Vogt Hummel in Bonnal."

Was denkt der verdammte Spritzer, der Schloßschreiber, daß er mir den Titel nicht giebt, wie es mir gehört? sagte der Vogt, sobald er den Brief in die Hand nahm, zu Flink, der ihn überbrachte.

Der Harschier aber antwortete: Besinne dich, Vogt, was du redest. Der Junker hat den Brief selbst überschrieben.

Vogt. Das ist nicht wahr! Ich kenne die Hand des gepuderten Bettelbuben, des Schreibers.

Flink schüttelte den Kopf und sagte: Das ist herzhaft. Ich sah mit meinen Augen, daß der Junker ihn überschrieb, ich stand neben ihm in der Stube, als er es that.

Vogt. So hab' ich mich denn verdammt geirrt, Flink! Das Wort ist mir so entfahren; vergiß es, und komm, trinke ein Glas Wein mit mir in der Stube!

Nimm dich ein andermal in Acht, Vogt, ich mache nicht gern Ungelegenheit, sagt Flink; geht dann mit dem Vogt in die Stube, stellt das kurze Gewehr in eine Ecke, läßt sich eins belieben und geht dann wieder fort.

Der Vogt machte jetzt den Brief auf, las ihn und sagte: Das sind ja alles lauter Lumpen und Bettler vom ersten bis zum letzten, und von meinen Leuten kein einzi-

ger als der Schabenmichel. Donner, wie das denn auch geht! Nicht einmal einen Taglöhner kann ich ihm mehr auffalzen (aufschwatzen, bei ihm anbringen), und jetzt soll ich es ihnen heute noch ansagen! Das ist schwere Arbeit für mich; aber ich will es thun; es ist noch nicht aller Tage Abend. Gerade jetzt will ich es ansagen und ihnen rathen, am Montag in's Schloß zu gehen und dem Junker zu danken. Er kennt von den Burschen nicht einen, und es fehlt nicht, der Maurer hat sie ihm alle angerathen. Wenn sie dann am Montag ins Schloß kommen und so alle miteinander zerrissen, wie Hergelaufene, der eine ohne Schuh, der andre ohne Hut, vor dem Erbherrn dastehen — es nimmt mich Wunder, ob es dann nichts geben wird, das mir in meinen Kram dient.

So rathschlagt er mit sich selber, kleidet sich an und nimmt dann wieder den Zettel zur Hand, um zu sehen, wie einer dem andern in der Nähe wohne, damit er den Weg nicht zweimal gehen müsse. Der Hübelrudi war zwar nicht der nächste; aber er ging, seitdem er seinem Vater die Brunnenmatte abgerechtigt hatte, nicht mehr gern in sein Haus; denn es stiegen ihm allemal allerhand Gedanken auf, wenn er die armen Leute darin sah. Ich will zuerst geschwind zu dem Pack, sagte er, und ging alsobald hin vor das Fenster.

16. Kapitel.

Zieht den Hut ab, Kinder! es folgt ein Sterbebett.

Hübelrudi saß eben bei seinen vier Kindern. Vor drei Monaten war ihm seine Frau gestorben, und jetzt lag seine Mutter sterbend auf einem Strohsack und sagte zu Rudi: Suche mir doch diesen Nachmittag etwas Laub in meine Decke, ich friere.

O Mutter, sobald das Feuer im Ofen erloschen sein wird, will ich gehen, sagte Rudi.

Die Mutter. Haſt du auch noch Holz, Rudi? Ich denke wohl, nein; du kannſt nicht in den Wald von mir und den Kindern weg. O Rudi, ach, ich bin dir zur Laſt!

Rudi. O Mutter, Mutter! ſage das doch nicht, du biſt mir nicht zur Laſt. Mein Gott, mein Gott! könnte ich dir nur auch, was du nöthig haſt, geben! Du dürſteſt, du hungerſt, und klagſt nicht; das geht mir ans Herz, Mutter!

Die Mutter. Gräme dich nicht, Rudi! Meine Schmerzen ſind, Gottlob, nicht groß, und Gott wird bald helfen, und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thuſt.

Rudi. O Mutter! noch nie that mir meine Armuth ſo weh als jetzt, da ich dir nichts geben und nichts thun kann. Ach Gott! ſo krank und elend leideſt du und trägſt meinen Mangel.

Die Mutter. Wenn man ſeinem Ende nahe iſt, ſo braucht man wenig mehr auf Erden, und was man braucht, giebt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, Rudi; denn er ſtärkt mich in meiner nahen Stunde.

Rudi (in Thränen). Meinſt du denn, Mutter, du erholſt dich nicht wieder?

Die Mutter. Nein, Rudi! gewiß nicht.

Rudi. O mein Gott!

Die Mutter. Tröſte dich, Rudi! ich gehe ins beſſere Leben.

Rudi (ſchluchzend). O Gott!

Die Mutter. Tröſte dich, Rudi! Du warſt die Freude meiner Jugend und biſt der Troſt meines Alters, und nun danke ich Gott. Deine Hände werden jetzt bald meine Augen ſchließen; dann werde ich zu Gott kommen und ich will für dich beten, und es wird dir wohl gehen ewiglich. Denke an mich, Rudi! alles Leiden und aller Jammer dieſes Lebens, wenn ſie überſtanden ſind, machen einem nur wohl. Mich tröſtet und mir iſt heilig Alles, was ich überſtanden habe, ſo gut als alle Luſt und Freude des Lebens. Ich danke Gott für die frohe Erquickung der Tage meiner Kindheit; aber wenn die Frucht des Lebens im Herbſte reift, und der Baum ſich zum Schlafe des Winters entblättert, dann iſt das Leiden des Lebens

ihm heilig, und die Freuden des Lebens ſind ihm nur ein Traum. Denke an mich, Rudi! es wird dir wohl gehen bei all deinem Leiden.

Rudi. O Mutter, liebe Mutter!

Die Mutter. Aber jetzt noch eins, Rudi!

Rudi. Was, Mutter?

Die Mutter. Es liegt mir ſeit geſtern wie ein Stein auf dem Herzen; ich muß dir's ſagen.

Rudi. Was iſt's denn, liebe Mutter?

Die Mutter. Ich ſah geſtern, daß ſich der Rudeli hinter meinem Bett verſteckte und gebratene Erdäpfel aus ſeinem Sacke (Taſche) aß. Er gab ſeinen Geſchwiſtern, und auch ſie aßen verſtohlen. Rudi, dieſe Erdäpfel ſind nicht unſer; ſonſt würde der Junge ſie auf den Tiſch geworfen und ſeine Geſchwiſter laut gerufen haben; ach, er würde mir auch einen gebracht haben, wie er es tauſendmal that. Es ging mir allemal ans Herz, wenn er ſo mit etwas in Händen zu mir ſprang und ſo herzlich zu mir ſagte: Iß auch Großmutter! — O Rudi, wenn dieſer Herzensjunge ein Dieb werden ſollte! O Rudi, wie mir dieſer Gedanke ſeit geſtern ſo ſchwer macht! Wo iſt er? Bring' mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudi. O ich Elender! (Er läuft geſchwind, ſucht den Knaben und bringt ihn der Mutter ans Bett).

Die Mutter ſetzt ſich mühſelig zum letzten Mal auf, kehrt ſich gegen den Knaben, nimmt ſeine beiden Hände in ihre Arme und ſenkt das ſchwache, ſterbende Haupt hinab auf den Knaben. Der Kleine weint laut: — Großmutter, was willſt du? Du ſtirbſt doch nicht, ach ſtirb doch nicht, Großmutter!

Sie antwortet gebrochen: Ja, Rudeli, ich werde gewiß bald ſterben.

Jeſus, ach mein Gott! ſtirb doch nicht, Großmutter! ſagt der Kleine.

Die Kranke verliert den Athem und muß ſich niederlegen. Der Knabe und ſein Vater zerfließen in Thränen.

Die Mutter erholt ſich aber wieder und ſagt: Es iſt mir ſchon wieder beſſer, da ich jetzt liege.

Und der Rudeli: Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter?

Die Mutter. Thu doch nicht so, du Lieber; ich sterbe ja gern, und werde dann auch zu einem lieben Vater kommen. Wenn du wüßtest, Rudeli, wie es mich freut, daß ich bald zu ihm kommen soll, du würdest dich nicht so betrüben.

Rudeli. Ich will mit dir sterben, Großmutter, wenn du stirbst.

Die Mutter. Nein, Rudeli, du wirst nicht mit mir sterben; du wirst, will's Gott, noch lange leben und brav werden, und wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hülfe und sein Trost sein. Gelt, Rudeli, du willst ihm folgen und brav werden und recht thun? Versprich mir es, du Lieber.

Rudeli. Ja, Großmutter, ich will gewiß recht thun und ihm folgen!

Die Mutter. Rudeli, der Vater im Himmel, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht und hört Alles, was wir thun und was wir versprechen. Gelt, Rudeli, du weißt das und du glaubst es?

Rudeli. Ja, Großmutter, ich weiß es und glaube es.

Die Mutter. Aber warum hast du denn doch gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegessen?

Rudeli. Verzeihe mir es doch, Großmutter! ich will es nicht mehr thun. Verzeihe mir es doch, ich will es gewiß nicht mehr thun, Großmutter!

Die Mutter. Hast du sie gestohlen?

Rudeli (schluchzend). J—, j—, ja, Großmutter.

Die Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli. Dem Mau—Mau--Maurer.

Die Mutter. Du mußt zu ihm gehen, Rudeli, und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli. Großmutter! um Gotteswillen, ich darf nicht.

Die Mutter. Du mußt, Rudeli, damit du es ein andermal nicht mehr thust; ohne Widerrede mußt du gehen, — und um Gotteswillen, mein Lieber! nimm doch nichts mehr. Gott verläßt Niemand, er giebt allemal wieder. —

O Rudeli, wenn dich schon hungert, wenn du schon nichts haſt und nichts weißt, traue auf deinen lieben Gott und ſtehle nicht mehr.

Rudeli. Großmutter! ich will gewiß nicht mehr ſtehlen, wenn mich ſchon hungert, ich will nicht mehr ſtehlen!

Die Mutter. Nun ſo ſegne dich denn mein Gott, auf den ich hoffe, — und bewahre dich, du Lieber! Sie drückt ihn an ihr Herz, weint und ſagt dann: Du mußt jetzt zum Maurer gehen und ihn um Verzeihung bitten. Rudi, geh doch auch mit ihm und ſage des Maurers Leuten, daß auch ich ſie um Verzeihung bitte und daß es mir leid ſei, daß ich ihnen die Erdäpfel nicht zurückgeben könne, — und ſage ihnen, ich wolle Gott für ſie bitten, daß er ihnen ihr Uebriges ſegne. — Es thut mir ſo wehe, — ſie haben das Ihrige auch ſo nöthig, — und wenn die Frau nicht ſo Tag und Nacht arbeitete, ſie könnten ſich bei ihrer großen Haushaltung faſt nicht durchbringen. Rudi, du arbeiteſt ihm gern ein Paar Tage dafür, daß er das Seinige wieder erhalte; nicht wahr?

Rudi. Ach mein Gott, von Herzen gern, meine liebe Mutter.

Da er eben das ſagte, klopfte der Vogt ans Fenſter.

17. Kapitel.

Die kranke Frau handelt vortrefflich.

Und die Kranke erkannte ihn an ſeinem Huſten und ſagte: O Gott, Rudi, es iſt der Vogt! Gewiß ſind das Brot und der Anken (Butter), wovon du mir Suppen kochſt, noch nicht bezahlt.

Rudi. Um Gotteswillen, bekümmere dich nicht, Mutter; es iſt nichts daran gelegen. Ich will ihm arbeiten und in der Ernte ſchneiden, was er will.

Ach, er wartet dir nicht! ſagte die Mutter. Und der Rudi geht aus der Stube zum Vogt; die Kranke aber

seufzt bei sich selber und sagt: Seit unserm Handel — Gott verzeih ihn dem armen verblendeten Tropf! — ist mir immer ein Stich ins Herz gegangen, wenn ich ihn sah, und — ach Gott! — in meiner nahen Stunde muß er noch vor mein Fenster kommen und husten. — Es ist Gottes Wille, daß ich ihm ganz, daß ich ihm jetzt verzeihe, und den letzten Groll überwinde und für seine Seele bete. Ich will es thun.

Gott, du leitetest den Handel, verzeih' ihm! Vater im Himmel, verzeih' ihm!

Sie hört jetzt den Vogt laut reden, erschrickt und sagt: Ach Gott, er ist zornig! O du armer Rudi, du kommst um meinetwillen unter seine Hände! Sie hört ihn noch einmal reden und sinkt in Ohnmacht.

Der Rudeli springt aus der Stube zum Vater und ruft ihm: Vater, komm doch, komm doch, die Großmutter ist, glaub ich, todt!

Der Rudi antwortete: Herr Jesus! Vogt, ich muß in die Stube.

Und der Vogt: Ja es thut Noth, das Unglück wird gar groß sein, wenn die Hexe einmal todt sein wird.

Der Rudi hörte nicht, was er sagte, und war schnell in der Stube. Die Kranke erholte sich bald wieder und wie sie die Augen öffnete, sagte sie: Er war zornig, Rudi? er will dir gewiß nicht warten?

Rudi. Nein Mutter, es ist etwas recht Gutes. Aber hast du dich auch wieder erholt?

Ja, sagt die Mutter, ernsthaft und wehmüthig ihn ansehend. Was Gutes kann dieser bringen? Was sagst du? Willst du mich trösten und du allein leiden? Er hat dir gedroht.

Rudi. Nein, weiß Gott Mutter; er hat mir angesagt, ich sei Taglöhner beim Kirchenbau, und der Junker zahle einem des Tags 25 Kreuzer.

Die Mutter. Herr Gott! ist das auch wahr?

Rudi. Ja gewiß, Mutter! und es ist da mehr als für ein ganzes Jahr Arbeit.

Die Mutter. Nun, ich sterbe leichter, Rudi. Du bist gut, mein lieber Gott! Sei doch bis an ihr Ende ihr

guter Gott! Und Rudi, glaub es doch ewig fest: Je größer Noth, je näher Gott. Sie schwieg jetzt eine Weile; dann sagte sie wieder: Ich glaube, es ist mit mir aus, — mein Athem nimmt alle Augenblicke ab. — Wir müssen scheiden, Rudi, ich will Abschied nehmen!

Der Rudi bebt, zittert, nimmt seine Kappe ab, fällt auf seine Kniee vor dem Bett seiner Mutter, faltet seine Hände, hebt seine Augen gen Himmel und kann vor Thränen und Schluchzen nicht reden.

Dann sagt die Mutter: Fasse Muth, Rudi, zu hoffen aufs ewige Leben, wo wir uns wieder sehen werden. Der Tod ist ein Augenblick, der vorüber geht; ich fürchte ihn nicht. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und daß er, mein Erretter, wird über meinem Staube stehen; und nachdem sich meine Haut wiederum wird über das Gebein gezogen haben, alsdann werde ich in meinem Fleische Gott sehen. Meine Augen werden ihn sehen und nicht eines Andern.

Der Rudi hatte sich wieder erholt und sagte: So gieb mir deinen Segen, Mutter! Will's Gott, komme ich dir auch bald nach ins bessere Leben.

Und dann die Mutter: Erhöre mich, Vater im Himmel! und gieb deinen Segen meinem Kind, dem einzigen, so du mir gegeben hast und das mir so innig lieb ist! Rudi, mein Gott und mein Erlöser sei mit dir, und wie er Isaak und Jakob um ihres Vaters Abraham willen Gutes gethan hat, ach, so möge er auch um meines Segens willen dir Gutes thun die Fülle, daß dein Herz sich wieder erfreue und frohlocke und seinen Namen preise! — Höre mich jetzt, Rudi! und thue, was ich sage! Lehre deine Kinder Ordnung und Fleiß, daß sie in der Armuth nicht verlegen, unordentlich und liederlich werden. Lehre sie auf Gott im Himmel vertrauen und bauen, und Geschwister zu einander bleiben in Freude und Leid, so wird es ihnen auch in ihrer Armuth wohl gehen. Verzeihe auch dem Vogt, und wenn ich todt und begraben sein werde, so gehe zu ihm hin und sage ihm, ich sei mit einem versöhnten Herzen gegen ihn gestorben, und wenn Gott meine Bitte erhöre, so werde es ihm wohlgehen, und

er werde noch zur Erkenntniß seiner selbst kommen, ehe er von hinnen scheiden werde. — Nach einer Weile sagte dann die Mutter wieder: Rudi, gieb mir meine zwei Bibeln, mein Gebetbuch und eine Schrift, die unter meinem Halstuch in einem Schächtelchen liegt.

Und Rudi stand von seinen Knieen auf und brachte Alles der Mutter.

Da sagte sie: Bringe mir jetzt auch die Kinder alle.

Er brachte sie vom Tisch, wo sie saßen und weinten, zu ihrem Bett, und auch diese fielen vor dem Bett der Mutter auf ihre Kniee nieder.

Da sagte sie zu ihnen: Weinet nicht so, ihr Lieben! euer Vater im Himmel wird euch erhalten und euch segnen. Ihr waret mir lieb, ihr Theuern! und es thut mir weh, daß ich euch so arm und ohne eine Mutter verlassen muß. — Aber hoffet auf Gott und trauet auf ihn in Allem, was euch begegnen wird, so werdet ihr an ihm immer mehr als Vaterhülfe und Muttertreue finden. Denket an mich, ihr Lieben! Ich hinterlasse euch zwar nichts; aber ihr waret mir lieb, und ich weiß, daß ich euch auch lieb bin. — Da, meine Bibeln und mein Gebetbuch sind fast Alles, was ich noch habe; aber haltet es nicht gering. Kinder, es war in meinem schweren Leben mir tausendmal Trost und Erquickung. Lasset Gottes Wort auch euer Trost sein, Kinder, und eure Freude; und liebet einander und helfet und rathet einander, so lange ihr leben werdet, und seid aufrichtig, treu, liebreich und gefällig gegen alle Menschen, so wird es euch wohl gehen im Leben. Und du, Rudi, behalte dem Betheli die größere und dem Rudeli die kleinere Bibel, und dem Kleinen die zwei Gebetbücher zum Angedenken von mir. Ach, dir habe ich keines, Rudi! aber du hast keines nöthig, du vergissest meiner nicht. Dann ruft sie noch einmal dem Rudeli: Gieb mir deine Hand, du Lieber! Gelt, du nimmst doch Niemand etwas mehr?

Nein doch auch, Großmutter! glaube mir's doch auch, ich werde gewiß Niemand etwas nehmen, sagte der Rudeli mit heißen Thränen.

Nun, ich will dir's glauben, und zu Gott für dich beten, sagte die Mutter. Sieh, Lieber, da gebe ich deinem Vater ein Papier, das mir der Herr Pfarrer gab, bei dem ich diente. Wenn du älter sein wirst, so lies es, und denke an mich, und sei fromm und treu.

Es war ein Zeugniß von dem verstorbenen Pfarrer in Eichstätten, daß die kranke Catharine zehn Jahre bei ihm gedient, und ihm, so zu sagen, geholfen habe, seine Kinder erziehen, nachdem seine Frau ihm gestorben war; daß der Catharine Alles anvertraut worden sei, und daß sie Alles wohl so sorgfältig als seine Frau sel. regiert habe. Der Pfarrer danke ihr dafür, und gebe ihr das Zeugniß, daß sie wie eine Mutter an seinen Kindern gehandelt habe; er werde es in seinem Leben nicht vergessen, was sie in seinem Wittwerstande an ihm gethan habe. — Sie hatte auch wirklich ein beträchtliches Stück Geld in diesem Dienste erworben und solches ihrem sel. Manne an die Matte gegeben, die der Vogt ihnen hernach wieder abprozessirt hat. Nachdem sie dem Rudi dieses Papier gegeben hatte, sagte sie ferner: Es sind noch zwei gute Hemden da. — Gieb mir keins von diesen ins Grab; das, so ich trage, ist recht. Meinen Rock und meine zwei Fürtücher lasse, sobald ich todt sein werde, den Kindern verschneiden. — Und dann sagte sie bald darauf: Siehe doch sorgfältig zu Betheli, Rudi, es ist wieder so flüssig. Halte die Kinder doch immer rein mit Waschen und Kämmen, und suche ihnen doch alle Jahre Ehrenpreis und Hollunder, ihr Geblüt zu verbessern, es ist so verdorben. Wenn du immer kannst, so halte für sie eine Geis den Sommer durch; das Betheli kann sie jetzt hüten. — Du dauerst mich, daß du so allein bist; aber fasse Muth und thue was du kannst. Der Verdienst an dem Kirchenbau erleichtert dich jetzt auch wieder. — Ich danke Gott auch für dieses.

Die Mutter schwieg jetzt, — und der Vater und die Kinder blieben noch eine Weile auf ihren Knieen, und der Vater und die Kinder beteten alle Gebete, die sie konnten. Dann standen sie auf von ihren Knieen und Rudi sagte zu der Mutter: Mutter, ich will dir jetzt auch das Laub

in die Decke holen. Sie antwortete: Das hat jetzt keine Eile, Rudi, es ist, Gott Lob! jetzt wärmer in der Stube, und du mußt mit dem Kleinen jetzt zum Maurer.

Und der Rudi winkt dem Betheli aus der Stube und sagt: Gieb auf die Großmutter Acht, und wenn ihr etwas begegnet, so schicke das Anneli mir nach; ich werde bei dem Maurer sein.

18. Kapitel.

Ein armer Knabe bittet ab, daß er Erdäpfel gestohlen hat, und die Kranke stirbt.

Rudi nahm jetzt den Kleinen an die Hand und ging mit ihm. Gertrud war allein zu Hause, als sie kamen, und sah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten. — Was willst du, Nachbar Rudi? Warum weinst du? Warum weint der Kleine? fragte sie liebreich und bot dem Kleinen die Hand.

Ach, Gertrud, ich bin im Unglück, antwortete Rudi. Ich muß zu dir kommen, weil der Rudeli euch etlichemal aus eurer Grube Erdäpfel genommen hat. Die Großmutter hat es gestern gemerkt, und er hat es ihr bekannt. — Verzeih' es uns, Gertrud! Die Großmutter ist auf dem Todbett; ach, mein Gott! sie hat so eben Abschied von uns genommen. Ich weiß vor Angst und Sorgen nicht, was ich sage. Gertrud, sie läßt dich auch um Verzeihung bitten. — Es ist mir leid, ich kann sie dir jetzt nicht zurückgeben; aber ich will gern ein Paar Tage kommen und dir dafür arbeiten. Verzeih' es uns, der Knabe hat es aus dringendem Hunger gethan!

Gertrud. Schweig einmal hievon, Rudi, und du, lieber Kleiner, komm, versprich mir, daß du Niemandem etwas mehr nehmen wollest. Sie küßt ihn und sagt: Du hast eine brave Großmutter, werde doch auch so fromm und brav wie sie!

Rudeli. Verzeihe mir, Frau! ich will, weiß Gott, nicht mehr stehlen.

Gertrud. Nein, Kind, thue es nicht mehr! du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thue es doch nicht mehr! und wenn dich hungert, so komm lieber zu mir und sage es mir; wenn ich kann, will ich dir etwas geben.

Rudi. Ich danke Gott, daß ich jetzt bei der Kirche zu verdienen habe, und hoffe, der Hunger werde ihn nun auch nicht mehr zu so etwas verleiten.

Gertrud. Es hat mich und meinen Mann gefreut, daß der Junker mit dem Verdienst auch an dich gedacht hat.

Rudi. Ach, es freut mich, daß die Mutter noch diesen Trost erlebt hat. Sage doch deinem Manne, ich wolle ihm ehrlich und treu arbeiten, und früh und spät; und ich wolle mir die Erdäpfel doch auch herzlich gern am Lohn abziehen lassen.

Gertrud. Davon ist keine Rede, Rudi; mein Mann thut das gewiß nicht. Wir sind, Gottlob! durch den Bau jetzt auch erleichtert. Rudi, ich will mit dir zu deiner Mutter gehen, wenn es so schlimm ist. — Sie füllt dem Rudeli seinen Sack mit dürrem Obst und sagt ihm noch einmal: Du Lieber, nimm doch Niemand etwas mehr; und geht dann mit dem Rudi zu seiner Mutter. Und als er unter einem Nußbaum Laub zusammen las, die Decke ihres Bettes besser zu füllen, half ihm Gertrud Laub auffammeln, und dann eilten sie zu ihr hin.

Gertrud grüßte die Kranke, nahm ihre Hand und weinte.

Du weinst, Gertrud, sagte die Großmutter, wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?

Gertrud. Ach, was verziehen? Catharine, eure Noth geht mir zu Herzen, und noch mehr deine Güte und Sorgfalt. Gott wird deine Treue und Sorgfalt gewiß noch an den Deinen segnen, du Gute!

Catharine. Hast du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud. Schweige doch hievon, Catharine. Ich wollte, ich könnte dich in deiner Krankheit in etwas erleichtern.

Catharine. Du bist gut, Gertrud, ich danke dir; aber Gott wird bald helfen. — Rudeli, hast du sie um Verzeihung gebeten? Hat sie dir verziehen?

Rudeli. Ja, Großmutter; sieh doch, wie gut sie ist! (Er zeigt ihr den Sack voll dürres Obst.)

Wie ich schlummere! sagte die Großmutter. Hast du sie auch recht um Verzeihung gebeten?

Rudeli. Ja, Großmutter, es war mir gewiß Ernst.

Catharine. Es übernimmt mich ein Schlummer und es dunkelt vor meinen Augen, ich muß eilen, Gertrud, sagte sie leise und gebrochen. Ich wollte dich doch noch etwas bitten; aber darf ich? — Dieses unglückliche Kind hat dir gestohlen — darf ich dich noch bitten, Gertrud, — wenn ich todt sein — — diesen armen, verlassenen Kindern — — sie sind so verlassen — — (sie streckt die Hand aus, die Augen sind schon zu) — darf ich hoffen — — folge ihr, — Rud—. — Sie verschied, ohne ausreden zu können.

Der Rudi glaubte, sie sei nur entschlafen, und sagte den Kindern: Rede keines ein Wort, sie schläft! Wenn sie sich auch wieder erholte! Gertrud aber vermuthete, daß es der Tod sei, und sagte es dem Rudi.

Wie jetzt dieser und wie alle Kleinen die Hände zusammenschlugen und trostlos waren, das kann ich nicht beschreiben. Leser, laß mich schweigen und weinen; denn es geht mir aus Herz, wie die Menschheit im Staube der Erde zur Unsterblichkeit reift, und wie sie im Prunk und Tand der Erde unreif verwelkt!

Wäge doch, Menschheit, wäge doch den Werth des Lebens auf dem Todbette des Menschen! — und du, der du den Armen verachtest, bemitleidest und nicht kennst, sage mir, ob der also sterben kann, der unglücklich gelebt hat! Aber ich schweige, ich will euch nicht lehren, Menschen! Nur hätte ich gern, daß ihr selbst die Augen öffnetet und selbst umsähet, wo Glück und Unglück, Segen und Unsegen in der Welt ist.

Gertrud tröstete den armen Rudi und sagte ihm noch den letzten Wunsch der edlen Mutter, den er in seinem Jammer nicht gehört hatte.

Der Rudi nimmt treuherzig ihre Hand: Wie mich die liebe Mutter reuet! Wie sie so gut war! Gertrud, gelt, du willst auch an ihre Bitte denken?

Gertrud. Ich müßte ein Herz haben wie ein Stein, wenn ich es vergessen könnte. Ich will an deinen Kindern thun, was ich kann.

Rudi. Ach, Gott wird dir's vergelten, was du an uns thun wirst!

Gertrud kehrt sich gegen das Fenster, wischt ihre Thränen vom Angesicht, hebt ihre Augen gen Himmel, seufzt, nimmt dann den Rudeli und seine Geschwister, eins nach dem andern mit warmen Thränen, besorgt die Todte zum Grabe, und geht erst, nachdem sie Alles, was nöthig war, gethan hatte, wieder in ihre Hütte.

19. Kapitel.

Guter Muth tröstet, heitert auf und hilft; Kummerhaftigkeit aber plagt nur.

Der Untervogt, der zuerst zu Rudi gegangen war, ging von ihm weg zu den übrigen Taglöhnern und zuerst zu Jogli Bär. Dieser spaltete eben Holz, sang und pfiff beim Scheitstock (Klotz); als er aber den Vogt sah, machte er große Augen: Wenn du Geld willst, Vogt, so ist nichts da.

Vogt. Du singst und pfeifst ja wie die Vögel im Hanfsamen. Wie könnt es dir an Geld fehlen?

Bär. Wenn Heulen Brot gäbe, ich würde nicht pfeifen; aber im Ernst, was willst du?

Vogt. Nichts, als dir sagen, du seist Handlanger beim Kirchenbau und habest des Tages 25 Kreuzer.

Bär. Ist das auch wahr?

Vogt. Im Ernst; du sollst am Montag in's Schloß kommen.

Bär. Wenn es Ernst ist, so sag ich schuldigen Dank, Herr Untervogt. Da siehst du jetzt, warum ich heute singen und pfeifen mag.

Lachend ging der Vogt von ihm weg und sagte im Gehen: Keine Stunde in meinem Leben ist mir so wohl, als diesem Bettler.

Bär aber ging in seine Stube zu seinem Weib und sagte: Ha, nur immer guten Muths, unser lieber Herr Gott meint es immer noch gut! Frau, ich bin Taglöhner am Kirchenbau.

Frau. Ja, es wird lange gehen, bis es an dich kommen wird; du hast immer den Sack voll Trost; aber nie Brot.

Bär. Das Brot soll nicht fehlen, wenn ich einst den Taglohn haben werde.

Frau. Aber der Taglohn kann fehlen.

Bär. Nein, mein Sack*) nicht! Arner zahlt die Taglöhner brav, das wird nicht fehlen.

Frau. Spaßest du, oder ist es wahr mit dem Bau?

Bär. Der Vogt kam so eben und sagte, ich müsse am Montag mit den Taglöhnern, die an der Kirche arbeiten, ins Schloß gehen; also kann es doch nicht wohl fehlen.

Frau. Das wäre doch auch gut! Gottlob, wenn ich einst eine ruhige Stunde hoffen könnte!

Bär. Du sollst derer noch recht viele haben; ich freue mich wie ein Kind darauf. Du bist dann auch nicht mehr böse, wenn ich munter und lustig heim komme; ich will dir den Wochenlohn allemal bis auf den Kreuzer heimbringen, sobald ich ihn haben werde. Es würde mich nicht mehr freuen zu leben, wenn ich nicht hoffen dürfte, es werde auch noch eine Zeit kommen, in der du mit Freuden denken werdest, du habest doch einen braven Mann, wenn schon dein Gütlein in meinen armen Händen so stark abgenommen hat. Verzeihe mir's! Will's Gott, bring' ich noch was Rechtes davon wieder ein.

Frau. Dein guter Muth macht mir Freude, aber ich denke doch immer, es sei Liederlichkeit.

Bär. Was versäume ich denn, oder was verthue ich?

Frau. Ich sage das eben nicht; aber es ist dir nie schwer, wenn schon kein Brot da ist.

---

*) Versteckter Schwur; Verstümmlung von Sakrament.

Bär. Aber kommt denn Brot, wenn ich mich gräme?

Frau. Ich kann es in Gottes Namen nicht ändern, mir ist einmal immer schwer.

Bär. Fasse Muth, Frau, und muntre dich auf; es wird dir wohl auch wieder leichter werden.

Frau. Ja, jetzt hast du noch keinen ganzen Rock am Montag ins Schloß.

Bär. So gehe ich mit dem halben. Du hast doch immer Sorgen. — Dann ging er wieder zu seinem Scheitstock und spaltete Holz, bis es dunkel war.

Von diesem weg geht der Vogt zu Läupi; der war nicht zu Hause; da sagte er es dem Hügli, seinem Nachbar, und ging dann zu Hans Leemann.

20. Kapitel.

Dummer, zeitverderbender Vorwitz hat den Mann zum Müßiggang verführt.

Leemann stand vor seiner Hausthür und gaffte umher, sah den Vogt von ferne und sagte zu sich selber: Da giebt's was Neues! Dann rief er ihm: Wo hinaus, Herr Untervogt, so nahe auf mich zu?

Vogt. Sogar zu dir selber, Leemann.

Leemann. Das wäre mir viel Ehre, Vogt; aber sage doch, was macht des Maurers Frau? Thut sie ihren Mund noch so weit auf, wie vorgestern auf dem Kirchhof? Das war eine Hexe, Vogt!

Vogt. Du kannst so was sagen, du! du bist jetzt Handlanger bei ihrem Mann.

Leemann. Weißt du sonst nichts Neues, daß du so mit dem kommst?

Vogt. Nein, es ist mir Ernst, und ich komme auf Befehl aus dem Schloß, es dir anzusagen.

Leemann. Wie komme ich zu dieser Ehre, Herr Untervogt?

Vogt. Es dünkt mich, im Schlaf.

Leemann. Ich werde wohl darüber erwachen, wenn es wahr ist.

Um welche Zeit muß man an die Arbeit?

Vogt. Ich denke, am Morgen.

Leemann. Und am Abend, denkst du, auch wieder davon. Wie viel sind unser, Herr Untervogt?

Vogt. Es sind zehn.

Leemann. Sage mir doch — es wundert mich — welche?

Der Vogt sagt ihm einen nach dem andern her. Zwischenein fragt Leemann mehr als von Zwanzigen: Der nicht? Der auch nicht? Ich versäume mich, sagte endlich der Vogt, und geht weiter.

21. Kapitel.

Undank und Neid.

Von Leemann weg geht der Vogt zu Jögli Lenk. Dieser lag auf der Ofenbank und rauchte seine Pfeife; die Frau spann und fünf halbnackte Kinder lagen auf dem Boden. Der Vogt sagt ihm kurz den Bericht. Lenk nimmt die Pfeife aus dem Munde und antwortet: Das ist wohl viel, daß auch einmal etwas Gutes an mich kommt, sonst war ich, so lang ich lebe, vor allem Guten sicher.

Vogt. Lenk, eben noch viele Leute, denk ich, mit dir.

Lenk. Ist mein Bruder auch unter den Taglöhnern?

Vogt. Nein.

Lenk. Wer sind die Andern?

Der Vogt nennt sie.

Lenk. Mein Bruder ist doch ein viel besserer Arbeiter, als der Rudi, der Bär und der Marx; vom Kriecher mag ich nicht reden. Es ist, bei Gott! außer mir kein einziger unter allen zehn, nur ein halb so guter Arbeiter als er. Vogt, könntest du nicht machen, daß er auch kommen müßte?

Ich weiß nicht, sagt der Vogt, bricht das Gespräch ab und geht.

Die Frau bei der Kunkel schwieg, so lange der Vogt da war; aber das Gespräch that ihr im Herzen weh, und sobald der Vogt fort war, sagte sie dem Mann: Du bist undankbar gegen Gott und Menschen. Da dir Gott in der tiefsten Noth Hülfe und Rath zeigt, verleumdest du deine Nachbarn, denen Gott eben das Gute thut, das er dir thun will.

Lenk. Ich werde meinen Batzen verdienen müssen und ihn eben nicht umsonst bekommen.

Frau. Aber bis jetzt hattest du gar nichts zu verdienen.

Lenk. Aber auch keine Mühe.

Frau. Und deine Kinder kein Brot.

Lenk. Aber ich, was hatte ich mehr als ihr? sagte der Lümmel.

Die Frau schwieg und weinte bittere Thränen.

22. Kapitel.

Die Qualen des Meineids lassen sich nicht mit spitzfindigen Künsten ersticken.

Vom Lenk weg geht der Vogt zum Kriecher und trifft im Dahingehen unversehens den Hans Wüst an. Wenn er ihn von fern gesehen hätte, so wäre er ihm ausgewichen; denn seit des Rudi's Handel klopfte Beiden, dem Vogt und dem Wüst, das Herz, wo sie einander antrafen; aber unversehens stieß der Vogt an der Ecke der Seitenstraße beim untern Brunnen hart auf diesen an.

Bist du es? sagte der Vogt, und: Ja, ich bin es, antwortete Wüst.

Vogt. Warum kommst du nicht mehr zu mir und denkst auch gar nicht an das Geld, das ich dir geliehen habe?

Wüst. Ich habe jetzt kein Geld, und wenn ich zurück denke, so fürchte ich, es sei nur zu theuer bezahlt, dein Geld.

Vogt. Du redeteſt doch nicht ſo, da ich dir es gab, Wüſt; und ſo iſt es doch bös dienen.

Wüſt. Ja, dienen, das iſt etwas; aber dienen, daß Einem hernach auf Gottes Erdboden keine Stunde mehr wohl iſt, das iſt etwas Anderes.

Vogt. Rede nicht ſo, Wüſt! du haſt nichts ausgeſagt, als was wahr iſt.

Wüſt. Du ſagſt freilich das immer; aber immer iſt mir in meinem Herzen, ich habe falſch geſchworen.

Vogt. Das iſt nicht wahr, Wüſt! es iſt auf meine Seele nicht wahr. Du beſchwurſt nur, was dir vorgeleſen wurde, und das war unverfänglich geſchrieben. Ich habe es dir mehr als hundertmal vorgeleſen, und du ſahſt es ein, wie ich, und ſagteſt mir allemal: Ja, dazu kann ich ſchwören. War das nicht ehrlich und geradezu? Was willſt du jetzt mit deinem Grämen hintennach? Aber es iſt dir nur um die Schuld; du denkſt, wenn du ſo redeſt, ich warte dir noch länger.

Wüſt. Nein, Vogt, da irrſt du. Wenn ich das Geld hätte, ſo würde ich es dir in dieſem Augenblick hinwerfen, damit ich dich nicht wieder ſähe; denn mein Herz klopft mir, ſo oft ich dich erblicke.

Du biſt ein Narr, ſagte der Vogt; aber auch ihm klopfte das Herz.

Wüſt. Ich ſah es auch lange an, wie du vorlaſeſt; aber es gefiel mir doch gerade im Anfange nicht, indem es mich dünkte, der Junker habe ſo geredet, als ob er's anders verſtanden hätte.

Vogt. Es geht dich ganz und gar nichts an, was der Junker mündlich geredet hat; du ſchwurſt nur auf den Zettel, den man dir vorlas.

Wüſt. Aber er hat doch darnach geurtheilt, wie er ihn mündlich verſtanden hat.

Vogt. Wenn der Junker ein Narr war, ſo ſehe er zu; was geht das dich an? Er hatte ja den Zettel vor ſich, und wenn er ihm nicht deutlich geweſen wäre, ſo hätte er ihn ja anders ſchreiben laſſen können.

Wüſt. Ich weiß wohl, daß du mir es allemal wieder ausreden kannſt; aber das macht mir nicht wohl im

Herzen, und auf die Communion ist mir immer gar zu entsetzlich, daß ich versinken möchte. Vogt, o, daß ich dir nie schuldig gewesen wäre! O, daß ich dich nie gekannt hätte, oder daß ich gestorben wäre am Tage, ehe ich den Eid that!

Vogt. Aber um Gottes willen, Wüst, quäle dich nicht so, es ist Narrheit; denke doch nur auch allen Umständen nach. Wir gingen bedächtlich, und in deiner Gegenwart fragte ich den Vikari deutlich und klar: Muß denn der Wüst etwas Andres beschwören, als im Zettel steht? Sagt es ihm doch, er versteht's nicht recht. Weißt du noch, was er geantwortet?

Wüst. Ja, aber dann ist es — —*)

Vogt. Ha, er sagte doch mit ausdrücklichen Worten: Der Wüst muß kein Haar mehr beschwören, als im Zettel steht. Sagte er nicht genau diese Worte?

Wüst. Ja, aber dann ist es, wenn er das gesagt hat — —!

Vogt. Was aber dann ist's? Ist dir das auch nicht genug?

Wüst. Nein, Vogt, ich will nur heraus reden, es muß doch sein. Der Vikari war dir schuldig, wie ich, und du weißt, was er für ein Held war und wie er allen Dirnen nachzog. Es mag mich also wenig trösten, was so ein leichtsinniger Tropf zu mir sagte.

Vogt. Sein Leben geht dich nichts an, aber die Lehre verstand er doch, das weißt du.

Wüst. Nein, ich weiß das nicht, aber das weiß ich, daß er nichts taugte.

Vogt. Aber das geht dich nichts an.

Wüst. Ha, es ist mit dem so: wenn ich einen Menschen in einem Stück als sehr schlimm und gottlos kenne, so darf ich ihm in allem Andern eben auch nicht viel Gutes zutrauen. Deßhalb fürchte ich, der Taugenichts, dein Herr Vikari, habe mich eingeschläfert, und das würde mich denn doch etwas angehen.

---

*) d. h. aber was liegt daran.

Vogt. Laß dieſe Gedanken fahren, Wüſt! du ſchwurſt auf nichts, als was wahr iſt.

Wüſt. Ich dachte lange auch ſo; aber es iſt aus, ich kann mein Herz nicht mehr bethören. Der arme Rudi! — wo ich gehe und ſtehe, ſehe ich ihn vor mir. — Der arme Rudi, wie er im Elend und Hunger und Mangel gegen mich zu Gott ſeufzt! O, ſeine Kinder! ſie ſerben (kränkeln), ſind gelb, krumm und ſchwarz wie Zigeuner; ſie waren ſchön und blühten wie Engel, und mein Eid brachte ſie um ihre Matte.

Vogt. Ich hatte Recht, es war, wie ich ſagte. Und jetzt hat der Rudi Arbeit am Kirchenbau, daß er auch wieder zurecht kommt.

Wüſt. Was geht das mich an? Hätte ich nicht geſchworen, ſo würde es mir gleichviel ſein, ob der Rudi reich wäre oder ein Bettler.

Vogt. Laß dich doch das nicht anfechten! Ich hatte Recht.

Wüſt. Nicht anfechten? Ja, Vogt, hätte ich ihm ſein Haus erbrochen und all ſein Gut geſtohlen, es würde mir noch beſſer zu Muthe ſein. O, Vogt, daß ich das gethan habe! O, o! es iſt wieder bald heilige Zeit! O wär' ich tauſend Klafter unter dem Boden!

Vogt. Um Gotteswillen, Wüſt! thue doch nicht ſo auf der offenen Straße vor den Leuten! Wenn es auch Jemand hörte! Du plagſt dich mit deiner Dummheit; Alles, was du ſchwurſt, iſt wahr.

Wüſt. Dummheit hin und Dummheit her! Hätte ich nicht geſchworen, ſo hätte der Rudi ſeine Matte noch.

Vogt. Aber du haſt ſie ihm doch nicht abgeſprochen und mir haſt du ſie nicht zuerkannt. Was geht's alſo ins Teufels Namen zuletzt dich an, wem die Matte ſei.

Wüſt. Nichts geht's mich an, wem die Matte ſei; aber daß ich falſch geſchworen habe, das geht mich leider, Gott erbarm! an.

Vogt. Aber das iſt nicht wahr, du haſt nicht falſch geſchworen; das, worauf du ſchwurſt, war wahr.

Wüſt. Aber das iſt nur verdreht; ich ſagte dem Junker nicht, wie ich die Schrift verſtand, und er verſtand ſie anders, du magſt ſagen, was du willſt. Ich weiß, ich

empfinde es in mir selber, ich war ein Judas und ein Verräther, und mein Eid — Worte hin und Worte her — war Meineid.

Vogt. Du dauerst mich, Wüst, mit deinem Unverstand; aber du bist krank, du siehst ja aus, wie wenn du aus dem Grabe kämest, und wenn es Einem nicht wohl ist, so sieht man Alles anders an, als es ist. Beruhige dich, Wüst, komm mit mir heim und trink' ein Glas Wein mit mir.

Wüst. Ich mag nicht, Vogt, mich erquickt nichts mehr auf Erden.

Vogt. Beruhige dich, Wüst! Schlag es doch jetzt aus dem Kopfe und vergiß es, bis du wieder gesund sein wirst; du wirst dann wohl wieder sehen, daß ich Recht habe, und ich will dir deine Handschrift zerreißen, es macht dich vielleicht auch ruhiger.

Wüst. Nein, Vogt, behalte die Handschrift! Sollte ich vor Hunger mein Fleisch essen, so werde ich dir die Schuld bezahlen; ich will kein Blutgeld auf meiner Seele. Hast du mich betrogen, hat mich der Vikari eingeschläfert, so wird vielleicht Gott mir noch verzeihen; ich meinte nicht, daß es so kommen würde.

Vogt. Nimm diese Handschrift, Wüst! Sieh, ich zerreiße sie vor deinen Augen und ich nehme es auf mich, daß ich Recht hatte. Sei doch ruhig!

Wüst. Nimm auf dich, was du willst, Vogt! Uebermorgen verkauf' ich meinen Sonntagsrock und werde dir die Schuld zahlen.

Vogt. Besinne dich eines Bessern, du irrest dich in Gottes Namen. Aber ich muß einmal weiter.

Wüst. Gottlob, daß du gehst! bliebest du länger, ich würde außer mir selber kommen vor deinen Augen.

Vogt. Beruhige dich, Wüst, in Gottes Namen!

Sie gingen jetzt von einander. Der Vogt aber, da er allein war, mußte, so sehr er auch nicht wollte, doch bei sich selber auch seufzen und sagte: Daß mir jetzt auch das noch hat begegnen müssen, ich hatte doch heut sonst genug. Er verhärtete sich aber bald wieder und sagte dann weiter: Wie er sich plagt, der arme Schelm! er

dauert mich; aber er hat nicht recht, es geht ihn nichts an, wie ihn der Richter verstanden hat. Der Teufel möchte Eide schwören, wenn man den Sinn so genau und so scharf herausklauben wollte! Ich weiß auch, wie andere Leute, und eben die, so das am besten verstehen müssen, den Eid nach ihren Auslegungen nehmen und ruhig sind, und wo ein jeder andere arme Schelm, der wie der Wüst denkt, meinen müßte, er sähe mit seinen Augen sonnenklar, daß sie ihn verdrehen, und doch wollte ich, ich hätte diese Gedanken jetzt aus dem Kopf, sie machen mich verdrießlich. Ich will zurück und ein Glas Wein trinken. So sagte er und that treulich, was er gesagt hatte.

23. Kapitel.

Ein Heuchler und eine leidende Frau.

Er ging sodann zum Felix Kriecher. Das war ein Kerl, der immer umher ging, wie die Geduld selbst, wenn sie im tiefsten Leiden schmachtet. Vor dem Scheerer, dem Vogt und dem Müller und vor einem jeden Fremden bückte er sich so tief als vor dem Pfarrer, und diesem ging er in alle Wochenpredigten und in alle Singstunden am Sonntag Abend. Dafür erhielt er aber auch dann und wann ein Glas Wein, und durfte zuweilen, wenn er recht spät kam und nahe genug hinzustand, auch zum Nachtessen bleiben. Mit den Pietisten im Dorf aber kam er nicht zurecht, ob er es gleich sorgfältig versuchte; denn er wollte um ihretwillen mit den Andern es auch nicht verderben. Und das geht bei den Pietisten nicht an, sie leiden es nicht an ihren Schülern, daß sie auf beiden Achseln tragen; und so ward er, trotz alles Anscheins von Demuth, trotz aller ausgelernten Heuchlerkunst und trotz seines geistlichen Hochmuthes, welches Alles sonst bei den Pietisten gar wohl empfiehlt, ausgeschlossen.

Neben diesen äußerlichen und öffentlich bekannten Eigenschaften hatte er auch noch einige andere, zwar nur

zum stillen Gebrauch seines häuslichen Lebens, aber doch muß ich sie auch erzählen.

Er war mit seiner Frau und mit seinen Kindern ein Teufel. In der äußersten Armuth wünschte er immer etwas Gutes zu essen, und wenn er es dann nicht hatte, so lag ihm Alles nicht recht. Bald waren die Kinder nicht recht gekämmt, bald nicht recht gewaschen, und so Tausenderlei. Und wenn er nichts fand zum Zanken und ihn das kleine, vierteljährige Kind etwas sauer ansah, dann gab er ihm tüchtig auf die kleinen Hände, daß es Respekt lerne.

Du bist ein Narr! sagte ihm einst bei einem solchen Anlaße die Frau, und sie hatte freilich Recht und nicht mehr als die reine Wahrheit geredet; aber er stieß sie mit den Füßen, und da sie entfliehen wollte, fiel sie unter der Thür zwei Löcher in den Kopf. Ob diesen Löchern ist der Nachbar erschrocken; denn er dachte weislich in seinem Sinn, der zerschlagene Kopf könne sein Leben ruchbar machen. Und wie alle Heuchler im Schrecken sich biegen und schmiegen und krümmen, so krümmte und schmiegte sich damals auch Kriecher. Er bat die Frau auf seinen Knieen und um tausend Gotteswillen, zwar nicht, daß sie es ihm verzeihe, sondern nur, daß sie es Niemand sage.

Sie that es und litt geduldig die Schmerzen einer starken Verwundung, und sagte zum Scheerer und zu den Nachbarn, sie sei von der Bühne gefallen. Diese glaubten ihr zwar nicht alle; und ach, die gute Frau, sie hätte es vorher denken sollen: Kein Heuchler war je dankbar, kein Heuchler hielt sein Wort; sie hätte ihm also nicht glauben sollen. Doch was sage ich? Sie hatte das Alles wohl gewußt; aber dabei an ihre Kinder gedacht und empfunden, daß Niemand als Gott sein Herz ändern könne und daß also alles Gerede unter den Leuten umsonst sein würde. Die brave Frau! Ach, daß sie nicht glücklicher ist — o, daß ihr Herz alle Tage Kränkungen von ihm leiden muß! Sie schweigt und betet zu Gott, und dankt ihm für die Prüfungen der Leiden.

O Ewigkeit! wenn du einst enthüllst die Wege Gottes und den Segen der Menschen, die Gott durch Leiden,

Elend und Jammer so in ihrem Innern Stärke, Geduld und Weisheit lehrt, — o Ewigkeit, wie wirst du die Geprüfte erhöhen, die du hier so erniedrigt hast! —

Kriecher hatte das Loch im Kopf vergessen, fast ehe es wieder geheilt war, und er ist immer der Gleiche. Er kränkt und plagt die Frau ohne Ursache und Anlaß alle Tage und verbittert ihr das Leben.

Eine Viertelstunde, ehe der Vogt kam, hatte die Katze die Oellampe vom Ofen herunter geworfen, daß ein Paar Tropfen verloren gingen. Du Laster! hättest du sie besser versorgt, sagte er mit seiner gewohnten Wuth zur Frau, du kannst jetzt im Finstern sitzen und das Feuer mit Kühkoth anzünden, du Hornvieh!

Die Frau antwortete kein Wort; aber häufig flossen die Thränen von ihren Wangen, und die Kinder in allen Ecken weinten wie die Mutter.

So eben klopfte der Vogt an.

Schweigt doch, um aller Liebe willen, schweigt doch! Was will's geben? der Vogt ist vor der Thür, sagt Kriecher, wischt den Kindern mit seinem Schnupftuch geschwind die Thränen von den Backen, droht ihnen: Wenn eins nur noch muchset, so sehet zu, wie ich es zerhauen werde —; öffnet dann dem Vogt die Thür, bückt sich und fragt ihn: Was habt ihr zu befehlen, Herr Untervogt?

Der Vogt sagt ihm kurz den Bericht. Kriecher aber, der bei der Thür die Ohren spitzt und Niemand mehr weinen hört, antwortet dem Vogt: Kommt doch in die Stube, Herr Untervogt! ich will es doch auch geschwind meiner lieben Frau sagen, wie ein großes Glück mir widerfahre. Der Vogt geht mit ihm in die Stube und Kriecher sagt zu seiner Frau: Der Herr Untervogt bringt mir eben die glückliche Botschaft, daß ich an dem Kirchenbau Antheil habe, und das ist eine große Gnade, für die ich nicht genug danken kann.

Die Frau antwortet: Ich danke Gott! (Ein Seufzer entfährt ihr.)

Vogt. Fehlt deiner Frau etwas?

Kriecher. Es ist ihr leider die Zeit her nicht gar wohl, Herr Untervogt! (Seitwärts blickt er zornig und drohend gegen die Frau.)

Vogt. Ich muß wieder gehen. Gute Besserung, Frau!

Frau. Behüt euch Gott, Herr Untervogt!

Kriecher. Seid doch auch so gut und danket dem gnädigen Herrn in meinem Namen für diese Gnade, wenn ich bitten darf, Herr Untervogt!

Vogt. Du kannst es selber thun.

Kriecher. Ihr habt auch recht, Herr Untervogt! es war unverschämt von mir, daß ich euch darum bat. Ich will nächstens expreß ins Schloß gehen, es ist meine Schuldigkeit.

Vogt. Am Montag Morgen gehen die Andern alle, und ich denke, du werdest wohl mitgehen können.

Kriecher. Natürlich, Herr Untervogt! ja freilich; ich wußte es nur nicht, daß sie auch gingen.

Vogt. Behüt euch Gott, Kriecher!

Kriecher. Ich sag' euch schuldigen Dank, Herr Untervogt!

Vogt. Du hast mir nichts zu danken. — (Er geht und sagt im Gehen zu sich selbst): Wenn der nicht den Teufel im Schilde führt, so trügt mich denn Alles. Vielleicht wäre das ein Mann, wie ich einen brauchte gegen den Maurer; aber wer will einem Heuchler trauen? Ich will den Schabenmichel lieber, der ist geradezu ein Schelm.

24. Kapitel.

Ein reines, fröhliches und dankbares Herz.

Vom Kriecher weg kommt der Vogt zu Aebi, dem jüngern. Als dieser hörte, was ihm begegnete, jauchzte er vor Freuden und sprang auf, wie ein junges Rind am ersten Frühlingstage auf der Weide aufspringt, und sagte: Das will ich jetzt auch meiner Frau sagen, daß sie sich

recht freue; doch ich warte bis morgen, es sind just morgen acht Jahr, daß sie mich nahm. Es war Josephstag, ich weiß es noch, wie wenn es gestern wäre. Wir haben seitdem manche saure, aber auch manche frohe Stunde gehabt, Gott sei Lob und Dank für Alles! Aber ja morgen, sobald sie erwachen wird, will ich's ihr dann sagen. Wär's doch schon morgen! Es ist mir, ich sehe es jetzt schon, wie sie weinen und lachen wird durch einander, und wie sie ihre Lieben und mich in ihrer Freude ans Herz drücken wird. Ach, wär's doch schon morgen! Ich tödte das eine Huhn ihr zur Freude und koche es, ohne daß sie es merkt, in der Suppe; es freut sie dann doch, wenn es sie schon reut. Nein, ich mache mir kein Gewissen, es ist für diese Freude nicht Sünde, ich thue es und tödte es. Den ganzen Tag bleib' ich daheim und freue mich mit ihr und mit den Kindern, — nein ich gehe mit ihr zur Kirche und zum Nachtmahl! Jauchzen und freuen wollen wir uns und dem lieben Gott danken, daß er so gut ist.

So redete der jüngere Aebi in der Freude seines Herzens über des Vogts gute Botschaft mit sich selber und konnte vor Sehnsucht den Morgen fast nicht erleben, und that dann, was er eben gesagt hatte.

25. Kapitel.

Wie Schelme mit einander reden.

Vom Aebi weg ging der Vogt zum Schabenmichel. Dieser sieht ihn von fern, winkt ihm in eine Ecke hinter das Haus und fragt ihn: Was Teufels hast du?

Vogt. Etwas Lustiges.

Michel. Ja du bist der Kerl, den man schickt, zu Hochzeiten, zum Tanz und zum Lustigmachen einzuladen.

Vogt. Es ist einmal nichts Trauriges.

Michel. Was denn?

Vogt. Du seist in eine neue Gesellschaft gekommen.

Michel. Mit wem denn einmal, und warum?

Vogt. Mit dem Hübelrudi, mit dem Lenk, mit dem Leemann, mit dem Kriecher und mit dem Marx auf der Reuti.

Michel. Du Narr, was soll ich mit diesen?

Vogt. Aufbauen und Ausputzen das Haus des Herrn in Bonnal und seine Mauern am Kirchhof.

Michel. Im Ernst?

Vogt. Bei Gott!

Michel. Aber wer hat hierzu die Blinden und die Lahmen ausersehn?

Vogt. Mein wohledelgeborner, der wohlweise und gestrenge Junker.

Michel. Ist er ein Narr?

Vogt. Was weiß ich.

Michel. Es hat einmal das Ansehn.

Vogt. Vielleicht ist es nicht das Schlimmste, daß er so ist, leicht Holz ist gut drehen. Aber ich muß fort. Komm diesen Abend zu mir, ich muß mit dir reden.

Michel. Ich will nicht fehlen. Zu wem geht jetzt die Reise?

Vogt. Auf die Reuti zum Marx.

Michel. Das ist ein Kerl zur Arbeit! Man muß von Sinnen sein, so einen anzustellen. Ich glaube nicht, daß der bei Jahr und Tag einen Karst oder eine Schaufel in der Hand gehabt habe; und er ist auf der einen Seite halb lahm.

Vogt. Was macht das? Komm du auf den Abend richtig zu mir. — Jetzt ging der Vogt von ihm weg zum Marx auf der Reuti.

26. Kapitel.

Hochmuth in Armuth und Elend führt zu den unnatürlichsten, abscheulichsten Thaten.

Marx war vor Zeiten wohlhabend und hatte Handelschaft getrieben; aber jetzt war das, was er besessen,

schon längst vergantet (öffentlich versteigert), und er lebte fast gänzlich von Almosen des Pfarrers und einiger bemittelter Verwandten, die er hatte. In all seinem Elend aber blieb er immer gleich hochmüthig und verbarg den dringenden Mangel und Hunger seines Hauses, außer da, wo er bettelte, allenthalben, wie er konnte und mochte.

Dieser, als er den Vogt sah, erschrak heftig; aber er ward darum nicht blaß; denn er war ohne das schon todtgelb. Er nahm schnell die umherliegenden Lumpen und schob sie unter die Decke des Bettes und befahl den fast nackenden Kindern, auf der Stelle sich in die Kammer zu verbergen. — Herr Jesus! sagen die Kinder, es schneit und regnet ja hinein, — höre doch, wie es stürmt, Vater! es ist ja kein Fenster mehr in der Kammer. — Geht, ihr gottlosen Kinder! Meint ihr, es sei euch nicht nöthig, daß ihr euer Fleisch kreuzigen lernet? — Es ist nicht auszustehen, Vater! sagen die Kinder. — Es wird ja nicht lange währen, ihr Ketzer, geht doch! sagte der Vater, stößt sie hinein, schließt die Thür und ruft dann den Vogt in die Stube.

Dieser sagte ihm den Bericht. Der Marx aber dankt dem Vogt und fragt: Bin ich Aufseher unter diesen Leuten? — Was denkst du, Marx? antwortete der Vogt. Nein, Arbeiter bist du, wie die Andern.

Marx. So, Herr Untervogt?

Vogt. Es steht dir frei, wenn du etwa die Arbeit nicht willst.

Marx. Ich bin freilich sonst solcher Arbeit nicht gewohnt; aber weil es das Schloß und den Herrn Pfarrer antrifft, so darf ich wohl nicht anders und ich will sie annehmen.

Vogt. Es wird sie gar freuen, und ich denke fast, der Junker werde mich noch einmal zu dir schicken, dir zu danken.

Marx. Ha, ich meine es nicht so; aber insgemein möchte ich doch nicht bei Jedermann taglöhnen.

Vogt. Du hast sonst Brot.

Marx. Gottlob! noch immer.

Vogt. Ich weiß wohl; aber wo sind deine Kinder?

Marx. Bei meiner Frau sel. Schwester, sie essen da zu Mittag.

Vogt. Es war mir, ich hörte eben in der Kammer schreien.

Marx. Es ist kein einziges im Hause.

Der Vogt hört das Geschrei noch einmal, öffnet ohne Complimente die Kammerthür, sieht die fast nackenden Kinder, von Wind, Regen und Schnee, der in die Kammer hinein stürmt, zitternd und schlotternd, daß sie fast nicht reden konnten, und sagt dann: Essen deine Kinder da zu Mittag, Marx? — Du bist ein Hund und ein Heuchler, und du hast das um deines verdammten Hochmuthes willen schon mehr so gemacht.

Marx. Um Gotteswillen! sag es doch Niemand, bring mir es doch nicht aus, Vogt! Um Gotteswillen! Unter der Sonne wäre kein unglücklicherer Mensch als ich, wenn es mir auskäme. —

Vogt. Bist du denn von Sinnen? Auch jetzt sagst du nicht einmal, daß sie aus dem Hundsstall herauskommen sollen. Siehst du denn nicht, daß sie braun und blau sind vor Frieren? So würde ich einmal meinen Pudel nicht einsperren.

Marx. Kommt jetzt nur heraus; aber Vogt, um Gotteswillen! sag' es doch Niemand!

Vogt. Und du spielst dann noch beim Pfarrer den Frommen!

Marx. Um Gotteswillen! sag' es doch Niemand!

Vogt. Das ist doch hündisch, du Heiliger! ja, du Ketzer! Hörst du, das bist du, ein Ketzer; denn so macht es kein Mensch. Du hast dem Pfaffen den Schlaghandel die vorige Woche auch erzählt; kein Mensch als du! Du gingst eben um 12 Uhr, da es geschah, von einer frommen Fresserei heim und neben meinem Haus vorbei.

Marx. Nein, um Gotteswillen! glaub doch das nicht! Gott im Himmel weiß, daß es nicht wahr ist.

Vogt. Darfst du auch das sagen?

Marx. Weiß Gott, es ist nicht wahr! Vogt, ich wollte, daß ich nicht mehr hier vom Platze käme, wenn es wahr ist!

Vogt. Marx, darfst du das, was du jetzt sagst, vor meinen Augen dem Pfarrer unter die Nase sagen? Ich weiß mehr als du glaubst.

Der Marx stotterte: Ich weiß — ich möchte — ich ha——habe nicht davon angefangen.

So einen Hund und einen Lügner, wie du bist, habe ich in meinem Leben keinen gesehen. Wir kennen jetzt einander, sagte der Vogt, ging und erzählte Alles in eben der Stunde des Pfarrers Köchin, die sich denn fast zu Tode lachte über den frommen Israeliten ab der Reuti, und heilig versprach, es dem Pfarrer getreulich zu überbringen. Der Vogt aber freute sich in seinem Herzen, daß hoffentlich der Pfarrer dem wüsten Ketzer das Wochenbrot jetzt nicht mehr geben würde, worin er sich aber gröblich irrte; denn der Pfarrer hatte ihm bis jetzt das Brot wahrlich nicht um seiner Tugend, sondern um seines Hungers willen gegeben.

27. Kapitel.

Fleiß und Arbeitsamkeit ohne ein dankbares und mitleidiges Herz.

Vom Marx weg ging der Vogt nun endlich zum Letzten. Dieses war der Kienast, ein kränklicher Mann. Er ging zwar erst gegen die fünfzig; aber Armuth und Sorgen hatten ihn gar abgeschwächt, und heute war er besonders in einem erschrecklichen Kummer. Seine älteste Tochter hatte gestern in der Stadt Dienste genommen und zeigte dann heute dem Vater den Dingpfennig, worüber der arme Mann gewaltig erschrocken war. Seine Frau war eben jetzt nähig (der Entbindung nahe), und das Susanneli war unter den Kindern das einzige, das der Haushaltung Hülfe leisten konnte; jetzt aber sollte es in 14 Tagen den Dienst antreten. — Der Vater bat es mit weinenden Augen und um Gotteswillen, es solle doch das Haftgeld wieder zurückgeben und bei ihm bleiben bis

nach der Mutter Kindbett. Ich will nicht, antwortete die Tochter. Wo find' ich denn gleich wieder einen andern Dienſt, wenn ich dieſen aufgebe?

Der Vater. Ich will nach dem Kindbett ſelbſt mit dir nach der Stadt gehen und dir helfen einen andern ſuchen; bleib' doch nur ſo lange!

Die Tochter. Es geht ein halbes Jahr, Vater, bis zum andern Ziel, und der Dienſt, den ich jetzt habe, iſt gut. Wer kann wiſſen, wie dann der ſein werde, den du mir willſt ſuchen helfen? Ich warte nicht bis auf das andere Ziel.

Der Vater. Du weißt doch, Suſanneli, daß ich auch Alles an dir gethan habe, was ich immer konnte. Denke doch auch an deine jüngern Jahre und verlaß mich jetzt nicht in meiner Noth!

Die Tochter. Willſt du mir denn vor meinem Glück ſein, Vater?

Der Vater. Ach, es iſt nicht dein Glück, daß du deine armen Eltern in dieſen Umſtänden verlaſſeſt. Thue es doch nicht, Suſanneli! Meine Frau hat noch ein ſchönes Fürtuch; es iſt das letzte und es iſt ihr lieb; ſie hat es von ihrer ſel. Gotten (Pathe) zum Seelgeräth (Todesandenken); aber ſie muß es dir nach dem Kindbett geben, wenn du nur bleibſt.

Die Tochter. Ich mag nichts, weder von euren Lumpen, noch von eurer Hoffart; ich kann das und Beſſeres ſelber verdienen. Es iſt einmal Zeit, daß ich für mich ſelber ſorge. Wenn ich noch zehn Jahre bei euch bliebe, ich würde nicht zu Bett und Kaſten kommen.

Der Vater. Es wird doch auch nicht Alles auf dieſes halbe Jahr ankommen; ich will dich nach dem Kindbett gewiß nicht mehr verſäumen, bleib doch nur noch dieſe wenigen Wochen.

Nein, ich thue es nicht, Vater! antwortete die Tochter, kehrt ſich um und läuft fort zu einer Nachbarin.

Der Vater ſteht jetzt da, niedergeſchlagen von ſeinen Sorgen und von ſeinem Kummer, und ſagt zu ſich ſelber: Wie will ich mir in dieſem Unglück helfen, wie will ich ſie nun meiner armen Frau anbringen, die Hiobsbotſchaft?

Ich bin doch ein elender Tropf, daß ich mit diesem Kinde so gefehlt habe. Es arbeitet so brav, dacht' ich immer und verzieh ihm dann Alles. Meine Frau sagte mir hundertmal: Es ist so grob und so frech gegen seine Eltern, und was es seinen Geschwistern thun und zeigen muß, das thut und zeigt es ihnen allen so häßig, so unartig und so ganz ohne Anmuth und Liebe, das keins etwas von ihm lernt. — Es arbeitet doch brav, vielleicht sind die Andern auch Schuld, man muß ihm etwas verzeihen, war immer meine Antwort. Jetzt habe ich dieses Arbeiten! Ich hätte es doch denken sollen, wenn bei einem Menschen das Herz einmal hart ist, so ist es aus, was er auch sonst Gutes hat, man kann nicht mehr auf ihn zählen. Aber wenn ich es nur auch meiner Frau schon gesagt hätte; wie wird sie doch thun!

Da der Mann so mit sich selber redete, stand der Vogt neben ihm und er sah ihn nicht einmal.

Was darfst du denn deiner Frau nicht sagen, Kienast? fragt ihn jetzt dieser.

Der Kienast sieht auf, erblickt den Vogt und sagt: Bist du da, Vogt? ich sah dich nicht. Ha, was darf ich meiner Frau nicht sagen? Das Susanneli hat in der Stadt Dienste genommen und wir hätten es jetzt auch so nöthig. Aber ich hätte fast vergessen zu fragen, was willst du bei mir?

Vogt. Es kann dir vielleicht ein Trost sein was ich bringe; weil es mit dem Susanneli so ist.

Kienast. Das wäre wohl ein Glück in meiner Noth.

Vogt. Du hast Arbeit an dem Kirchenbau und alle Tage 25 Kreuzer Taglohn, damit kannst du dir in allweg helfen.

Kienast. Herr Gott im Himmel! darf ich diese Hülfe hoffen?

Vogt. Ja ja, Kienast, es ist gewiß, wie ich sage.

Kienast. Nun so sei Gott gelobt und ihm gedankt! (Es wird ihm blöd, seine Glieder zittern.) Ich muß niedersitzen, diese Freude hat mich so übernommen auf meinen Schrecken. (Er setzt sich auf einen nahen Holzstock

und lehnt sich an die Wand des Hauses, daß er nicht sinke.)

Der Vogt sagte: Du magst wenig erleiden. Und der Kienast: Ich bin noch nüchtern. So spät? erwiederte der Vogt und ging seines Wegs fort.

Die arme Frau in der Stube sah, daß der Vogt bei ihrem Manne war, und jammerte entsetzlich: Das ist ein Unglück! Mein Mann ist heute den ganzen Tag wie verwirrt und weiß nicht, was er thut, und eben jetzt sah ich das Susanneli bei der Nachbarin beide Hände zerwerfen, als wenn es vor Verdruß außer sich wäre; und jetzt noch der Vogt! Was ist doch für ein Unglück vorhanden? Es ist keine geplagtere Frau unter der Sonne; — schon so weit in vierzig und noch alle Jahr ein Kind, und Sorgen und Mangel und Angst um mich her. — So grämte sich die arme Frau in der Stube; der Mann aber hatte sich indessen wieder erholt und kam mit einem so heitern und freudigen Gesicht zu seiner Lieben, als er seit Jahren nicht hatte.

Du thust fröhlich; meinst du, ich wisse nicht, daß der Vogt da war? sagte die Frau.

Und er antwortete: Wie vom Himmel herab ist er gekommen zu unserm Trost.

Ist das möglich? antwortete die Frau.

Kienast. Setze dich nieder, Frau, ich muß dir Gutes erzählen. — Da sagte er ihr, was eben mit dem Susanneli begegnet und wie er in einer großen Herzensangst gewesen, und wie ihm Gottlob, jetzt gänzlich aus der Noth geholfen sei.

Da aß er die Suppe, die er in der Angst zu Mittag hatte stehen lassen, und er und die Frau weinten heiße Thränen des Danks und der Freude gegen Gott, der ihnen also geholfen in der Noth, und sie ließen das Susanneli noch desselbigen Tages gehn in seinen Stadtdienst, wie es wollte.

28. Kapitel.

Der Abend vor einem Festtage in eines Vogts Hause, der wirthet.

Nun eilte der Vogt, von seinem Laufen ermüdet und durstig, wieder heim. Es war schon sehr spät, und der Kienast wohnte beinahe eine Stunde vom Dorf weg auf dem Berg. Allenthalben hatte er heute durch seine Gesellen schon verkündet, daß er über den gestrigen Vorfall gar nicht erschrocken, und bei einem Jahre nie so lustig und munter gewesen sei, wie heute. Das machte denn, daß auf den Abend Etliche wieder Muth faßten und still dem Wirthshause zuschlichen. Da es dunkelte, kamen immer noch Mehrere, und zu Nacht gegen sieben Uhr waren die Tische alle fast wieder eben so voll als gewöhnlich.

So geht es. Wenn ein Jäger in der Heuernte von einem Kirschbaum einen Vogel herunter schießt, so fliegt die Schaar der Vögel, die Kirschen fraß, erschrocken und schnell vom Baume weg, und alle Vögel kreischen vor der Gefahr; aber nach einer Weile setzt sich schon wieder einer, im Anfange nur einer, an den Baum, und sieht er dann den Jäger nicht mehr, so pfeift er, — nicht das Gekreisch des erschreckten Vogels, — er pfeift dann den muntern Laut der Freßlust bei der nahen Speise. Auf den Ruf des kühnen Fressers rücken dann die furchtsamern auch wieder an, und alle fressen Kirschen, als ob der Jäger keinen erschossen hätte.

So war es und kam es, daß die Stube jetzt wieder voll war von Nachbarn, die gestern und heute Vormittags sich noch nicht getrauten zu kommen.

Bei allem Bösen und selbst bei Schelmenthaten wird Alles munter und muthig, wenn viel Volk bei einander ist, und wenn die, so den Ton geben, herzhaft und frech sind, und da das in den Wirthshäusern nie fehlt, so ist unstreitig, daß sie, das gemeine Volk zu allen Bosheiten und zu allen schlimmen Streichen frech und leichtsinnig genug zu bilden und zu stimmen, weit besser eingerichtet sind,

als es die armen, einfältigen Schulen sind, die Menschen zu einem braven, stillen, wirthschaftlichen Leben zu bilden. Aber zur Historie!

Die Nachbarn im Wirthshause waren jetzt alle wieder des Vogts Freunde; denn sie saßen bei seinem Wein. Da sprach der Eine, wie der Vogt ein Mann sei und wie ihn — bei Gott! — noch Keiner gemeistert habe; ein Andrer, wie Arner ein Kind sei und wie der Vogt seinen Großvater in Ordnung gehalten habe; ein Andrer, wie es vor Gott im Himmel nicht recht und am jüngsten und letzten Tage nicht zu verantworten sei, daß er dem armen Gemeindlein das Wirthsrecht abstehlen wolle, das es doch seit Noahs und Abrahams Zeiten besessen hätte; dann wieder ein Andrer, wie er es — beim Donner! — doch noch nicht habe, und wie er es vor allen Teufeln erzwingen wolle, daß morgen schon dawider Gemeinde sein müsse. Dann erzählt wieder ein Andrer, wie es mit dem nicht gar so noth thue und wie der Vogt seine Feinde alle immer so schön in die Grube gebracht habe, und wie er jetzt weder mit dem gnädigen Herrn noch mit dem Bettler, dem Maurer, eine neue Mode anfangen werde.

So schwatzten die Männer und tranken. Die Vögtin lachte mitunter, trug einen Krug nach dem andern auf den Tisch und zeichnete alle richtig an die Tafel in der Nebenstube mit ihrer Kreide. Indessen kam der Vogt und es freute ihn in seinem Herzen, daß er die Tische alle wieder so besetzt fand mit seinen Lumpen. Das ist brav, ihr Herren, daß ihr mich nicht verlasset! sagte er zu ihnen.

Du bist uns noch nicht feil, antworteten die Bauern, und tranken mit Lärmen und Brüllen auf seine Gesundheit.

Der Lärm ist groß, Nachbarn! man muß ohne Aergerniß leben, sagte der Vogt, es ist heiliger Abend.

Mache die Fensterladen zu, Frau! und lösche die Lichter gegen die Gasse. Es ist besser, wir gehen in die hintere Stube, Nachbarn! Ist's warm dort, Frau?

Frau. Ja, ich habe daran gedacht und einheizen lassen.

Vogt. Gut. Nehmt Alles vom Tisch in die hintere Stube.

Da nahmen die Frau und die Nachbarn Gläser,

Flaschen, Brot, Käs, Messer und Teller und Karten und Würfel, und trugen Alles in die hintere Stube, in der man, geschähe auch ein Mord, auf der Gasse nichts hört.

Da sind wir jetzt sicher vor Schelmen, die vor den Fenstern horchen, und vor den heiligen Knechten*) des Schwarzen. Aber ich bin durstig wie ein Jagdhund. Wein her!

Die Frau bringt ihn, und Christen fragt alsobald: Ist das vom heutigen, Vogt, den des Scheerers Hund mitsäuft?

Vogt. Ja, so ein Narr bin ich wieder.

Christen. Was hattest du wohl für eine Teufels-Absicht dabei?

Vogt. Bei Gott, keine; es war ein bloßer Narreneinfall. Ich war noch nüchtern und wollte nicht saufen.

Christen. Pfeif' das dem Scheitstock, vielleicht glaubt er's, ich mag nicht.

Vogt. Warum nicht?

Christen. Warum nicht? Weil dein Wein, den wir soffen, auch nach Schwefel roch wie die Pest.

Vogt. Wer sagt das?

Christen. Ich, Meister Urias. Ich merkte es nicht in der Stube; aber da ich den leeren Krug heim trug, roch es mir noch in die Nase, daß es mich fast zurück schlug. Alles und Alles zusammen genommen, so ist einmal ziemlich am Tage, daß du, mit Gunst! etwas gesucht hast.

Vogt. Ich weiß so wenig, was die Frau geschickt hat, als ein Kind in der Wiege. Mit deinen Einbildungen, du Narr!

Christen. Aber du weißt doch auch noch, daß du eine schöne Predigt von den Rechten im Lande gehalten hast? Du hast das, denk ich, auch so aus unbedachtem Muthe gethan, wie man eine Prise Tabak nimmt.

Vogt. Schweig' jetzt, Christen! Das Beste wäre, ich ließe dich brav abprügeln, daß du mir den Krug um-

*) Er meint Chorrichter, Stillständer, Kirchenälteſten, deren Pflicht es ist, dem Pfarrer solche nächtliche Ungebühren anzuzeigen, und dieser ist es, den der gottlose Vogt, nach einem wirklich eingerissenen Ton, den Schwarzen nennt.

geleert hast; aber ich muß jetzt wissen, wie es heute beim Scheerer gegangen ist, da ich fort war.

Christen. Aber das Versprechen, Vogt?

Vogt. Was für ein Versprechen?

Christen. Daß ich weinfrei sein soll bis an den Morgen, wenn ich was Rechtes wisse.

Vogt. Wenn du aber nichts weißt, willst du doch saufen?

Christen. Ja, nichts wissen! Nur Wein her und höre dann.

Der Vogt gibt ihm, sitzt zu ihm hin, und Christen erzählt jetzt, was er weiß und was er nicht weiß. Einmal machte er es so bunt, daß es der Vogt merkte.

Lüg' doch auch so, du Hund, daß man es nicht mit Händen greift! sagte er.

Nein, bei Gott! antwortete Christen, so wahr ich ein Sünder bin, es fehlt kein Haar und kein Punkt an dem, was ich sage.

Nun denn, sagte der Vogt, der jetzt doch genug hatte, der Schabenmichel ist eben gekommen, ich muß etwas mit ihm reden — und geht dann an den andern Tisch, wo dieser saß, klopft ihm auf die Achsel und sagt:

29. Kapitel.

Fortsetzung, wie Schelme mit einander reden und handeln.

Bist du auch unter den Sündern? Ich dachte, du seist seit deinem Berufe an der Kirchenmauer auf einmal heilig geworden, wie unser Metzger, als er einst eine Woche für den Sigrist Mittag läuten mußte.

Michel. Nein, Vogt! meine Bekehrung geht nicht so blitzschnell; aber wenn es einmal angeht, so lasse ich dann nicht nach.

Vogt. Ich möchte dann dein Beichtiger sein, Michel.

Michel. Ich mag dich aber nicht hiezu.

Vogt. Warum nicht?

Michel. Du würdest mir die Sünden wohl doppelt machen mit deiner heiligen Kreide.

Vogt. Wäre dir das nicht recht?

Michel. Nein, Vogt, ich will einen Beichtiger haben, der die Sünden verzeiht und nachläßt, und nicht einen, der sie aufkreidet.

Vogt. Ich kann auch Sünden verzeihen und nachlassen.

Michel. Sünden aus deinem Buche?

Vogt. Freilich, oft und viel muß ich es leider; aber besser ist es, man halte sich, daß ich es gern thue.

Michel. Kann man das, Herr Untervogt?

Vogt. Wir wollen sehen. (Er winkt ihm.)

Sie gehen mit einander ans kleine Tischlein an der Ecke beim Ofen, und der Vogt sagt: Es ist gut, daß du da bist; es kann dein Glück sein.

Michel. Ich habe Glück nöthig.

Vogt. Ich glaube es; aber wenn du dich anschickst, so fehlt es nicht, du machst Geld auf deinem Posten.

Michel. Aber wie muß ich das anstellen?

Vogt. Du mußt dich bei dem Maurer einschmeicheln und recht hungrig und arm thun.

Michel. Das kann ich, ohne zu lügen.

Vogt. Du mußt dann viel und oft deinen Kindern dein Abendbrot geben, damit er glaube, du habest ein Herz so weich wie zerlassene Butter, und die Kinder müssen dir baarfuß und zerlumpt nachlaufen.

Michel. Auch das ist nicht schwer.

Vogt. Und dann, wenn du unter allen zehn der liebste sein wirst, erst dann wird deine rechte Arbeit angehen.

Michel. Und was ist denn die?

Vogt. Alles zu thun, was bei dem Bau Streit und Verdacht anzetteln, was die Arbeit in Unordnung bringen und was die Taglöhner und den Meister dem Junker verleiden kann.

Michel. Das mag jetzt wohl ein Bischen ein schweres Stücklein sein.

Vogt. Aber es ist so auch ein Stücklein, dabei du Geld verdienen kannst.

Michel. Zwei Thaler Handgeld, Herr Untervogt, das muß baar voraus bezahlt sein, sonst dinge ich nicht in diesen Krieg.

Vogt. Du wirst alle Tage unverschämter, Michel; du verdienst bei der Arbeit, die ich dir zeige, Geld mit Müßiggehen, und du willst dann noch, ich soll dir den Lohn geben, daß du guten Rath annimmst.

Michel. Ich mag nichts hören. Du willst, daß ich in deinem Dienst den Schelmen mache, und ich will es thun und treu sein und herzhaft; aber Handgeld und einen Dingpfennig! zwei Thaler und keinen Kreuzer minder, das muß heraus, sonst stehe du selber hin, Vogt!

Vogt. Du Hund! du weißt, wo du zwingen kannst. Da sind die zwei Thaler.

Michel. Nun ist es in der Ordnung, Meister, jetzt nur befohlen!

Vogt. Ich denke, so etwa in der Nacht Gerüststangen abbrechen und mit einem Schlag ein Paar Kirchenfenster von oben herunter spalten, das sei dir ein Leichtes, und daß Seile und Kärst und was Kleines herum liegt, bei einem solchen Ehrenanlaß verschwinden müssen, das versteht sich von selbst.

Michel. Natürlich.

Vogt. Und dann in einer dunklen Nacht die Gerüstbretter alle den Hügel hinab in den Fluß tragen, daß sie weiter nach Holland fahren, das ist auch nicht schwer.

Michel. Nichts weniger, das kann ich vollkommen. Ich hänge ein großes, weißes Hemd mitten auf den Kirchhof an eine Stange, daß der Wächter und die Frau Nachbarin, wenn sie ein Gepolter hören, das Gespenst sehen, sich segnen und mir vom Leib bleiben.

Vogt. Du loser Ketzer du, was für ein Einfall!

Michel. Ich thue es gewiß, es bewahrt vor dem Halseisen.

Vogt. Ja, aber das muß noch sein. Wenn Zeichnungen, Rechnungen und Pläne, die dem Junker gehören, etwa umher liegen, die mußt du ordentlich hintragen, wo sie kein Hund sucht, und des Nachts dann abholen zum Einheizen.

Michel. Ganz wohl, Herr Untervogt!

Vogt. Auch mußt du es so einfädeln, daß deine ehrende Gesellschaft im Herrendienst sich recht wohl sein lasse, daß sie liederlich arbeite, und besonders, daß, wenn der Junker oder Jemand aus dem Schloß kommt, die Lumpenordnung am größten sei, — und daß du dann auch Diesen winken mußt, wie schön es gehe, versteht sich.

Michel. Ich will Alles probiren und ich verstehe jetzt ganz wohl, was du eigentlich willst.

Vogt. Aber vor Allem ist's wahrlich nöthig, daß du und ich Feinde werden.

Michel. Auch das versteht sich.

Vogt. Wir wollen damit gerade jetzt anfangen. Es könnten Mamelucken da sein und erzählen, wie wir hier in Eintracht in dieser Ecke Rath gehalten haben.

Michel. Du hast Recht.

Vogt. Trink noch ein Paar Gläser, dann thue ich dergleichen, als ob ich mit dir rechnen wollte und du läugnest mir etwas. Ich fange Lärm an, du schmälst auch, und wir stoßen dich zur Thür hinaus.

Michel. Das ist gut ausgedacht. (Er säuft geschwind den Krug aus und sagt dann zum Vogt: Fang jetzt nur an!)

Der Vogt murmelt von der Rechnung und sagt etwas vernehmlich: Nun einmal den Gulden habe ich nicht erhalten.

Michel. Besinne dich, Vogt!

Vogt. Ich weiß in Gottes Namen nichts davon. (Er ruft seiner Frau). Frau, hast du die vorige Woche einen Gulden vom Michel erhalten?

Die Frau. Behüt uns Gott, keinen Kreuzer!

Vogt. Das ist wunderlich. Gieb mir den Rodel (Verzeichniß). (Sie bringt ihn und der Vogt liest): Da ist Montag — nichts von dir; Dienstag — nichts von dir; da ist Mittwoch — — Am Mittwoch, sagtest du ja, war es.

Michel. Ja.

Vogt. Da ist Mittwoch, siehe da, es ist nichts von dir; und auch Donnerstag, Freitag und Samstag, es ist kein Wort da von dem Gulden.

Michel. Das ist vom Teufel! ich habe ihn doch bezahlt.

Vogt. Sachte, sachte, Herr Nachbar! ich schreibe Alles auf.

Michel. Was habe ich von deinem Aufschreiben, Vogt! Ich habe den Gulden bezahlt.

Vogt. Das ist nicht wahr, Michel.

Michel. Ein Schelm sagt, ich habe ihn nicht bezahlt.

Vogt. Was sagst du, ungehängter Spitzbub?

Etliche Bauern stehen auf: Er hat den Vogt gescholten, wir haben es gehört.

Michel. Es ist nicht wahr, aber ich habe den Gulden bezahlt.

Bauern. Was sagst du, Schelm, du habest ihn nicht gescholten? wir haben es alle gehört.

Vogt. Werft mir den Hund aus der Stube!

Michel (mit dem Messer in der Hand). Wer mich anrührt, der sehe zu . . . .

Vogt. Nehmt ihm das Messer!

Sie nehmen ihm das Messer, stoßen ihn zur Thür hinaus und kommen dann wieder.

Vogt. Es ist gut, daß er fort ist; er war nur ein Spion vom Maurer.

Bauern. Bei Gott, das war er! Es ist gut, daß der Schelm fort ist.

30. Kapitel.

Fortsetzung, wie Schelme mit einander reden und handeln; auf eine andere Manier.

Wein her, Frau Vögtin! Vogt, wir saufen auf die Ernte hin; eine Garbe vom Zehnten für ein Maaß.

Vogt. Ihr wollt mich bald bezahlen.

Bauern. Nicht so bald, aber desto schwerer.

Der Vogt setzt sich zu ihnen und säuft auch mit ihnen nach Herzenslust auf den künftigen Zehnten. Nun sind alle Mäuler offen; ein wildes Gewühl von Fluchen und Schwören, von Zoten und Possen, von Schimpfen und Trotzen erhebt sich an allen Tischen. Sie erzählen von Unzucht und Diebstählen, von Schlaghändeln und Schmähworten, von Schulden, die sie listig geleugnet, von Processen, die sie mit feinen Streichen gewonnen haben, von Bosheiten und Unsinn, davon das Meiste erlogen, viel aber leider Gott erbarm! wahr war; wie sie den alten Arner in Holz und Feld um den Zehnten bestohlen haben, auch wie ihre Weiber jetzt bei den Kindern Trübsal blasen*), wie die eine das Betbuch nehme, die andere einen Krug Wein in Spreu oder in einen Strohsack verberge; auch von ihren Buben und Mädchen, wie eins dem Vater helfe die Mutter betrügen und ein andres der Mutter helfe den Vater erwischen, und wie sie es als Buben auch so gemacht haben und noch viel schlimmer. Dann kamen sie auf den armen Uli, der über etlichen solcher Narrenpossen ertappt worden und elendiglich am Galgen umgekommen, wie er andächtig gebetet habe und gewiß selig gestorben sei, nachdem er, wie man wohl wisse, nicht das Halbe bekannt habe, aber doch um des unchristlichen Pfarrers willen habe in's Gras beißen müssen.

Sie waren eben an dieser Geschichte und an des Pfarrers Bosheit, als die Vögtin ihrem Manne winkte, daß er heraus komme.

Wart, bis die Geschichte mit dem Gehängten vorüber ist, war seine Antwort. Sie aber sagte ihm leise ins Ohr: Der Joseph ist da. Er antwortete: Versteck' ihn, ich will bald kommen.

Der Joseph hatte sich in die Küche geschlichen. Es war aber so viel Volk im Haus, daß die Vögtin befürchtete, man sehe ihn da. Sie löschte das Licht aus und sagte ihm: Joseph, zieh deine Schuhe ab und schleiche mir nach in die untere Stube, der Mann kommt hinun-

*) In Trauer und Trübsal auf eine Weise athmen, die mit dem Blasen etwas Aehnliches hat.

ter. Der Joseph nahm seine Schuhe in die Hand und folgte ihr nach auf den Zehen in die untere Stube. Und es ging nicht lange, so kam der Vogt auch und fragte ihn: Was willst du noch so spät, Joseph?

Joseph. Nicht viel. Ich will dir nur sagen, es sei mit den Steinen recht gut in der Ordnung.

Vogt. Das freut mich, Joseph.

Joseph. Der Meister redete heute von der Mauer und schwatzte da, daß die nahen Kiesel und Feldsteine recht gut wären; ich sagte ihm aber geradezu, daß er ein Narr sei und seine Sache nie recht anstellen wolle. Die Mauer werde vom Schwendistein so schön und glatt werden wie ein Teller. Er sagte kein Wort dagegen und ich fuhr fort, wenn er nicht Schwendisteine nehme, so stoße er sein Glück mit Füßen von sich.

Vogt. Hat er sich dazu entschlossen?

Joseph. Ja freilich, das war im Augenblick richtig; am Montag werden wir den Bruch angreifen.

Vogt. Die Taglöhner müssen ja am Montag ins Schloß.

Joseph. Sie werden zu Mittag schon wieder zurück und mit der Waare in dem Kalk sein; das hat seine Richtigkeit, wie wenn es schon drinnen wäre.

Vogt. Das ist recht und gut. Wenn es doch nur schon gemacht wäre! Dein Trinkgeld liegt schon parat, Joseph.

Joseph. Ich hätte es eben jetzt recht nöthig, Vogt!

Vogt. Komm nur am Montag, wenn ihr den Bruch angefangen haben werdet, es liegt parat.

Joseph. Meinst du, ich halte nicht Wort?

Vogt. Wohl, Joseph, ich traue dir.

Joseph. So gieb mir doch gerade jetzt drei Thaler auf unsre Abrede. Ich wollte gern morgen meine neuen Stiefel beim Schuster abholen; es ist mein Namenstag und ich mag dem Meister kein Geld fordern.

Vogt. Ich kann jetzt nicht wohl, komm doch am Montag Abend.

Joseph. Da sehe ich, wie du mir traust. Man mag wohl etwas versprechen; aber halten, das ist was

Anders. Ich glaubte auf dein Trinkgeld zählen zu dürfen, Herr Untervogt!

Vogt. Bei meiner Seele, ich gebe es dir!

Joſeph. Ich ſeh' es ja.

Vogt. Es iſt am Montag auch noch Zeit.

Joſeph. Vogt, du zeigſt mir, daß man es mit Händen greifen kann, daß du mir nicht traust, alſo darf ich auch ſagen, wie es mir iſt. Wird der Steinbruch einmal angegriffen ſein, ſo wirſt du mir kein gutes Wort mehr geben.

Vogt. Das iſt doch unverſchämt, Joſeph, ich werde dir gewiß Wort halten.

Joſeph. Ich mag nichts hören. Wenn's nicht jetzt ſein kann, ſo iſt Alles aus.

Vogt. Kannſt du es jetzt nicht mit zwei Thalern machen?

Joſeph. Nein, ich muß drei haben; aber dann kannſt du auch auf mich zählen in Allem.

Vogt. Ich will's endlich thun; aber du hältſt dann mir doch dein Wort?

Joſeph. Wenn ich dich dann anführe, ſo ſage, wo du willſt, ich ſei der größte Schelm und Dieb auf der Erde.

Der Vogt rief jetzt der Frau und ſagte ihr: Gieb dem Joſeph drei Thaler! Die Frau nimmt ihn beiſeits und ſagt ihm: Thue doch das nicht!

Vogt. Rede mir nichts ein, thue, was ich ſage!

Frau. Sei doch kein Narr! Du biſt betrunken, es wird dich morgen reuen.

Vogt. Rede mir kein Wort ein. Drei Thaler im Augenblick! Hörſt du, was ich ſage?

Die Frau ſeufzt, holt die Thaler und wirft ſie dem Vogt dar. Dieſer giebt ſie dem Joſeph und ſagt noch einmal: Du wirſt mich doch nicht anführen wollen?

Behüte mich Gott davor! Was denkſt du auch, Vogt? antwortete Joſeph, geht, zählt außerhalb der Thür noch einmal ſeine drei Thaler und ſagt zu ſich ſelbſt: Nun iſt mein Lohn zwiſchen den Fingern und da iſt er ſicherer als in des Vogts Kiſten. Er iſt ein alter Schelm und

ich will nicht sein Narr sein. Nehme jetzt meinethalben der Meister Kiesel- oder Blaustein.

Die Vögtin heulte vor Zorn auf der Heerdstätte in der Küche und ging nicht mehr in die Stube bis nach Mitternacht. Auch dem Vogt ahnte, sobald er fort war, daß er sich übereilt habe; aber er vergaß es bald wieder bei der Gesellschaft. Der Gräuel der Saufenden dauerte bis nach Mitternacht. Endlich kam die Vögtin aus der Küche und sagte: Es ist Zeit aufzubrechen; es geht gegen den Morgen und ist heiliger Abend.

Heiliger Abend! sagten die Kerls, streckten sich, gähnten, soffen aus und standen nach und nach auf. Jetzt taumelten, wankten sie allenthalben umher, hielten sich an Tischen und Wänden und kamen mit Mühe zum Hause hinaus.

Geh doch ein Jeder allein, und macht kein Gewühl! sagte ihnen die Vögtin; sonst kriegen der Pfarrer und sein Chorgericht Strafen.

Nein es ist besser, wir versaufen das Geld, antworteten die Männer. Und die Vögtin: Wenn ihr den Wächter antrefft, so sagt ihm, es stehe ein Glas Wein und ein Stück Brot für ihn da. Und sie waren kaum fort, so erschien der Wächter vor den Fenstern des Wirthshauses und rief:

Wollt ihr hören, was ich euch will sagen?
Die Glock', und die hat ein Uhr g'schlagen!
Ein Uhr g'schlagen!

Die Vögtin verstand den Ruf, brachte ihm den Wein und bat, daß er doch dem Pfarrer nicht sage, wie lange sie gewirthet habe. Und nun half sie noch dem schlummernden Manne aus den Schuhen und Strümpfen . .
. . . . . .*)

*) Hier standen noch ein Paar Zeilen. — Das ist unanständig, sagte ein Knabe von noch nicht zehn Jahren, der sie lesen hörte. Ich umarmte ihn und strich die Stelle durch. — Jüngling, wirst du dein reines Gefühl und das sanfte Erröthen deiner Wangen behalten, so wird der Zug deiner Jugend dir Freude machen im Alter; aber wird

Und sie brummte noch von Josephs Thalern und von der Dummheit ihres Mannes; er aber schlummerte, schnarchte, wußte nicht, was er that; endlich kamen beide am heiligen Abend zur Ruhe.

Und nun, Gottlob! habe ich eine Weile nichts mehr von ihnen zu erzählen. Ich kehre zurück zu Lienhard und Gertrud.

Wie das eine Welt ist! Bald steht neben einem Hundsstall ein Garten, und auf einer Wiese ist bald stinkender Unrath, bald herrliches, milchreiches Futter. Ja, es ist wunderlich auf der Welt. Selbst die schönen Wiesen geben ohne den Unrath, den wir darauf schütten, kein Futter.

31. Kapitel.

Der Abend vor einem Festtage im Hause einer rechtschaffenen Mutter.

Gertrud war noch allein bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der kommende festliche Morgen erfüllten ihr Herz. In sich selbst geschlossen und still bereitete sie das Nachtessen, nahm die Sonntagskleider aus dem Kasten und bereitete Alles auf morgen, damit dann am heiligen Tage sie nichts mehr zerstreue, und da sie ihre Geschäfte vollendet hatte, setzte sie sich mit ihren Lieben an den Tisch, um mit ihnen zu beten.

Es war alle Samstage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetstunde ihre Fehler und auch die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich sein konnten, ans Herz zu legen; und heute war sie besonders eingedenk

---

dein blitzendes Auge einst sich nicht mehr niederschlagen, nicht mehr Thränen fallen lassen, wird deine Wange nicht mehr erröthen beim Anblick dessen, was unrecht und schändlich ist, Jüngling, dann wirst du ob dieser Stelle weinen oder sie vielleicht nicht mehr werth achten zu lesen!

der Güte Gottes gegen sie in dieser Woche, und wollte diesen Vorfall, so gut ihr möglich war, den jungen Herzen tief einprägen, daß er ihnen unvergeßlich bleibe. Die Kinder saßen still um sie her, falteten ihre Hände zum Gebet und die Mutter redete also mit ihnen:

Ich habe euch etwas Gutes zu sagen, Kinder! Der liebe Vater hat in dieser Woche eine gute Arbeit bekommen, an der sein Verdienst viel besser ist, als an dem, was er sonst thun muß. Kinder, wir dürfen hoffen, daß wir in Zukunft das tägliche Brot mit weniger Sorgen und Kummer haben werden. Danket dem lieben Gott, daß er so gut gegen uns ist, und denket fleißig an die alte Zeit, wo ich euch jeden Mundvoll Brot mit Angst und Sorgen abtheilen mußte. Es that mir da so manchmal im Herzen weh, daß ich euch so oft nicht genug geben konnte; aber der liebe Gott im Himmel wußte schon, daß er helfen wollte und daß es besser für euch sei, meine Lieben, daß ihr zur Armuth, zur Geduld und zur Ueberwindung der Gelüste erzogen würdet, als daß ihr Ueberfluß hättet. Denn der Mensch, der Alles hat, was er will, wird gar zu gern leichtsinnig, vergißt seines Gottes und thut nicht das, was ihm selbst das Nützlichste und Beste ist. Kinder, denkt doch, so lange ihr leben werdet, an diese Armuth und an alle Noth und Sorgen, die wir hatten, und wenn es jetzt besser geht, so denkt an die, so Mangel leiden, wie ihr Mangel leiden mußtet. Vergesset nie, wie Hunger und Mangel ein Elend sind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen den Armen, und wenn ihr einen Mundvoll Ueberflüssiges habt, es ihm gern gebet. Nicht wahr, Kinder, ihr wollt es gern thun? O ja, Mutter, gewiß gern! sagten alle Kinder.

---

32. Kapitel.

Die Freuden der Gebetsstunde.

Mutter. Niklas, wen kennst du, der am meisten Hunger leiden muß?

Niklas. Mutter, den Rudeli. Du warst gestern bei seinem Vater, der muß schier Hungers sterben; er ißt Gras ab dem Boden.

Mutter. Wolltest du ihm gern dann und wann dein Abendbrot geben?

Niklas. O ja, Mutter, darf ich gerade morgen?

Mutter. Ja, du darfst es.

Niklas. Das freut mich.

Mutter. Und du, Lise, wem wolltest du dann und wann dein Abendbrot geben?

Lise. Ich besinne mich jetzt nicht gerade, wem ich es am liebsten gäbe.

Mutter. Kommt dir denn kein Kind in den Sinn, das Hunger leiden muß?

Lise. Wohl freilich, Mutter!

Mutter. Warum weißt du denn nicht, wem du es geben willst? Du hast immer so kluges Bedenken, Lise!

Lise. Ich weiß es jetzt auch, Mutter!

Mutter. Wem denn?

Lise. Des Renti-Marxen Beteli. Ich sah es heute auf des Vogts Düngerstätte verdorbene Erdäpfel heraussuchen.

Niklas. Ja Mutter, ich sah es auch, und suchte in allen meinen Säcken; aber ich fand keinen Mund voll Brot mehr. Hätte ich es mir auch eine Viertelstunde länger gespart!

Die Mutter fragte jetzt eben das auch die andern Kinder und sie hatten alle eine herzinnige Freude darüber, daß sie morgen ihr Abendbrot armen Kindern geben sollten. Die Mutter ließ sie eine Weile diese Freude genießen, dann sagte sie zu ihnen: Kinder, es ist jetzt ge-

nug hievon. Denket jetzt auch daran, wie unser gnädiger Herr euch so schöne Geschenke gemacht hat.

Ja unsre schönen Batzen; willst du sie uns doch zeigen, Mutter? sagten die Kinder.

Hernach, nach dem Beten, sagte die Mutter, und die Kinder jauchzten vor Freude.

33. Kapitel.

Die Ernsthaftigkeit der Gebetsstunde.

Ihr lärmet, Kinder, sagte die Mutter. Wenn euch etwas Gutes begegnet, so denket doch bei Allem an Gott, der uns Alles giebt. Wenn ihr das thut, Kinder, so werdet ihr in keiner Freude wild und ungestüm sein. Ich bin gern selber mit euch fröhlich, ihr Lieben; aber wenn man in Freude und Leid ungestüm und heftig ist, so verliert man die stille Gleichmüthigkeit und Ruhe seines Herzens, und wenn der Mensch kein stilles, ruhiges und heitres Herz hat, so ist ihm nicht wohl; darum muß er Gott vor Augen haben. Die Gebetsstunde des Abends und Morgens ist dafür, daß ihr das nie vergesset; denn wenn der Mensch Gott dankt oder betet, so ist er in seinen Freuden nie ausgelassen und in seinen Sorgen nie ohne Trost; aber darum muß der Mensch, besonders in seiner Gebetsstunde, suchen ruhig und heiter zu sein. Sehet Kinder, wenn ihr dem Vater recht dankt für etwas, so jauchzet und lärmet ihr nicht; ihr fallet ihm still und mit wenig Worten um den Hals, und wenn es euch recht zu Herzen geht, so steigen euch Thränen in die Augen. So Kinder, ist es auch gegen Gott. Wenn's euch recht freut, was er euch Gutes thut, und wenn's euch recht im Herzen ist, zu danken, so macht ihr gewiß nicht viel Geschrei und Gerede; aber Thränen kommen euch in die Augen, daß der Vater im Himmel so gut ist. Sehet, Kinder, dafür ist alles Beten, daß einem das Herz ge-

gen Gott und Menſchen immer dankbar bleibe. Und wenn man recht betet, ſo thut man auch recht und wird Gott und Menſchen lieb in ſeinem ganzen Leben.

Niklas. Auch dem gnädigen Herrn werden wir recht lieb, wenn wir recht thun, ſagteſt du geſtern.

Mutter. Ja, Kinder, es iſt ein recht guter und frommer Herr. Gott lohne ihm Alles, was er an uns thut! — Wenn du ihm einſt nur recht lieb wirſt, Niklas!

Niklas. Ich will ihm thun, was er will. Wie dir und dem Vater will ich ihm thun, was er will, weil er ſo gut iſt.

Mutter. Das iſt brav, Niklas, denk nur immer ſo, ſo wirſt du ihm gewiß lieb werden.

Niklas. Wenn ich nur auch einmal mit ihm reden dürfte!

Mutter. Was wollteſt du mit ihm reden?

Niklas. Ich wollte ihm danken für den ſchönen Batzen.

Anneli. Dürfteſt du ihm danken?

Niklas. Warum das nicht?

Anneli. Ich dürfte es nicht.

Liſe. Ich auch nicht.

Mutter. Warum dürftet ihr das nicht, Kinder?

Liſe. Ich müßte lachen.

Mutter. Was, lachen, Liſe? und noch voraus ſagen, daß du nicht anders als läppiſch thun könnteſt? Wenn du nicht viel Thorheiten im Kopf hätteſt, es könnte dir an ſo etwas kein Sinn kommen?

Anneli. Ich müßte nicht lachen; aber ich würde mich fürchten.

Mutter. Er würde dich bei der Hand nehmen, Anneli, und würde auf dich herablächeln wie der Vater, wenn er recht gut mit dir iſt. Dann würdeſt du dich doch nicht mehr fürchten, Anneli?

Anneli. Nein, dann nicht.

Jonas. Und ich dann auch nicht.

34. Kapitel.

So ein Unterricht wird verstanden und geht an's Herz; aber es giebt ihn eine Mutter.

Aber, ihr Lieben, wie ist es diese Woche mit dem Rechtthun gegangen?

Die Kinder sehen eins das andere an und schweigen.

Mutter. Anneli, thatest du recht in dieser Woche?

Anneli (die Augen niederschlagend). Nein, Mutter, du weißt es wohl mit dem Brüderlein . . . .

Mutter. Anneli, es hätte dem Kind etwas begegnen können; es sind schon Kinder, die man so allein gelassen hat, erstickt. Und über das, denk' nur, wie es dir wäre, wenn man dich in eine Kammer einsperrte und dich da hungern, dürsten und schreien ließe. Die kleinen Kinder werden auch zornig und schreien, wenn man sie lange ohne Hülfe läßt, so entsetzlich, daß sie für ihr ganzes Leben elend werden können. Anneli, so dürfte ich, weiß Gott, keinen Augenblick mehr ruhig vom Hause weg, wenn ich fürchten müßte, du würdest mit dem Kinde nicht sorgfältig sein.

Anneli. Glaube mir es doch, Mutter, ich will gewiß nicht mehr von ihm weggehn.

Mutter. Ich will es zum lieben Gott hoffen, du werdest mich nicht mehr so in Schrecken setzen.

Und Niklas, wie ist es dir in dieser Woche gegangen?

Niklas. Ich weiß nichts Böses.

Mutter. Denkst du nicht mehr daran, daß du am Montag das Gritteli umgestoßen hast?

Niklas. Ich habe es nicht mit Fleiß gethan, Mutter.

Mutter. Ja, wenn du es noch gar mit Fleiß gethan hättest! Schämst du dich nicht, das zu sagen?

Niklas. Es ist mir leid, ich will es nicht mehr thun, Mutter.

Mutter. Wenn du einmal groß sein und so wie jetzt nicht Achtung geben wirst, was um dich her ist, so

wirſt du es mit deinem großen Schaden lernen müſſen. Schon unter den Knaben kommen die Unbedachtſamen immer in Händel und Streit, und ſo muß ich fürchten, mein lieber Niklas, daß du dir mit deinem unbedachtſamen Weſen viel Unglück und Sorgen auf den Hals ziehen werdeſt.

Niklas. Ich will gewiß Acht geben, Mutter.

Mutter. Thue es doch, mein Lieber; und glaube mir, dieſes unbedachtſame Weſen würde dich gewiß unglücklich machen.

Niklas. Liebe, liebe Mutter! ich weiß es, und ich glaube es, und ich will gewiß Acht geben.

Mutter. Und du, Liſe, wie haſt du dich in dieſer Woche aufgeführt?

Liſe. Ich weiß einmal nichts dieſe Woche, Mutter.

Mutter. Gewiß nicht?

Liſe. Nein, Mutter, ſo viel ich mich beſinne; ich wollte es ſonſt gern ſagen, Mutter.

Mutter. Daß du immer, auch wenn du nichts weißt, mit ſo viel Worten antworteſt, als ein Andres, wenn es recht viel zu ſagen hat.

Liſe. Was habe ich jetzt denn auch geſagt, Mutter?

Mutter. Eben nichts, und doch viel geantwortet. Es iſt das, was wir dir tauſendmal ſchon ſagten, du ſeieſt nicht beſcheiden, du beſinneſt dich über nichts, was du reden dürfeſt, und müſſeſt doch immer geredet haben. Was hatteſt du gerade vorgeſtern dem Untervogt zu ſagen, du wiſſeſt, daß Arner bald kommen werde?

Liſe. Es iſt mir leid, Mutter.

Mutter. Wir haben es dir ſchon oft geſagt, daß du nicht Alles, was dich nicht angeht, reden ſolleſt, inſonderheit vor fremden Leuten, und doch thuſt du es immerfort. Wenn jetzt dein Vater es nicht hätte ſagen dürfen, daß er's ſchon wiſſe, und wenn er ſo Verdruß von deinem Geſchwätz gehabt hätte?

Liſe. Es würde mir ſehr leid ſein; aber weder du noch er haben doch ein Wort geſagt, daß es Niemand wiſſen ſoll.

Mutter. Ja, ich will es dem Vater ſagen, wenn er heim kommt. Wir müſſen ſo zu allen Worten, die

wir in der Stube reden, allemal hinzusetzen: Das darf jetzt die Lise sagen bei den Nachbarn und beim Brunnen erzählen, aber das nicht, und das wieder wohl. So weißt du denn ordentlich und richtig, wovon du plappern darfst.

Lise. Verzeihe mir doch, Mutter; ich meinte es auch nicht so!

Mutter. Man hat dir für ein und allemal gesagt, daß du in nichts, was dich nicht angeht, plaudern sollst; aber es ist vergeblich. Dieser Fehler ist dir nicht anders abzugewöhnen als mit Ernst, und das erste Mal, daß ich dich wieder bei so unbesonnenem Geschwätz antreffe, werde ich dich mit der Ruthe abstrafen.

Thränen schossen der Lise in die Augen, da die Mutter von der Ruthe redete. Die Mutter sah es und sagte zu ihr: Lise, die größten Unglücksfälle entstehen aus unvorsichtigem Geschwätz, und dieser Fehler muß dir abgewöhnt sein.

So redete die Mutter mit Allen, sogar mit dem kleinen Gritteli, zu dem sie sagte: Du mußt deine Suppe nicht mehr so ungestüm fordern; sonst laß ich dich ein andermal noch länger warten, oder ich gebe sie gar einem andern.

Nach allem diesem beteten die Kinder ihre gewöhnlichen Abendgebete und nach denselben das Samstaggebet, das Gertrud sie gelehrt hatte. Es lautet also:

35. Kapitel.

Ein Samstag-Abendgebet.

Lieber Vater im Himmel! Du bist immer gut mit den Menschen auf Erden, und auch mit uns bist du immer gut und giebst uns Alles, was wir nöthig haben. Ja, du giebst uns Gutes im Ueberfluß! Alles kommt von dir, was uns der liebe Vater und die liebe Mutter geben. Wir danken es dir; wir danken auch dem lieben Herrn Jesus, dem Heiland der Welt, der sein Leben in

tausendfachem Elend zugebracht und am Kreuze für uns gestorben ist. Du hast ihn wieder von den Todten auferweckt und nun sitzet er in der Herrlichkeit des Himmels zur Rechten auf dem Throne Gottes, seines Vaters. Es geht uns allemal an's Herz, wenn wir von ihm hören, der so viel erduldet, um uns zeitlich und ewig glücklich zu machen. Segne uns um seinetwillen, segne auch den lieben Vater und die liebe Mutter und vergelte ihnen Alles, was sie an uns thun! Wir aber wollen ihnen stets folgen, daß wir ihnen lieb bleiben bis an das Ende ihres Lebens, da du sie von uns nehmen wirst, um sie zu belohnen für ihre Liebe und Treue.

Lieber himmlischer Vater, laß uns den morgenden heiligen Tag deiner Güte und der Liebe Jesu Christi recht eingedenk sein, damit wir gegen Gott und Menschen dankbar werden und den Eltern gehorsam, und damit wir in der Liebe wandeln vor deinen Augen unser Lebenlang!

Hier mußte Niklas inne halten. Dann sprach Gertrud allemal, nach den Vorfällen der Woche, das Weitere vor. Heute sagte sie ihnen: Wir danken dir, himmlischer Vater, daß du unsern lieben Eltern in dieser Woche die schweren Sorgen für ihr Brot und für ihre Haushaltung erleichtert und dem Vater einen guten, einträglichen Verdienst gegeben hast. Wir danken dir, daß unsre Obrigkeit mit wahrem Vaterherzen unser Schutz, unser Trost und unsre Hülfe in allem Elend und in aller Noth ist. Wie danken dir für die Gutthat unsers gnädigen Herrn. Wir wollen, wills Gott, aufwachsen wie zu deiner Ehre, also auch zu seinem Dienst und Wohlgefallen; denn er ist uns wie ein treuer Vater.

Hierauf sprach sie der Lise vor: Verzeihe mir, o mein Gott, meine alte Unart, und lehre mich meine Zunge in Zaum halten, schweigen, wo ich nicht reden soll, und behutsam und bedächtig antworten, wenn man mich fragt.

Sodann sprach sie dem Niklas vor: Bewahre mich, Vater im Himmel, doch in Zukunft vor meinem hastigen Wesen und lehre mich auch in Acht nehmen, was ich mache, und wer um mich und neben mir sei.

Dann dem Anneli: Es ist mir leid, mein lieber Gott, daß ich mein Brüderlein so leichtsinnig verlassen und damit die liebe Mutter so in Schrecken gesetzt habe; ich will es in meinem Leben nicht mehr thun, mein lieber Gott!

Und nachdem die Mutter allen Kindern so vorgesprochen hatte, betete sie ferner: Herr, erhöre uns, Vater, verzeihe uns, Jesus, erbarme dich unser! Darauf betete Niklas das heilige Vater unser, und die Lise: Das walt Gott Vater, Sohn und heiliger Geist! Dann endete die Mutter: Nun Gott sei mit euch, Gott erhalte euch! Der Herr lasse sein heiliges Angesicht über euch leuchten und sei euch gnädig!

Eine Weile noch saßen die Kinder und die Mutter in der ernsten Stille, die ein wahres Gebet allen Menschen einflößen muß.

36. Kapitel.

Noch mehr Mutterlehren. Reine Andacht und Emporhebung der Seele zu Gott.

Lise unterbrach diese Stille. Du zeigst uns jetzt die neuen Batzen? sagte sie zur Mutter.

Ja, ich will sie euch zeigen, antwortete die Mutter. Aber Lise, du bist immer das, so zuerst redet.

Niklas guckt jetzt vom Ort auf, wo er saß, drängt sich hinter dem Gritteli hervor, daß er näher beim Licht sei, um die Batzen zu sehen, und stößt dann das Kleine, daß es laut weint.

Da sagte die Mutter: Niklas, es ist nicht recht. In eben der Viertelstunde versprachst du, sorgfältiger zu sein, und jetzt thust du das!

Niklas. Ach Mutter, es ist mir leid! ich will es in meinem Leben nicht mehr thun.

Mutter. Das sagtest du eben jetzt zu deinem lieben Gott und thatest es wieder; es ist dir nicht Ernst!

Niklas. Ach ja, Mutter, es ist mir gewiß Ernst. Verzeihe mir, es ist mir gewiß Ernst und recht leid.

Mutter. Mir auch, du Lieber; aber du denkst nicht daran, wenn ich dich nicht strafe. Du mußt jetzt, ohne zu essen, ins Bett. Sie sagte es und führte den Knaben von den andern Kindern weg in seine Kammer. Seine Geschwister standen alle traurig in der Stube umher; es that ihnen weh, daß der liebe Niklas nicht zu Nacht essen durfte.

Daß ihr euch doch nicht mit Liebe leiten lassen wollt, Kinder! sagte ihnen die Mutter.

Laß ihn doch diesmal wieder heraus, sagten die Kinder.

Nein, meine Lieben, seine Unvorsichtigkeit muß ihm abgewöhnt werden, antwortete die Mutter.

So wollen wir jetzt die Batzen nicht sehen bis morgen; er sieht sie dann mit uns, sagte Enne.

Und die Mutter: Das ist recht, Enne! Ja, er muß sie alsdann mit euch sehen. Jetzt gab sie noch den Kindern ihr Nachtessen und ging dann mit ihnen in ihre Kammer, wo Niklas noch weinte. Nimm dich doch ein andermal in Acht, lieber, lieber Niklas, sagte ihm die Mutter.

Und Niklas sagte: Verzeihe mir's doch, meine liebe, liebe Mutter! verzeihe mir's doch und küsse mich! Ich will gern nichts zu Nacht essen.

Da küßte Gertrud ihren Niklas und eine heiße Thräne floß auf sein Antlitz, als sie ihm sagte: O Niklas, Niklas! werde bedachtsam! Mit beiden Händen umschlingt er den Hals der Mutter und sagt: O Mutter, Mutter, verzeihe mir!

Gertrud segnete noch ihre Kinder und ging wieder in ihre Stube. Jetzt war sie ganz allein. Eine kleine Lampe leuchtete nur schwach in der Stube, ihr Herz war feierlich still, und ihre Stille war ein Gebet, das unaussprechlich ohne Worte ihr Innerstes bewegte. Empfindung von Gott und von seiner Güte, Gefühl von der Hoffnung des ewigen Lebens und von der innern Glückseligkeit der Menschen, die auf Gott im Himmel trauen und bauen,

alles dieses bewegte ihr Herz, daß sie hinsank auf ihr Knie und ein Strom von Thränen floß ihre Wangen herunter.

Der Herr im Himmel sah die Thränen der Gertrud und hörte das Schluchzen ihres Herzens, und das Opfer ihres Dankes war gewiß ein angenehmer Geruch vor ihm. —

Gertrud weinte lange vor dem Herrn, ihrem Gott, und ihre Augen waren noch naß, als ihr Mann heim kam.

Warum weinst du, Gertrud? Deine Augen sind roth und naß. Warum weinst du heute, Gertrud? fragte sie Lienhard.

Gertrud antwortete: Mein Lieber, es sind keine Thränen des Kummers; fürchte dich nicht! Ich wollte Gott danken für diese Woche; da ward mir das Herz zu voll, ich mußte hinsinken auf mein Knie, ich konnte nicht reden, ich mußte nur weinen, aber es war mir, ich habe in meinem Leben Gott nie so gedankt.

Du Liebe! antwortete Lienhard; wenn ich nur auch mein Herz, wie du, so schnell emporheben und zu Thränen bringen könnte! Es ist mir jetzt auch gewiß Ernst, recht zu thun und gegen Gott und Menschen redlich und dankbar zu sein; aber es wird mir nie so, daß ich auf mein Knie fallen und Thränen vergießen möchte.

Gertrud. Wenn's dir nur Ernst ist, recht zu thun, so ist alles Andre gleich viel. Der Eine hat eine schwache Stimme und der Andre eine starke, daran liegt nichts; nur wozu sie ein Jeder braucht, darauf kommt's allein an. Mein Lieber, Thränen sind nichts und Kniefallen ist nichts; aber der Entschluß, gegen Gott und Menschen redlich und dankbar zu sein, das ist Alles. Daß der eine Mensch weichmüthig und der andere es weniger ist, das ist eben so viel, als daß der eine Wurm schwerfälliger und der andere leichter in dem Staube daherschleicht. Wenn es dir nur Ernst ist, mein Lieber! so wirst du ihn finden, ihn, der aller Menschen Vater ist.

Lienhard senkt mit einer Thräne im Auge sein Haupt auf ihren Schooß und sie hält ihr Angesicht in stiller Wehmuth über das seinige. Sie bleiben eine Weile in dieser Stellung still und schweigen. Endlich sagte Ger-

trud zu ihm: Willst du nicht zu Nacht essen? Ich mag nicht, antwortete er; mein Herz ist zu voll, ich könnte jetzt nicht essen. Ich mag auch nicht, mein Lieber, erwiederte sie; aber weißt du, was wir thun wollen? Ich trage das Essen zu dem armen Rudi, — seine Mutter ist heute gestorben.

37. Kapitel.

Sie bringen einem armen Mann eine Erbsbrühe.

Lienhard. Ist sie endlich ihres Elends los?

Gertrud. Ja Gottlob! aber du hättest sie sollen sterben sehn, mein Lieber! Denk', sie entdeckte an ihrem Todestag, daß ihr Rudeli uns Erdäpfel gestohlen hätte. Der Vater und der Knabe mußten zu mir kommen und um Verzeihung bitten. Sie ließ uns auch ausdrücklich in ihrem Namen bitten, wir sollten es ihr verzeihen, daß sie die Erdäpfel nicht zurück geben könne, und der gute Rudi versprach so herzlich, daß er es dir abverdienen wolle. Denke, mein Lieber! wie mir bei dem allem war. Ich lief zu der Sterbenden; aber ich kann dir's nicht erzählen, es ist nicht auszusprechen, mit welcher Wehmuth, wie innig betrübt sie mich noch einmal fragte, ob ich es ihnen verziehen hätte, und da sie sah, daß mein Herz gerührt war, empfahl sie mir ihre Kinder. Wie sie das fast nicht thun und fast nicht wagen durfte, — wie sie es bis auf den letzten Augenblick versparte und dann, da sie empfand, daß sie eilen mußte, endlich es wagte, — und wie sie mitten, indem sie es that, auf immer entschlief, das ist nicht auszusprechen und nicht zu erzählen.

Lienhard. Ich will mit dir zu ihnen gehn.

Sie nimmt ihre Erbsbrühe und sie gehn. Da sie kamen, saß der Rudi neben der Todten auf ihrem Bett, weinte und seufzte, und der Kleine rief den Vater aus seiner Kammer und bat ihn um Brot — nein, nicht um Brot, um rohe Wurzeln nur, oder was es wäre. Ach,

ich habe nichts, gar nichts. Um Gotteswillen, schweig doch bis morgen; ich habe nichts, sagte ihm der Vater. Und der Kleine: O, wie mich hungert, Vater! Ich kann nicht schlafen. O, wie mich hungert, Vater!

O, wie mich hungert! hören ihn Lienhard und Gertrud rufen, öffnen die Thür, stellen das Essen den Hungrigen dar und sagen zu ihnen: Esset doch geschwind, ehe es kalt ist!

O Gott! sagte der Rudi, was ihr an mir thut! Rudeli, das sind die Leute, denen du Erdäpfel gestohlen hast und auch ich habe davon gegessen.

Gertrud. Schweig doch einmal hievon, Rudi!

Rudi. Ich darf euch nicht ansehn, so geht's mir ans Herz, daß ich euch das habe thun dürfen.

Lienhard. Iß doch jetzt, Rudi!

Rudeli. Iß doch, Vater, wir wollen doch essen, Vater!

Rudi. So bete denn.

Rudeli. Speis' Gott, tröst' Gott alle armen Kind, die auf Erden sind, an Seel' und Leib! Amen.

So betet der Knabe, nimmt den Löffel, zittert, weint und ißt. So vergelt's euch Gott zu tausendmalen, sagt der Vater, ißt auch und Thränen fallen über seine Wangen in seine Speise.

Sie aßen aber das Essen nicht auf, sondern stellten ein Blättlein (Schüsselein) voll beiseits für die Kinder, welche schliefen; dann betete der Rudeli ab Tisch: Wer gegessen hat, Gott danken soll, der uns gespeist hat abermal. Ihm sei Lob, Preis und Dank gesagt von nun an bis in Ewigkeit! Amen.

Als nun der Rudi ihnen noch einmal danken wollte, entfuhr ihm ein Seufzer. —

38. Kapitel.

Die reine, stille Größe eines wohlthätigen Herzens.

Fehlt dir etwas, Rudi? Wenn es etwas ist, da wir dir helfen können, so sage es, sagten Lienhard und Gertrud zu ihm.

Nein, es fehlt mir jetzt nichts; ich danke euch, antwortete der Rudi; aber sichtbar erstickte er das tiefe Seufzen des Herzens, das immer emporbringen wollte.

Mitleidig und traurig sahen ihn Lienhard und Gertrud an und sprachen: Du seufzest doch und man sieht es, dein Herz ist über etwas beklemmt.

Sag's doch, ach sag's doch, Vater, sie sind ja so gut! bittet ihn der Kleine. Thu' es doch und sag's, wenn wir helfen können, bitten ihn Lienhard und Gertrud.

Darf ich's? erwiederte der Arme. Ich habe weder Schuhe noch Strümpfe und sollte morgen mit der Mutter zum Grabe und übermorgen in's Schloß gehen.

Lienhard. Daß du dich auch so grämen magst über dieses! Warum sagtest du doch das nicht auch geradezu? Ich kann und will dir ja das gern geben.

Rudi. Wirst du mir, ach mein Gott! nach Allem, was vorgefallen ist, auch glauben, daß ich dir es unversehrt und mit Dank wieder zurückgeben werde?

Lienhard. Schweig doch hievon, Rudi, ich glaube dir noch mehr als das; aber dein Elend und deine Noth haben dich zu ängstlich gemacht.

Gertrud. Ja, Rudi! trau auf Gott und Menschen, so wird dir leichter ums Herz werden, und du wirst dir unter allen Umständen besser helfen können.

Rudi. Ja, Gertrud, ich sollte wohl meinem Vater im Himmel mehr trauen, und euch kann ich nicht genug danken.

Lienhard. Rede nicht hievon, Rudi!

Gertrud. Ich möchte deine Mutter noch sehen.

Sie gehen mit einer schwachen Lampe an ihr Bett, und Gertrud und Lienhard und der Rudi und der Kleine, alle mit Thränen in den Augen, staunen in tiefem, stillem Schweigen eine Weile sie an, decken sie dann wieder zu und nehmen fast ohne Worte herzlich Abschied von einander. Und im Heimgehn sagte Lienhard zu Gertrud: Welche Tiefe des Elends! es geht mir ans Herz. Nicht mehr in die Kirche gehen können, nicht mehr um Arbeit bitten, nicht mehr dafür danken können, weil man keine Kleider, nicht einmal Schuhe und Strümpfe dazu hat!

Gertrud. Wenn der Mann nicht unschuldig an seinem Elend wäre, er müßte verzweifeln.

Lienhard. Ja, Gertrud, er müßte verzweifeln, gewiß, er müßte verzweifeln, Gertrud! Wenn ich meine Kinder so um Brot schreien hörte, und keines hätte, und Schuld daran wäre, Gertrud, ich müßte verzweifeln, und ich war auf dem Weg zu diesem Elend.

Gertrud. Ja, wir sind aus großen Gefahren errettet.

Indem sie so redeten, kamen sie neben dem Wirthshaus vorbei, und das dumpfe Gewühl der Säufer und Prasser ertönte in ihren Ohren. Dem Lienhard klopfte das Herz schon von fern; aber ein Schauer durchfuhr ihn und ein banges Entsetzen, als er sich ihm näherte. Sanft und wehmüthig sah ihn Gertrud jetzt an, und beschämt erwiederte Lienhard den wehmüthigen Anblick seiner Gertrud und sagte: O des herrlichen Abends an deiner Seite! Ach, wenn ich jetzt auch hier gewesen wäre! So sagte er.

Die Wehmuth der Gertrud wächst jetzt zu Thränen und sie hebt ihre Augen gen Himmel. Lienhard sieht es, Thränen steigen auch ihm in die Augen und gleiche Wehmuth in das Antlitz, wie seiner Geliebten. Auch er hebt seine Augen gen Himmel und beide hefteten eine Weile ihr Antlitz auf denselben. Sie sahen mit wonnevollen Thränen den hellleuchtenden Mond an, und noch wonnevollere, innere Zufriedenheit versicherte sie, daß Gott im Himmel die reinen und unschuldigen Gefühle ihrer Herzen gern sehe.

Nach dieser kleinen Verweilung gingen sie in ihre Hütte. Alsobald suchte Gertrud Schuhe und Strümpfe für den Rudi, und Lienhard brachte sie ihm noch am gleichen Abend. Da er wieder zurück war, beteten sie noch ein Vorbereitungsgebet zum heiligen Nachtmahl und entschliefen in gottseligen Gedanken. Am Morgen standen sie früh auf und freuten sich des Herrn, lasen die Leidensgeschichte des Heilands und die Einsetzung des heiligen Abendmahls, und lobten Gott in der frühen Stunde vor dem Aufgange der Sonne am heiligen Tage. Dann weckten sie ihre Kinder, warteten noch ihr Morgengebet ab und gingen zur Kirche. —

Eine Viertelstunde vor dem Zusammenläuten stand auch der Vogt auf. Er konnte den Schlüssel zum Kleiderkasten nicht finden, fluchte Entsetzen und Gräuel, stieß den Kasten auf mit dem Schuh, kleidete sich an, ging zur Kirche, setzte sich in den ersten Stuhl des Chors, nahm den Hut vor den Mund, blickte mit den Augen in alle Ecken der Kirche und betete zugleich unter dem Hute. Bald darauf kam auch der Pfarrer. Da sang die Gemeinde zwei Stücke von dem Passionslied: „O Mensch, bewein' dein Sünde groß", und wie es weiter lautet. Dann trat der Pfarrer auf die Kanzel und predigte und lehrte an diesem Tage unter andern seine Gemeinde also:

39. Kapitel.

Eine Predigt.

Meine Kinder!

Wer den Herrn fürchtet und fromm und aufrichtig vor seinen Augen wandelt, der wandelt im Lichte; aber wer des Herrn, seines Gottes, in seinem Thun vergißt, der wandelt in der Finsterniß! Selig aber ist der Mensch, dessen Vater Gott ist; selig ist der Mensch, der sich vor dem Bösen fürchtet und das Arge hasset; denn es geht denen nicht wohl, die Böses thun, und der Arge verstrickt sich in seiner Arglist. Es geht denen nicht wohl, die ihren Nächsten drücken und drängen. Nein, es geht dem Menschen nicht wohl, über den der Arme zu Gott schreit. Wehe dem Elenden, der im Winter den Armen speiset und in der Erndte das Doppelte von ihm wieder abnimmt! Wehe ihm, wenn den Kindern des Armen um seiner Hartherzigkeit willen Brot mangelt! Wehe dem Gottlosen, der den Armen Geld leiht, daß sie seine Knechte werden, ihm zu Gebote stehen, ohne Lohn arbeiten und doch zinsen müssen; wehe ihm, wenn sie vor Gericht und Recht für ihn aussagen, falsches Zeugniß geben und Meineide schwören, daß er Recht hat! Wehe ihm, wenn er Bösewichter in

seinem Haus versammelt und mit ihnen dem Gerechten auflauert, ihn zu verführen, daß er auch werde wie sie, und daß er seines Gottes und seines Weibes und seiner Kinder vergesse und verschwende bei ihnen den Lohn seiner Arbeit, auf den die Mutter sammt den Kindern hofft! Und wehe auch dem Elenden, der sich also von den Gottlosen verführen läßt und verschwendet das Geld, das in seiner Haushaltung nöthig ist! Wehe ihm, wenn sein Weib über ihn zu Gott seufzt; wehe ihm, wenn der Säugling um seines Saufens willen serbet! Wehe denen, die mit Lügen umgehen und das Krumme gerad und das Gerade krumm machen; denn sie werden zu Schanden werden. Wehe euch, wenn ihr der Wittwe Acker und des Waisen Haus zu wohlfeil gekauft habt! wehe euch! denn der Wittwe und des Waisen Vater ist euer Herr, und die Armen, die Wittwen und Waisen sind ihm lieb, und ihr seid ihm ein Gräuel und ein Abscheu, darum, daß ihr böse seid und hart mit den Armen. Wehe euch, die ihr euer Haus voll habet von dem, was nicht euer ist! Ob ihr gleich jauchzet beim Saufen des Weins, der in den Reben des Armen gewachsen ist; ob ihr gleich lachet, wenn elende, hungernde Menschen ihr Korn mit Seufzen in eure Säcke ausschütten; ob ihr gleich spöttelt und scherzt, wenn euer Unterdrückter sich vor euch wie ein Wurm windet und den zehnten Theil eures Raubes von euch wieder um Gottes willen auf Borg bittet; — ob ihr euch gleich gegen alles das verhärtet; so ist euch doch keine Stunde wohl in eurem Herzen. Nein, es ist dem Menschen nicht wohl auf Gottes Erdboden, der den Armen aussaugt. Möge er sein, wer er will; möge er über alle Gefahr, über alle Verantwortung und über alle Strafe auf der Erde hinaus sein; möge er selbst Richter im Lande sein, und Elende, die besser sind als er, mit seiner Hand gefangen nehmen und mit seinem Munde anklagen; möge er sogar sitzen und richten selber über sie auf Leben und Tod und sprechen das Urtheil auf Schwert und Rad; — er ist schlimmer als sie. Er irrt auf Gottes Erdboden umher, belastet mit dem Fluche, der seinem Herzen keine Ruhe läßt. Er irrt umher und will und sucht immer die Schrecken seines Inwendigen vor sich selber

zu verbergen. Mit Saufen und Praſſen, mit Muthwillen und Bosheit, mit Hader und Streit, mit Lug und Betrug, mit Schmähen und Schimpfen verſucht er die Zeit, die ihm zur Laſt iſt, zu vergeuden. Aber er wird die Stimme ſeines Gewiſſens nicht immer erſticken, er wird dem Schrecken des Herrn nicht immer entgehen können; und ihr werdet ihn einſt zittern ſehen und zagen wie einen Gefangenen, dem der Tod droht. Aber ſelig iſt der Menſch, der keinen Theil hat an ſeinem Thun! ſelig iſt der Menſch, der nicht Schuld iſt an der Armuth eines ſeiner Nebenmenſchen! ſelig iſt der Menſch, der von keinem Armen Gaben oder Gewinn in ſeiner Hand hat! Selig ſeid ihr, wenn euer Mund rein iſt von harten Worten und euer Auge von harten Blicken! ſelig ſeid ihr, wenn der Arme euch ſegnet und wenn Wittwen und Waiſen Thränen des Dankes über euch zu Gott weinen! Selig iſt der Menſch, der in der Liebe wandelt vor dem Herrn, ſeinem Gott, und vor allem ſeinem Volk! Selig ſeid ihr, ihr Frommen! kommt und freuet euch beim Mahl des Herrn der Liebe. Der Herr, euer Gott, iſt euer Vater. Die Pfänder der Liebe aus ſeiner Hand werden euch erquicken und das Heil eures Herzens wird wachſen, wie eure Liebe gegen Gott, euren Vater und gegen die Menſchen, eure Brüder, wachſen und ſtark werden wird. Aber ihr, die ihr ohne Liebe wandelt und in euerm Thun nicht achtet, daß Gott euer Vater iſt, daß eure Nebenmenſchen Kinder eures Gottes ſind und daß der Arme euer Bruder iſt, ihr Gottloſen, was thut ihr hier? Ihr, die ihr morgen wieder wie geſtern den Armen drücken und drängen werdet, was thut ihr hier? Wollt ihr das Brot des Herrn eſſen und ſeinen Kelch trinken und ſagen, daß ihr ein Leib und ein Herz, ein Geiſt und eine Seele mit euern Brüdern ſeid? Verlaſſet doch dieſe Vorhöfe und meidet das Mahl der Liebe. — Aber warum rede ich mit euch? Ich verſchwende umſonſt meine Worte. —

Und an einer andern Stelle ſprach der Pfarrer:

Gehet hin, ihr Lieben in euren Wald, an den Ort, wo die hohen, alten Eichen ſtanden, und ſehet, wie die kleinen Bäume, die unter ihrem Schatten ſerbten, jetzt zu-

genommen haben, wie sie grünen und blühen. Die Sonne scheint jetzt wieder auf die jungen Bäume und der Thau des Himmels fällt auf sie in seiner Pracht, und die großen, weiten Wurzeln der Eiche, die alle Nahrung aus der Erde sogen, faulen jetzt und geben den jungen Bäumen Nahrung, die im Schatten der Eiche ferbten. Darum hoffet auf den Herrn; denn seine Hülfe mangelt denen nie, die auf ihn hoffen! Der Tag des Herrn wird über den Gottlosen kommen und an demselben Tage wird er, wenn er den Unterdrückten und Elenden ansehen wird, heulen und sprechen: Wäre ich wie dieser einer! Darum trauet auf den Herrn, ihr Betrübten und Unterdrückten, und freuet euch, daß ihr den Herrn erkennt, der das Mahl der Liebe eingesetzt hat; denn durch die Liebe traget ihr der Erde Leiden, und unter euren Lasten wachsen eure Kräfte und euer Segen. Und noch einmal sage ich euch: Freuet euch, daß ihr den Herrn erkennt, und betet für alle die, so ihn nicht erkennen, daß sie zur Erkenntniß der Wahrheit und zu eurer Freude gelangen!

Meine Kinder, kommet nun zum heiligen Mahl eures Herrn! Amen.

Nachdem der Pfarrer dieses und anderes gesagt und fast eine Stunde seine Gemeinde christlich gelehrt hatte, betete er mit ihnen, und die ganze Gemeinde nahm das Nachtmahl des Herrn. Der Vogt Hummel aber diente zu (half austheilen) beim Nachtmahl des Herrn; und nachdem alles Volk dem Herrn gedankt hatte, sangen sie wieder ein Lied, der Pfarrer segnete die Gemeinde, und ein Jeder ging in seine Hütte.

40. Kapitel.

Ein Beweis, daß die Predigt gut war; item, vom Wissen und Irrthum, und von dem, was es heißt, den Armen drücken.

Der Vogt Hummel aber ergrimmte über die Rede des Pfarrers, die er über den Gottlosen gehalten hatte, in

seinem Herzen, — und am Tage des Herrn, den die ganze Gemeinde in stiller Feier heiligte, tobte und wüthete er, schimpfte und redete er gräuliche Dinge über den Pfarrer. Sobald er vom Tische des Herrn heim ging, sandte er sogleich zu den gottlosen Gesellen seines Lebens, daß sie geschwind zu ihm kämen. Diese waren bald da und führten mit dem Vogt lasterhafte, leichtfertige Reden über den Pfarrer und über seine christliche Predigt.

Der Vogt fing zuerst an. Ich kann das verdammte Schimpfen und Sticheln nicht leiden, sagte er.

Es ist auch nicht recht, es ist Sünde; besonders an einem heiligen Tage ist es Sünde, daß er es thut, sagte Aebi.

Und der Vogt: Er weiß es, der Bösewicht, daß ich es nicht leiden kann; aber desto mehr thut er's. Es muß ihm ein rechtes Wohlleben sein, wenn er die Leute mit seinem Predigen und mit seinem Verdrehen alles dessen, was er nicht versteht, und was ihn nichts angeht, recht in Zorn und Wuth bringen kann.

Aebi. Einmal der liebe Heiland und die Evangelisten und die Apostel im neuen Testament haben Niemand geschimpft.

Christen. Das mußt du nicht sagen; sie haben auch geschimpft und noch mehr als der Pfarrer.

Aebi. Das ist nicht wahr, Christen.

Christen. Du bist ein Narr, Aebi! „Ihr blinden Führer, ihr Schlangen, ihr Otterngezücht", und so Tausenderlei. Du verstehst die Bibel schön, Aebi!

Bauern. Ja, Aebi, es ist wahr, sie haben auch geschimpft.

Christen. Ja; aber Rechtshändel, die sie nicht verständen, und Rechnungssachen, die vor der Obrigkeit ausgemacht und in der Ordnung sind, ahndeten sie doch nicht; und zudem, es waren andre Leute, die das wohl durften.

Bauern. Es versteht sich, es waren andre Leute.

Christen. Ja, es mußten wohl andre Leute sein; denn sonst hätten sie es nicht dürfen. Denket, wie sie es einst einem Annas, ja Annas hieß er, und hintennach auch

seiner Frau machten. Nur daß sie eine Lüge sagten, sind sie zu Boden gefallen und waren todt.*)

Bauern. Ist das auch wahr, um einer Lüge willen?

Christen. Ja, so wahr ich lebe und da vor euch stehe.

Aebi. Es ist doch schön, wenn man die Bibel versteht.

Christen. Ich danke es meinem Vater unter dem Boden. Er war zwar leider, Gott erbarm! eben nichts Sonderbares. Er hat uns unser ganzes Muttergut durchgebracht bis auf den letzten Heller, und das könnte ich noch wohl verschmerzen, hätte er sich nur nicht mit dem gehängten Uli so eingelassen; so etwas trägt man Kind und Kindeskindern nach. Aber lesen konnte er in der Bibel, wie ein Pfarrer, und das mußten wir auch können, er ließ es keinem nach.

Aebi. Es hat mich tausendmal gewundert, wie er auch so ein Schlimmling hat sein können, da er doch so viel wußte.

Bauern. Ja, es ist freilich wunderlich.

Jost (ein Fremder, der eben im Wirthshaus ist). Ich muß nur lachen, Nachbarn, daß ihr euch hierüber verwundert. Wenn vieles Wissen die Leute brav machen würde, so wären ja eure Anwälde und Tröler, eure Vögte und Richter, mit Respekt zu melden, immer die Bravsten.

Bauern. Ja, es ist so, Nachbar, es ist so!

Jost. Glaubt es nur, Nachbarn, es ist zwischen Wissen und Thun ein himmelweiter Unterschied. Wer aus dem Wissen allein sein Handwerk macht, der hat wahrlich sehr Acht zu geben, daß er das Thun nicht verlerne.

Bauern. Ja, Nachbar! es ist so; was einer nicht treibt, das verlernt er.

Jost. Natürlich, und wenn einer den Müßiggang treibt, so wird er nichts nütze; und so geht es denen, die sich aus Müßiggang und langer Weile aufs Schwatzen legen. Gebt nur Acht, die meisten dieser Bursche, die immer bald Kalender und bald Bibelhistorien, bald die alten und bald die neuen Mandate in der Hand oder im Mund haben, sind Tagdiebe. Wenn man mit ihnen

*) Apostelgesch. 5.

etwas über Hausordnung, Kinderzucht, Gewinn und Gewerb reden will, wenn sie Rath geben sollen, wie dieses oder jenes, das jetzt nothwendig ist, anzugreifen wäre; so stehn sie da wie Tröpfe und wissen nichts und können nichts. Nur da, wo man müßig ist, in Wirthshäusern, auf Tanzplätzen, bei dem Sonn- und Feiertagsgeschwätz, da wollen sie sich dann zeigen; sie bringen aber Quacksalbereien, Dummheiten und Geschichten an, an denen hinten und vorn nichts wahr ist; und doch ist es weit und breit eingerissen, daß ganze Stuben voll braver Bauern bei Stunden so einem Großmaul, das ihnen eine Lüge nach der andern aufbindet, zuhören können.

Aebi. Es ist bei meiner Seele so, wie der Nachbar da sagt, und deinen Vater, Christen, hat er durch und durch abgemalt; vollkommen so hatten wir's mit ihm. Dumm war er in Allem, was Holz und Feld, Vieh und Futter, Dreschen und Pflügen und dergleichen antraf, wie ein Ochs, und zu allem, was er angreifen sollte, träg wie ein Hammel; aber im Wirthshaus und bei den Kirchständen*), bei Lichtstubeten**) und auf den Gemeindplätzen redete er wie ein Weiser aus Morgenland, bald vom Doctor Faust, bald vom Herrn Christus, bald von der Hexe von Endor oder der von Hirzau, und bald von den Stiergefechten in Mastricht und den Pferderennen in London. So toll und dumm er Alles machte und so handgreiflich er Lügen aufband, so hörte man ihm dennoch immer gern zu, bis er fast gehenkt wurde, da hat endlich sein Credit mit dem Erzählen abgenommen.

Jost. Das ist ziemlich spät.

Aebi. Ja wir waren lange Narren und zahlten ihm manchen guten Krug Wein für lautre Lügen.

Jost. Ich denke, es wäre ihm besser gewesen, ihr hättet ihm keinen bezahlt.

Aebi. Bei Gott! ich glaube selbst, wenn wir ihm

*) Die Plätze, wo die Bauern, Mann und Weib, jung und alt, am Sonntag zwischen den Predigten und am Abend leider Gott erbarm! lange Zeit zusammen stehn und schwatzen.

**) Nächtliche Zusammenkünfte der Knaben bei den Mädchen.

keinen bezahlt hätten, so wäre er nicht unter den Galgen gekommen, er hätte alsdann arbeiten müssen.

Jost. So ist ihm aber eure Gutherzigkeit übel bekommen.

Bauern. Ja wohl, in Gottes Namen.

Jost. Es ist ein verflucht verführerisches Ding um das müßiggängerische Histörlein-Aufsuchen und Histörlein-Erzählen, und gar heillos, die Bibel in diesen Narrenzeitvertreib hineinzuziehen.

Leupi. Mein Vater hat mich einst tüchtig geprügelt, da ich so über einem Histörlein, ich glaube, es war auch aus der Bibel, vergessen hatte, das Vieh ab der Weide zu holen.

Jost. Er hatte auch Recht. Thun, was in der Bibel steht, ist unser einem seine Sache und davon erzählen, des Pfarrers. Die Bibel ist ein Mandat, ein Befehl, und was würde der Commandant zu dir sagen, wenn er einen Befehl ins Dorf schickte, man sollte Fuhren in die Festung thun, und du dann, anstatt in den Wald zu fahren und zu laden, dich ins Wirthshaus setztest, den Befehl zur Hand nähmest, ihn abläsest und den Nachbarn bei deinem Glas Wein bis auf den Abend erklärtest, was er ausweise und wolle?

Aebi. Ha, was würde er mir sagen? Alle Schand und Spott würde er mir sagen und mich ins Loch werfen lassen, daß ich ihn für einen Narren gehalten habe.

Jost. Und just das sind die Leute auch werth, die aus lauter Müßiggang und damit sie im Wirthshaus Histörlein erzählen können, in der Bibel lesen.

Christen. Ja, aber man muß doch darin lesen, damit man den rechten Weg nicht verfehle.

Jost. Das versteht sich; aber die, so bei allen Stauden still stehn und vor allen Brunnen und Marksteinen und Kreuzen, die sie auf dem Weg antreffen, Geschwätz treiben, sind nicht die, welche auf dem Wege fortwandeln wollen*).

*) Man verwundert sich wahrscheinlich über die Ernsthaftigkeit des Gesprächs, an welchem ausgezeichnete Lumpen und Säufer Theil

Aebi. Aber wie ist denn das, Nachbar? Man sagt sonst, man trage an nichts zu schwer, das man wisse; aber es dünkt mich, man könne am Vielwissen auch zu schwer tragen.

Jost. Ja freilich, Nachbar! Man trägt an Allem zu schwer, was einen an etwas Besserm und Nothwendigerm versäumt. Man muß Alles nur wissen, um des Thuns willen, und wenn man sich darauf legt, um des Schwatzens willen viel wissen zu wollen, so wird man gewiß nichts nütze. Es ist mit dem Wissen und Thun wie mit einem Handwerk. Ein Schuhmacher z. B. muß arbeiten, das ist seine Hauptsache; er muß aber auch das Leder kennen und seinen Einkauf verstehn; das ist das Mittel, durch welches er in seinem Handwerk wohl fährt, und so ist's in Allem. Ausüben und Thun ist für alle Menschen immer die Hauptsache; Wissen und Verstehen ist das Mittel, durch welches sie in ihrer Hauptsache wohl fahren. Aber darum muß sich auch alles Wissen des Menschen nach dem richten, was er auszuüben und zu thun hat, oder was für ihn die Hauptsache ist.

Während des ganzen Gesprächs stand der Vogt am Ofen, staunte, wärmte sich, hörte kaum, was sie sagten, und sprach nur wenig und ganz verwirrt in das, was sie redeten. Er vergaß sogar den Wein bei seinem Staunen, darum währte auch das Gespräch mit dem Aebi und dem Fremden so lange. Vielleicht aber hat er seinen Kram nicht gern ausgeleert, bis der Fremde ausgetrunken hatte und fort war; denn er fing endlich auf einmal an und sagte ihn, als ob er denselben bei seinem langen Staunen auswendig gelernt hätte, herunter:

---

nehmen; aber es giebt Gesichtspunkte von Sachen, welche diese Leute interessiren wie unser einen, und Augenblicke, wo sie sehr ernsthaft und nach ihrer Art sehr naiv und richtig von allen Dingen reden und urtheilen, und man ist sehr irrig, wenn man den liederlichen Bauer und Säufer sich immer als einen Trunkenbold ohne Verstand und ohne Theilnahme an ernsten Sachen vorstellt. Er ist nur alsdann so beschaffen, wenn er wirklich zu viel getrunken hat, und das war jetzt noch nicht der Fall.

„Der Pfarrer, hob er an, kommt immer mit dem, daß man die Armen drücke. Wenn das, was er die Armen drücken heißt, Niemand thäte, so wären, mich soll der Teufel holen! wenn es nicht so ist, gar keine Armen in der Welt; aber wo ich mich umsehe, vom Fürsten an bis zum Nachtwächter, von der ersten Landeskammer bis zur letzten Dorfgemeinde, sucht Alles seinen Vortheil und drückt Jedes gegen das, was ihm im Wege steht. Der alte Pfarrer hat selbst Wein ausgeschenkt, wie ich, und Heu und Korn und Hafer so wohlfeil an die Zahlung genommen, als ich's immer bekomme. Es drückt in der Welt Alles den Niedern, ich muß mich auch drücken lassen. Wer Etwas hat oder zu Etwas kommen will, der muß drücken, oder er muß das Seine wegschenken und betteln. Wenn der Pfarrer die Armen kennte, wie ich, er würde nicht so viel Kummer für sie haben; aber es ist ihm nicht um die Armen. Er will nur schimpfen und die Leute hinter einander richten und irre machen. Ja, die Armen sind Bursche! Wenn ich zehn Schelmen nöthig habe, so finde ich elf unter den Armen*). Ich wollte wohl gern, man brächte mir mein Einkommen auch alle Frohnfasten richtig ins Haus, ich würde zuletzt wohl auch lernen, es fromm und andächtig abnehmen; aber in meinem Gewerb, auf einem Wirthshaus und auf Bauernhöfen, wo Alles auf den Heller ausgespitzt sein muß und wo man einen auch in allen Ecken rupft, da hat's eine andre Bewandtniß. Ich wette, wer da gegen Taglöhner und Arme nachsichtig und weichmüthig handeln wollte, der würde um Hab und Gut kommen; denn das sind allenthalben Schelmen."

So redete der Vogt und verdrehte sich selber in seinem Herzen die Stimme seines Gewissens, die ihn unruhig machte und ihm laut sagte, daß der Pfarrer Recht habe und daß er der Mann sei, der allen Armen im Dorf den Schweiß und das Blut unter den Nägeln hervordrücke. Aber wie er auch mit sich selber künstelte, so war ihm doch nicht wohl. Angst und Sorgen quälten ihn sichtbar. Er

*) Der Erzschelm vergißt, daß die reichen Schelme für sich selbst schaffen und sich darum nicht brauchen lassen.

ging in seiner Unruhe beklemmt die Stube hinauf und hinunter. Alsdann sagte er wieder:

„Ich bin so erbittert über des Pfarrers Predigt, daß ich nicht weiß, was ich thue, und es ist mir sonst nicht wohl. Ist's auch so kalt, Nachbarn? Es friert mich immer, seitdem ich daheim bin."

Nein, sagten die Nachbarn, es ist nicht kalt; aber man sah dir's in der Kirche schon an, daß dir nicht wohl ist, du sahst todtblaß aus.

Vogt. Sah man mir's an? Ja es war mir schon da wunderlich; ich kriege das Fieber, es ist mir so blöde, ich muß saufen, wir wollen in die hintere Stube gehn während der Predigt.

41. Kapitel.

Der Ehegaumer zeigt dem Pfarrer Unfug an.

Aber der Ehegaumer*), der an des Vogts Gasse wohnte, und den Aebi, den Christen und die andern Lumpen zwischen der Predigt ins Wirthshaus gehen sah, ärgerte sich in seinem Herzen und gedachte in dieser Stunde an seinen Eid, den er geschworen hatte, Acht zu geben auf allen Unfug und auf alles gottlose Wesen und solches dem Pfarrer anzuzeigen. Und der Ehegaumer bestellte einen ehrbaren Mann, daß er Acht geben sollte auf diese Burschen, ob sie vor der Predigt wieder aus dem Wirthshause heim gingen oder nicht, und da es bald zusammen läuten wollte und noch Niemand wieder heraus kam, ging er zum Pfarrer und sagte ihm, was er gesehen und wie er den Samuel Treu bestellt habe, Acht zu geben. Der Pfarrer aber erschrak über diesen Bericht, seufzte still bei sich selber und redete nicht viel. Da dachte der Ehegau-

*) Ehegaumer (Verwahrer der ehelichen Treue) sind in der Schweiz Kirchenälteste, die nebst den Pfarrern auf die Handhabung von Religion, Sitte und Ordnung zu wachen haben.

mer, der Herr Pfarrer studire noch an seiner Predigt und redete auch minder, als er sonst gewohnt war.

Endlich als der Pfarrer eben in die Kirche gehn wollte, kam der Samuel, und der Ehegaumer sagte zu ihm: Du kannst jetzt dem Wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer Alles selber erzählen.

Da sagte der Samuel: Gott grüß' Euch, Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer!

Der Pfarrer dankte ihm und sagte: Sind denn die Leute noch nicht wieder heim?

Samuel. Nein, Herr Pfarrer. Ich ging von dem Augenblick an, da mich der Ehegaumer bestellte, immer um das Wirthshaus herum, und es ist kein Mensch außer der Vögtin, die in der Kirche ist, zum Hause heraus gegangen.

Pfarrer. Sie sind also noch Alle ganz gewiß im Wirthshause?

Samuel. Ja, Herr Pfarrer, ganz gewiß.

Ehegaumer. Da sehet Ihr jetzt, Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, daß ich mich nicht geirrt habe und daß ich es habe anzeigen müssen.

Pfarrer. Es ist ein Unglück, daß an einem heiligen Tage solche Sachen einem Zeit und Ruhe rauben müssen.

Ehegaumer. Was wir thaten, Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, war unsre theure Pflicht.

Pfarrer. Ich weiß es und ich danke Euch für eure Sorgfalt; aber Nachbarn! vergesset doch ob einer kleinen, leichten Pflicht die schwerere und größere nicht: Acht auf uns selber zu haben, und über unsre eigne Herzen zu wachen, ist immer die erste und wichtigste Pflicht des Menschen. Darum ist es allemal ein Unglück, wenn solche böse Sachen einem Menschen Zerstreuungen veranlassen.

Nach einer Weile sagte er dann wieder: Nein, es ist doch nicht länger auszustehen, dieses gränzenlose Unwesen, und mit aller Nachsicht wird es immer nur ärger.

Darauf ging er mit diesen Männern zur Kirche.

---

42. Kapitel.

Zugabe zur Morgenpredigt.

Es folgten ihm aber in der Leidensgeschichte die Worte: Und da Judas den Bissen genommen hatte, fuhr der Satan in sein Herz u. s. w. Und er redete mit seiner Gemeinde über die ganze Geschichte des Verräthers. Und er kam in einen großen Eifer, also daß er mit den Händen stark auf die Kanzel schlug, welches er sonst bei Jahren nicht gethan hatte. Und er sagte, daß alle die, so vom Nachtmahle des Herrn zum Spiel und Saufen weglaufen, nicht um ein Haar besser seien als Judas, und daß ihr Ende sein werde, wie das Ende des Verräthers.

Die Leute in der Kirche fingen an zu staunen und nachzusinnen, was doch der große Eifer des Pfarrers bedeute. Da und dort stieß man die Köpfe zusammen und murmelte umher, der Vogt habe sein Haus voll von seinen Lumpen, und bald warf Alles links und rechts die Augen auf seinen leeren Kirchstuhl und auf die Vögtin. Diese merkte es, zitterte, schlug die Augen nieder, durfte keinen Menschen mehr ansehn und lief im Anfang des Singens zur Kirche hinaus. Da sie aber das that, war das Gerede erst noch größer, daß man auch mit den Fingern auf sie zeigte; und es standen in den hintersten Weiberstühlen einige sogar auf die Bänke, sie zu sehen, und der Gesang selbst mißtönte ob dem Gemurmel.

43. Kapitel.

Die Bauern im Wirthshause werden beunruhigt.

Sie aber lief so schnell sie vermochte heim, und als sie in die Stube kam, warf sie das Kirchenbuch im Zorn mitten unter die Flaschen und Gläser, und fing an, überlaut zu heulen.

Der Vogt und die Nachbarn fragten: Was ist das?

Vögtin. Ihr solltet es wohl wissen, es ist nicht recht, daß ihr an einem heiligen Tage hier saufet.

Vogt. Ist es nur das, so ist es wenig.

Bauern. Und das erste Mal, daß du darüber heulst.

Vogt. Ich glaubte aufs wenigste, du habest den Geldsäckel verloren.

Vögtin. Treib jetzt noch den Narren! Wenn du in der Kirche gewesen wärst, du würdest nicht narren.

Vogt. Was ist es denn? Heule doch nicht so und rede! Was ist es denn?

Vögtin. Der Pfarrer muß vernommen haben, daß deine Herren da saufen während der Predigt.

Vogt. Das wäre verflucht!

Vögtin. Er weiß es gewiß.

Vogt. Welcher Satan kann es ihm jetzt schon gesagt haben?

Vögtin. Welcher Satan? du Narr. Sie kommen ja mit ihren Tabakspfeifen über die Straße und nicht zum Kamin hinab ins Haus, und dann noch ordentlich neben des Ehegaumers Haus vorbei. Jetzt hat der Pfarrer gethan, daß es nicht auszusprechen ist, und alle Leute haben mit den Fingern auf mich gezeigt.

Vogt. Das ist abermal ein verdammtes Stück, das mir so ein Satan angerichtet hat!

Vögtin. Warum mußtet ihr eben heut kommen, ihr Saufhunde? Ihr wußtet wohl, daß es nicht recht ist.

Bauern. Wir sind nicht schuld, er hat uns einen Boten geschickt.

Vögtin. Ist das wahr?

Bauern. Ja, ja.

Vogt. Es war mir so wunderlich, als es mir sein konnte, und unausstehlich, allein zu sein.

Vögtin. Das ist gleich viel. Aber Nachbarn! geht doch so schnell ihr könnt durch die hintere Thür heim und machet, daß das Volk, wenn es aus der Kirche kommt, einen Jeden vor seinem Hause antreffe; so könnt ihr die

Sache noch bemänteln. Man hat noch nicht vollends ausgesungen; aber geht, es ist doch Zeit.

Vogt. Ja, gehet, gehet, das ist ein Abigailsrath*).

Die Bauern gingen. Da erzählte die Frau ihm erst recht, daß der Pfarrer vom Judas gepredigt habe, wie der Teufel ihm in sein Herz gefahren sei, wie er sich erhängt habe und wie die, so vom Nachtmahl weggehn, zu saufen und zu spielen, ein gleiches Ende nehmen werden. Er war so eifrig, sagte die Frau, daß er mit den Fäusten aufs Kanzelbrett schlug und mir ist schier geschwunden und ohnmächtig geworden. Der Vogt aber erschrak über das, so die Frau erzählte, so sehr, daß er war wie ein Stummer und kein Wort antwortete; aber schwere, tiefe Seufzer tönten jetzt aus dem stolzen Munde, den man Jahre lang nie so seufzen gehört hatte. Seine Frau fragte ihn oft und viel, warum er so seufze; aber er antwortete ihr kein Wort. Mehr als einmal sagte er bang zu sich selber: Wohin kommt es noch weiter? — Wohin kommt es noch mit mir? — So ging er jetzt lange seufzend in der Stube hin und her. Endlich sagte er zur Frau: Bringe mir ein Jastpulver**) vom Scheerer! mein Geblüt wallt in mir und macht mich unruhig. Ich will morgen zur Ader lassen, wenn es auf das Pulver nicht besser wird. Die Frau brachte ihm das Pulver. Er nahm es und eine Weile darauf ward ihm wirklich leichter.

44. Kapitel.

Geschichte eines Menschenherzens während des Nachtmahls.

Da erzählte er der Frau, wie er heute mit gutem, versöhntem Herzen zur Kirche gegangen sei, wie er auch

*) 1 Samuelis 25.

**) Ein Pulver gegen die Hitze, gegen das Fieber.

in seinem Stuhle Gott um Verzeihung seiner Sünden gebeten habe, aber da über die Predigt des Pfarrers toll geworden sei, und seither keinen guten Gedanken mehr habe hegen können; auch wie ihm erschreckliche und gräuliche Dinge während des Nachtmahls zu Sinn gekommen seien. Ich konnte, so sagte er zur Frau, ich konnte während des Nachtmahls nicht beten und nicht seufzen. Mein Herz war mir wie ein Stein, und da mir der Pfarrer das Brot gab, so sah er mich an, daß es nicht auszusprechen war. Nein, ich kann es nicht aussprechen, aber auch nicht vergessen, wie er mich ansah. Wenn ein Richter einen armen Sünder dem Rad und dem Scheiterhaufen übergiebt und eben über ihn den Stab bricht — er kann ihn nicht so ansehen. Vergessen kann ich's nicht, wie er mich ansah. Ein kalter Schweiß floß über meine Stirn und meine Hand zitterte, da ich von ihm das Brot nahm, und da ich es gegessen hatte, übernahm mich ein wüthender, schrecklicher Zorn über den Pfarrer, daß ich mit meinen Zähnen knirschte und ihn nicht mehr ansehn durfte. Frau, ein Abscheulicheres stieg mir dann nach dem andern ins Herz. Ich erschrak über diese Gedanken, wie ich bei großen Wetterstrahlen erschrecke; aber ich konnte ihrer nicht los werden. Ich zitterte vor dem Taufstein*), daß ich den Kelch vor Schauer und Entsetzen fast nicht halten konnte. Da kam Joseph in zerrissenen Stiefeln und schlug seine Schelmenaugen vor mir zu Boden — und meine drei Thaler — wie es mir durch Leib und Seele schauderte, der Gedanke an meine drei Thaler! Dann kam Gertrud, hob ihre Augen gen Himmel und dann auf den Kelch, als ob sie mich nicht sähe, als ob ich nicht da wäre. Sie haßt und verflucht mich und richtet mich zu Grunde; und sie konnte thun, als ob sie mich nicht sähe, als ob ich nicht da wäre. Dann kam der Maurer, sah mich so wehmüthig an, als ob er aus tiefem Herzensgrunde zu mir sagen wollte: Verzeihe mir Vogt! — er, der mich, wenn er

*) In Bonnal gehn die Communikanten zum Taufstein und empfangen da vom Pfarrer das Brot und von den Dorfvorgesetzten den Kelch.

könnte, an den Galgen bringen würde. Dann kam auch Schabenmichel, blaß und erschrocken, wie ich, und zitternd wie ich. Denke, Frau, wie mir bei dem Allem zu Muthe war. Ich fürchtete immer, auch Hans Wüst komme noch; dann hätte ich es nicht ausgehalten, der Kelch wäre mir aus der Hand gefallen; ich selbst, ich würde gewiß zu Boden gesunken sein. Ich konnte mich fast nicht mehr auf den Füßen halten, und als ich in den Stuhl zurück kam, überfiel mich ein Zittern in meinen Gliedern, daß ich beim Singen das Buch nicht in den Händen halten konnte. Und bei Allem kam mir immer in den Sinn: Arner, Arner ist an allem diesem Schuld, und Zorn und Wuth und Rache tobten in meinem Herzen während der Stunde meines Dienstes. Woran ich in meinem Leben nie dachte, das kam mir während des Nachtmahls in den Sinn. Ich darf es fast nicht sagen; es schaudert mir, es nur zu denken. Es kam mir in den Sinn, ich wolle ihm den großen Markstein auf dem Berg über den Felsen hinunter stürzen; es weiß den Markstein Niemand als ich.

45. Kapitel.

Die Frau sagt ihrem Manne große Wahrheiten, aber viele Jahre zu spät.

Die Vögtin erschrak über diese Reden ihres Mannes heftig; sie wußte aber nicht, was sie sagen wollte, und schwieg, so lange er redete, ganz still. Jetzt schwiegen Beide eine Weile; endlich aber fing die Vögtin wieder an und sagte zu ihm: Es ist mir angst und bang wegen Allem, was du gesagt hast. Du mußt diesen Gesellen entsagen, das Ding geht nicht gut, und wir werden älter.

Vogt. Du hast durchaus Recht; aber es ist gar nicht leicht.

Vögtin. Es mag schwer sein oder nicht, es muß sein, sie müssen dir vom Hals.

Vogt. Du weißt wohl, wie viel mich an sie bindet und was sie wissen.

Vögtin. Du weißt noch viel mehr von ihnen. Sie sind Schelmen und dürfen nichts sagen. Du mußt dich von ihnen losmachen.

Der Vogt seufzt, die Frau aber fährt fort: Sie fressen und saufen immer bei dir und zahlen dich nicht, und wenn du besoffen bist, so lässest du dich noch von ihnen anführen, wie ein Tropf. Denk doch um Gotteswillen nur, wie es gestern mit dem Joseph gegangen ist. Ich habe dir, — ach mein Gott wie gut habe ich es gemeint! — rathen wollen; aber wie bist du mit mir umgegangen? Und ohne das sind auch gestern zwei Thaler aus deinem Camisolsack weiter spaziert und sind nicht einmal aufgeschrieben. Wie lange kann das noch gehn? Wenn du bei deinen schlimmen Händeln nachrechnest, was nebenhin gegangen ist, so hast du bei Allem verloren und doch fährst du noch immer fort mit diesen Leuten, und oft und viel nur um deines gottlosen Hochmuths willen. Bald muß dir so ein Hund reden, was du willst, und bald ein andrer schweigen, wo du willst; dafür fressen und saufen sie dann bei dir, und zum schönen Dank, wenn dich einer kann in eine Grube bringen und verrathen, so thut er's. Ja vor Alters, da dich Alles fürchtete wie ein Schwert, da konntest du die Burschen in Ordnung halten; aber jetzt bist du ihrer nicht mehr Meister, und zähle darauf, du bist ein verlorner Mann in deinen alten Tagen, wenn du dich von ihnen nicht los machst. Es steht so schlüpfrig um uns, als es nur kann. Sobald du weg bist, lachen und narren die Knechte, arbeiten nicht und wollen nur saufen.

So sagte die Frau. Der Vogt aber antwortete auf Alles kein Wort, sondern saß stillschweigend und staunend vor ihr, da sie so redete. Endlich stand er auf und ging in den Garten, aus dem Garten in seine Brunnenmatte, aus dieser in den Pferdestall. Angst und Sorgen trieben ihn so umher; doch blieb er eine Weile im Pferdestall und redete da mit sich selber:

46. Kapitel.

Selbstgespräch eines Mannes, der mit seinem Nachdenken unglücklich weit kommt.

Mehr als Recht hat die Frau; aber was will ich machen? Ich kann nicht helfen. Unmöglich kann ich mir aus Allem, worin ich stecke, heraus helfen. So sagte er, fluchte dann wieder auf Arner, als ob dieser ihm Alles auf den Hals gezogen, und dann auf den Pfarrer, daß er ihn auch noch in der Kirche rasend gemacht habe. Dann kam er wieder auf den Markstein und sprach: Ich versetze ihn nicht, den verwünschten Stein; aber wenn es Jemand thäte, so würde der Junker um den dritten Theil seiner Waldung kommen. Dann wieder: Das ist ganz richtig, der achte und nennte obrigkeitliche Markstein würden ihm das Stück in gerader Linie wegschneiden; aber behüte mich Gott davor, ich versetze keinen Markstein! Dann wieder: Wenn es auch kein rechter Markstein wäre? Er liegt da, wie seit der Sündfluth; er hat keine Nummer und kein Zeichen. — Dann ging er in die Stube, nahm sein Hausbuch, rechnete, schrieb, blätterte, that Papiere von einander, legte sie wieder zusammen, vergaß, was er gelesen, suchte wieder, was er eben geschrieben hatte, legte dann das Buch wieder in den Kasten, ging die Stube auf und ab und dachte und redete immer mit sich selber vom Markstein ohne Schloßzeichen und Nummer. Sonst ist kein einziger Markstein ohne Zeichen. Was mir in den Sinn kommt! Ein alter Arner soll die obrigkeitliche Waldung so hart beschnitten haben. Wenn es auch hier wäre? Bei Gott, es ist hier! Es ist die unnatürlichste Krümmung in die obrigkeitlichen Gränzen hinein; bei zwei Stunden geht sie sonst in geraderer Linie als hier, und der Stein hat kein Zeichen und die Scheidung keinen Graben. Wenn die Waldung der Obrigkeit gehörte, ich thäte dann nicht Unrecht, ich wäre treu am Landesherrn. Aber wenn ich mich irrte? Nein, ich versetze den Stein nicht! Ich müßte

ihn umgraben; in der finstern Nacht müßte ich ihn einen starken Steinwurf weit auf der Ebene fortrücken bis an den Felsen, und er ist schwer. Er läßt sich nicht versenken wie ein Brunnquell. Am Tage würde man jeden Karststreich hören, so nahe ist er an der Landstraße, und zu Nacht . . . . . Ich darf nicht, ich würde vor jedem Geräusch erschrecken. Wenn ein Dachs daher schliche oder ein Reh aufspränge, ich würde ohnmächtig bei der Arbeit hinsinken. Und wer weiß, ob nicht im Ernst ein Gespenst mich über der Arbeit ergreifen könnte? Es ist wahrlich unsicher des Nachts um die Markſteine, und es ist besser, ich lasse es bleiben.

Nach einer Weile sagte er dann wieder: Warum wohl so viel Leute weder Hölle noch Gespenster glauben? Der alte Schreiber glaubte von Allem kein Wort, und der Vikari — es ist bei Gott! nicht möglich, daß er etwas geglaubt hat. Der Schreiber sagte es überlaut und wohl hundertmal zu mir: Wenn ich todt sein werde, da sei es mit mir aus wie mit meinem Hund oder mit meinem Roß. Er glaubte das, fürchtete sich vor nichts und that, was er wollte. Wenn er Recht gehabt hätte? Wenn ich es glauben könnte, wenn ich es hoffen dürfte, wenn ich es in mein Herz hineinbringen könnte, daß es wahr wäre, — bei der ersten Jagd würde ich hinter den Gebüschen Arner auflauern und ihn todtschießen, ich würde dem Pfaffen sein Haus abbrennen. Aber es ist vergebens, ich kann es nicht glauben, ich darf es nicht hoffen. — Es ist nicht wahr! Narren sind es, verirrte Narren, die es glauben, oder sie thun nur dergleichen. O, o, es ist ein Gott, es ist ein Gott! Markstein, Markstein, ich versetze dich nicht!

So redete der Mann und zitterte und konnte dieser Gedanken nicht los werden. Entsetzen durchfuhr sein Innerstes. Er wollte sich selbst entfliehen, ging auf die Straße zum ersten besten Nachbar, sprach mit ihm über Wetter und Wind und von den Schnecken, die im Herbst vor drei Jahren den Roggen verdünnert hatten. Dann kam er nach einer Weile mit einigen Durstigen wieder in sein Wirthshaus, gab ihnen zu trinken, daß sie blieben,

nahm noch ein Jastpulver vom Scheerer und brachte so endlich den Tag des Herrn zu Ende.

47. Kapitel.

Häusliche Sonntagsfreuden.

Und nun verlasse ich dich eine Weile, Haus des Entsetzens. Mein Herz war mir schwer, mein Auge finster, meine Stirn umwölkt, und bang war es mir im Busen über deinen Gräueln. Nun verlasse ich dich eine Weile, Haus des Entsetzens; mein Auge erheitert sich wieder, meine Stirn entwölkt sich und mein Busen athmet wieder unbeklommen und frei; ich nähere mich wieder einer Hütte, in welcher Menschlichkeit wohnt.

Da heut am Morgen Lienhard und seine Frau zur Kirche gegangen waren, saßen ihre Kinder fromm und still in der Wohnstube beisammen, beteten, sangen und wiederholten, was sie in der Woche gelernt hatten; denn sie mußten solches alle Sonntage des Abends der Gertrud wiederholen. Lise, das älteste, mußte allemal während der Kirche das kleine Gritteli versorgen, es aufnehmen, es trocknen, ihm seinen Brei geben; und das ist immer für Lise die größte Sonntagsfreude. Wenn sie das Kleine so aufnimmt und speist, so meint sie dann, sie sei auch schon groß. Wie sie dann die Mutter spielt, ihr nachäfft, das Kleine tausendmal herzt, ihm nickt und lächelt; wie das Kleine ihr wieder entgegen lächelt, seine Hände zerwirft und mit den Füßen zappelt auf ihrem Schooße; wie es seine Lise bald bei der Haube nimmt, bald bei den kleinen Zöpfen, bald bei der Nase; dann wie es über dem bunten Sonntagshalstuch J—ä, J—ä macht, und Niklas und Enne ihm J—ä antworten; wie dann das Kleine Kopf und Augen herumdreht, den Ton sucht, den Niklas erblickt und auch gegen ihn lacht; wie Niklas dann zuspringt und das lachende Schwesterlein herzt: das Alles ist schön! Wie dann Lise den Vorzug will und alles aufbietet, daß

das Liebe gegen sie lache; auch wie sie für dasselbe Sorge trägt und seinem Weinen zuvorkommt; wie sie ihm Freude macht, es bald in die Höhe hebt bis an die Bühne (Decke) bald wieder gleich lustig und sorgfältig hinunter läßt bis an den Boden; wie dann das Gritteli bei diesem Spiele jauchzt, auch wie sie Hände und Kopf dem Kind in den Spiegel hinein drückt, und dann endlich, wie es beim Anblick der Mutter weit hinunter in die Gasse jauchzt; wie es ihr entgegen nickt und lächelt; wie es seine beiden Händchen nach ihr ausstreckt und nach ihr hängend fast überwälzt auf des Schwesterleins Arm: das Alles ist wahrlich schön! Es ist die Morgenfreude der Kinder Lienhards an den Sonntagen und an den heiligen Festen, und diese Freuden frommer Kinder sind wahrhaft schön vor dem Herrn, ihrem Gott. Er sieht mit Wohlgefallen auf die Unschuld der Kinder, wenn sie sich also ihres Lebens freuen, und er segnet sie, daß es ihnen wohl gehe ihr Lebenlang, wenn sie folgen und recht thun.

Gertrud war heut mit ihren Kindern zufrieden; denn sie hatten Alles in der Ordnung gethan, was ihnen befohlen war.

Es ist die größte Freude frommer Kinder auf Erden, wenn Vater und Mutter mit ihnen zufrieden sind.

Die Kinder der Gertrud genossen jetzt diese Freude. Sie drängten sich an den Schooß ihrer Eltern, riefen bald Vater, bald Mutter, suchten ihre Hände, hielten sich an ihren Armen und sprangen an den Armen des Vaters und der Mutter an ihren Hals. Das war dem Lienhard und der Gertrud ein Labsal am Festtage des Herrn. So lange sie Mutter ist, ist es die Sonntagsfreude der Gertrud, die Freude über ihre Kinder und über ihre kindliche Sehnsucht nach Vater und Mutter; darum sind ihre Kinder auch fromm und gut. Lienhard weinte heut, daß er so oft diese Freuden des Lebens sich selber entriß.

Die häuslichen Freuden des Menschen sind die schönsten der Erde, und die Freude der Eltern über ihre Kinder ist die heiligste Freude der Menschheit. Sie macht das Herz der Eltern fromm und gut; sie hebt die Menschheit empor zu ihrem Vater im Himmel. Darum segnet der

Herr die Thränen solcher Freuden und lohnet den Menschen jede Vatertreue, und jede Mutterſorge an ihren Kindern. Aber der Gottloſe, der ſeine Kinder für nichts achtet, dem ſie eine Laſt ſind und eine Bürde, — der Gottloſe, der in der Woche vor ihnen flieht und am Sonntag ſich vor ihnen verbirgt, — der Gottloſe, der Ruhe ſucht vor ihrer Unſchuld und ihrer Freude, und der ſie nicht leiden kann, bis ihre Unſchuld und ihr Frohſinn dahin iſt, bis ſie wie er erzogen ſind: der Gottloſe, der das thut, ſtößt den beſten Segen der Erde mit Füßen von ſich weg. Er wird auch keine Freude erleben an ſeinen Kindern und keine Ruhe finden vor ihnen.

In der Freude ihres Herzens redeten Lienhard und Gertrud mit ihren Kindern am heiligen Feſttage von dem guten Vater im Himmel und den Leiden ihres Erlöſers. Die Kinder hörten ſtill und aufmerkſam zu, und die Mittagsſtunde ging ſchnell und froh vorüber, wie die Stunde eines Hochzeitfeſtes. Da läuteten die Glocken zuſammen und Lienhard und Gertrud gingen nochmals zur Kirche. Der Weg führte ſie wieder bei des Vogts Haus vorbei, und Lienhard ſagte zu Gertrud: Der Vogt ſah dieſen Morgen in der Kirche erſchrecklich aus; in meinem Leben ſah ich ihn nie ſo. Der Schweiß tropfte von ſeiner Stirn, da er zudiente; haſt du es nicht bemerkt, Gertrud? Ich ſah, daß er zitterte, da er mir den Kelch gab.

Gertrud. Ich habe es nicht bemerkt.

Lienhard. Es ging mir ans Herz, wie der Mann ausſah. Hätte ich es dürfen, Frau, ich hätte ihm überlaut zugerufen: Verzeihe mir, Vogt! Wenn ich ihm mit etwas zeigen könnte, daß ich es nicht böſe meine, ich würde es gern thun.

Gertrud. Lohne dir Gott deine Geſinnungen, Lieber! Es iſt recht, wenn du Anlaß haſt, dieſes zu thun; aber des Rudi hungernde Kinder und noch andre ſchreien Rache über dieſen Mann, und er wird dieſer Rache gewiß nicht entrinnen.

Lienhard. Der Mann dauert mich, er iſt höchſt unglücklich. Ich ſah ſchon lange mitten im Lärm ſeines Hauſes, daß ihn nagende Unruhe plagt.

Gertrud. Mein Lieber, wer von einem stillen, eingezogenen, frommen Leben abläßt, dem kann es niemals wohl sein in seinem Herzen.

Lienhard. Wenn ich je etwas in meinem Leben deutlich erfahren und gesehen habe, so ist es dieses: Was immer die gewaltthätigen Anhänger des Vogts in seinem Haus rathschlagten, vornahmen, erschlichen oder erzwangen, Alles dies machte sie nie eine Stunde zufrieden und ruhig.

Unter diesen Gesprächen kamen sie zur Kirche und wurden da sehr von dem Eifer gerührt, mit welchem der Pfarrer über die Geschichte des Verräthers redete.

48. Kapitel.

Etwas von der Sünde.

Gertrud hatte das Gemurmel, das in den Weiberstühlen allgemein war, „des Vogts Haus sei schon wieder voll von seinen Lumpen," auch gehört, und sagte es nach der Kirche dem Lienhard.

Dieser antwortete: Ich kann es doch fast nicht glauben — während der Kirche! an einem heiligen Tage! —

Gertrud. Es ist freilich erschrecklich; aber die Verwickelungen eines gottlosen Lebens führen zu Allem, auch zu dem Abscheulichsten.

Lienhard seufzt; Gertrud fährt fort:

Ich erinnere mich so lang ich lebe, an das Bild, das unser seliger Pfarrer von der Sünde machte, da er uns das letzte Mal zum heiligen Nachtmahl vorbereitete. Er verglich sie mit einem See, der bei anhaltendem Regen nach und nach anschwillt. Das Steigen des See's, sagte er, ist immer unmerklich; aber es nimmt doch alle Tage und alle Stunden zu. Der See wird immer höher und höher und die Gefahr wird gleich groß, als wenn er plötzlich und mit Sturm so anschwellte. Darum geht der Vernünftige und Erfahrne im Anfange zu den Wehren

und Dämmen, sie zu besichtigen, ob sie dem Ausbruch zu steuern in Ordnung sind. Der Unerfahrne und Unweise aber achtet das Steigen des See's nicht, bis die Dämme zerrissen, bis Felder und Wiesen verwüstet sind und bis die Sturmglocke dem Lande aufbietet, der Verheerung zu wehren. So, sagte er, sei es mit der Sünde und dem Verderben, das sie anrichte.

Ich bin noch nicht alt, aber ich habe es doch schon hundertmal erfahren, daß der redliche Seelsorger Recht hatte, und daß ein Jeder, der in irgend einer Sünde anhaltend fortwandelt, sein Herz so verhärtet, daß er das Steigen ihrer Gräuel nicht mehr achtet, bis Verheerung und Entsetzen ihn aus dem Schlafe weckt.

49. Kapitel.

Kindercharakter und Kinderlehren.

Unter diesen Gesprächen kamen sie aus der Kirche wieder in ihre Hütte, und die Kinder alle liefen dem Vater und der Mutter die Stiege hinunter entgegen, riefen und baten, sobald sie sie sahen: Wir wollen doch geschwind wiederholen, was wir diese Woche gelernt haben; komm doch geschwind, Mutter, daß wir bald fertig werden!

Gertrud. Warum so eifrig heut, ihr Lieben? Warum thut es so noth?

Kinder. Ja wir dürfen dann, Mutter, wenn wir es können, mit dem Abendbrot — gelt, Mutter, wir dürfen? Du hast es uns gestern versprochen.

Mutter. Ich will sehen, wie ihr das könnt, was ihr gelernt habt.

Kinder. Aber, Mutter, wir dürfen alsdann?

Mutter. Ja, wenn ihr fertig sein werdet.

Die Kinder freuten sich herzlich und wiederholten, was sie in der Woche gelernt hatten, geschwind und gut. Da gab die Mutter ihnen ihr Abendbrot und zwei Schüsseln Milch, von der sie, weil es Festtag war, den Rahm nicht

abgenommen hatte. Sie nahm jetzt auch das Grütteli an ihre Brust und hörte mit Herzensfreude zu, wie die Kinder während des Essens einander erzählten, wem sie ihr Abendbrot geben wollten. Keines aß einen Mundvoll von seinem Brot; Keines that ein Bröcklein davon in die Milch, und Jedes freute sich über sein Brot, zeigte es dem Andern, und Jedes wollte, sein Stück sei das größte. Jetzt waren sie fertig mit ihrer Milch, das Brot lag noch neben der Mutter. Niklas schlich sich zu ihr hin, nahm ihr die Hand und sagte: Du giebst mir doch auch noch einen Mundvoll Brot für mich, Mutter?

Mutter. Du hast ja schon, Niklas.

Niklas. Ich muß es ja dem Rudeli geben.

Mutter. Ich habe dir es nicht befohlen, du darfst es essen, wenn du willst.

Niklas. Nein, ich will es nicht essen; aber du giebst mir doch einen Mundvoll?

Mutter. Nein, gewiß nicht.

Niklas. Ei! warum nicht?

Mutter. Damit du nicht meinest, man müsse erst, wenn man den Bauch voll hat und nichts mehr mag, an die Armen denken.

Niklas. Ist es darum, Mutter?

Mutter. Aber giebst du es ihm jetzt doch ganz?

Niklas. Ja, Mutter, gewiß, gewiß. Ich weiß, er hungert entsetzlich und wir essen um sechs Uhr zu Nacht.

Mutter. Und, Niklas, ich denke, er bekomme dann auch nichts.

Niklas. Ja, weiß Gott, Mutter, er bekommt gewiß Nichts zu Nacht.

Mutter. Ja, das Elend der Armen ist groß, und man muß grausam und hart sein, wenn man das, was man kann, nicht gern an sich selbst und an seinem eignen Munde erspart, um ihnen dafür ihre große Noth zu erleichtern.

Thränen stehn dem Niklas in den Augen. Die Mutter fragt sodann auch noch die andern Kinder.

Mutter. Lise, giebst du das Deine auch ganz weg?

Lise. Ja, gewiß, Mutter.

Mutter. Und du, Enne, du auch?

Enne. Ja freilich, Mutter.

Mutter. Und du auch, Jonas?

Jonas. Das denke ich, Mutter.

Mutter. Nun das ist brav, Kinder; aber wie wollet ihr es jetzt auch anstellen? Es hat Alles so seine Ordnung, und wenn man es noch so gut meint, so kann man etwas doch unrecht anstellen. Niklas, wie willst du es machen mit dem Brot?

Niklas. Ich will laufen, was ich vermag, und ihm rufen, dem Rudeli; ich stecke es nur nicht in den Sack, damit er es geschwind kriege. Laß mich doch jetzt gehen, Mutter.

Mutter. Warte noch ein wenig, Niklas! Und du, Lise, wie willst du es machen?

Lise. Ich will es nicht so machen, wie der Niklas. Ich winke dem Betheli in eine Ecke; ich verstecke das Brot da unter meine Schürze und gebe ihm es, daß es Niemand sieht, nicht einmal sein Vater.

Mutter. Und du, Enne, wie willst du es machen?

Enne. Weiß ich es, wie ich den Heireli antreffen werde? Ich werde es ihm geben, wie es mir kommen wird.

Mutter. Und du, Jonas, du kleiner Schelm, du hast Tücke im Sinn, wie willst du es machen?

Jonas. In den Mund stecke ich ihm mein Brot, Mutter, wie du mir es machst, wenn du lustig bist. Den Mund auf und die Augen zu! sage ich ihm; dann lege ich es ihm zwischen die Zähne. Es wird lachen; gelt Mutter, es wird lachen?

Mutter. Das ist Alles recht, Kinder; aber ich muß euch doch etwas sagen: Ihr müßt das Brot den Kindern still und allein geben, daß es Niemand sehe, damit man nicht meine, ihr wollet groß thun.

Niklas. Potz Tausend, Mutter! so muß ich mein Brot auch in den Sack thun?

Mutter. Das versteht sich, Niklas.

Lise. Ich habe mir das wohl eingebildet, Mutter, und sagte es vorher, ich wollte es nicht so machen.

Mutter. Du bist immer das allerwitzigste, Lise. Ich habe nur vergessen, dich dafür zu rühmen; du thust also recht wohl, daß du mich selbst daran erinnerst.

Lise erröthete und schwieg, und die Mutter sagte zu den Kindern: Ihr könnt jetzt gehn, aber denket an das, was ich euch gesagt habe.

Die Kinder gehen. Niklas läuft und springt, was er vermag, zu des Rudi Hütte hinunter; aber dieser ist nicht auf der Gasse. Niklas hustet, räuspert sich, ruft, aber vergebens; er kommt nicht herunter und nicht ans Fenster. Da sagte er zu sich selber: Was soll ich jetzt machen? Gehe ich zu ihm in die Stube? Ich sollte es ihm aber allein geben. Ich will doch hineingehen und ihm nur sagen, er soll herauskommen auf die Gasse.

Der Rudeli saß eben mit seinem Vater und seinen Geschwistern bei dem offenen Sarge der lieben, gestorbenen Großmutter, die man in einigen Stunden begraben sollte, und der Vater und die Kinder redeten alle mit Thränen von der großen Treue und Liebe, die die Verstorbene ihnen im Leben erzeigt hatte; sie weinten über ihren letzten Kummer wegen der Erdäpfel, und versprachen vor dem offenen Sarge dem lieben Gott im Himmel, in keiner Noth, auch wenn sie noch so sehr hungern würden, irgend einem Menschen mehr etwas zu stehlen.

Eben jetzt öffnet Niklas die Thür, sieht die Gestorbene, erschrickt und läuft wieder aus der Stube. Der Rudi aber, der ihn sieht, denkt, der Lienhard wolle ihm etwas sagen lassen, läuft dem Knaben nach und fragt ihn, was er wolle. Nichts, nichts, antwortete Niklas, nur zu dem Rudeli habe ich gehen wollen; aber er betet jetzt.

Rudi. Das macht nichts, wenn du zu ihm willst.

Niklas. Laß ihn doch nur ein wenig zu mir auf die Gasse.

Rudi. Es ist ja so kalt und er geht nicht gern von der Großmutter weg. Komm doch zu ihm in die Stube!

Niklas. Ich mag nicht hinein, Rudi; laß ihn doch nur einen Augenblick zu mir herauskommen.

Ich mag es wohl leiden, antwortete der Rudi, und geht zurück nach der Stube. Niklas geht ihm nach bis

an die Thür und ruft dem Rudeli: Komm doch einen Augenblick zu mir heraus!

Rudeli. Ich mag jetzt nicht auf die Gasse, Niklas! Ich bin jetzt lieber bei der Großmutter; man nimmt sie mir bald weg.

Niklas. Komm doch nur einen Augenblick!

Rudi. Geh doch und sieh, was er will.

Der Rudeli geht hinaus; der Niklas nimmt ihn bei dem Arm und sagt: Komm, ich muß dir etwas sagen, führt ihn in eine Ecke, steckt ihm sein Brot geschwind in den Sack und läuft davon. Der Rudeli dankt und ruft ihm nach: Danke doch auch deinem Vater und deiner Mutter! Niklas kehrt sich um, deutet ihm mit den Händen, daß er doch schweige, und sagt: Es muß es Niemand wissen! und läuft wie ein Pfeil davon.

50. Kapitel.

Unarten und böse Gewohnheiten verderben dem Menschen auch die angenehmen Stunden, in denen er etwas Gutes thut.

Lise geht indessen allgemach in ihrem Schritt ins obere Dorf zu des Reuti-Marxen Betheli. Dieses stand eben am Fenster. Lise winkt ihm und das Betheli schleicht aus der Stube zu ihm heraus; der Vater aber, der es merkt, schleicht ihm nach und versteckt sich hinter das Tennthor. Die Kinder vor dem Tennthor denken an keinen Vater und schwatzen nach Herzenslust.

Lise. Du, Betheli, ich habe dir da Brot.

Betheli (zitternd die Hand darnach ausstreckend). Du bist gut, Lise, es hungert mich; aber warum bringst du mir jetzt Brot?

Lise. Weil du mir lieb bist, Betheli! Wir haben jetzt genug Brot; mein Vater muß die Kirche bauen.

Betheli. Der meinige auch.

Liſe. Ja, aber der deinige iſt nur Handlanger.

Betheli. Das iſt gleich viel, wenn's nur Brot giebt.

Liſe. Habt ihr großen Hunger leiden müſſen?

Betheli. Ach, wenn's nur jetzt beſſer wird!

Liſe. Was habt ihr zu Mittag gehabt?

Betheli. Ich darf dir's nicht ſagen.

Liſe. Warum nicht?

Betheli. Wenn es der Vater vernähme, er würde mir . . . .

Liſe. Ich würde es ihm gewiß gleich ſagen?

Das Betheli nimmt nun ein Stück ungekochte, weiße Rübe aus dem Sack und ſagt: Da ſiehe!

Liſe. Herr Jeſus! ſonſt nichts?

Betheli. Nein, weiß Gott! jetzt ſchon zwei Tage lang.

Liſe. Und du darfſt es Niemand ſagen und Niemand um etwas bitten?

Betheli. Ja, wenn er nur wüßte, was ich dir geſagt habe, es würde mir ſchön gehen.

Liſe. Iß doch das Brot, ehe du wieder hinein mußt.

Betheli. Ja, ich will; ich muß bald wieder hinein, ſonſt fehlt es.

Es fängt an zu eſſen, und eben öffnet der fromme Marx ab der Reuti das kleinere Tennthürlein und ſagt: Was iſſeſt du da, mein Kind? Sein Kind worget und ſchluckt über den lieben Vater ganz erſchrocken, den ungekauten Mundvoll hinunter und ſagt: Nichts, nichts, Vater!

Marx. Ja nichts, wart' nur! und du Liſe, es iſt mir kein Gefallen, wenn man meinen Kindern im Geheimen Brot giebt, damit ſie erzählen, was man im Hauſe eſſe oder trinke, und dabei ſo gottlos lügen. — Du gottloſes Betheli, aßen wir nicht einen Eierkuchen zu Mittag?

Liſe zieht jetzt ſo geſchwind wieder ab, als es allgemach daher gekommen war; das Betheli aber nimmt der liebe Vater mit wildem, zornigem Blick am Arme in die Stube; und Liſe hört es weit vom Hauſe weg noch ſchreien.

Enne trifft den Heireli unter seiner Hausthür an und sagt ihm: Willst du Brot?

Heireli. Ja, wenn du hast.

Enne giebt es ihm; er dankt und ißt, und Enne geht wieder fort.

Der Jonas schlich um des Schabenmichels Haus herum, bis Bäbeli ihn sah und herab kam.

Bäbeli. Was machst du da, Jonas?

Jonas. Ich möchte gern etwas Lustiges machen.

Bäbeli. Ich will mich mit dir lustig machen, Jonas.

Jonas. Willst du thun, was ich will, Bäbeli? Es geht dann gewiß lustig.

Bäbeli. Was willst du denn machen?

Jonas. Du mußt den Mund aufthun und die Augen zu.

Bäbeli. Ja, du thust mir etwas Garstiges in den Mund.

Jonas. Nein, das thue ich dir nicht, Bäbeli, bei meiner Treue nicht!

Bäbeli. Nun — aber sieh zu, wenn du mich anführst! (Es thut den Mund auf und die Augen nur halb zu.)

Jonas. Recht zu mit den Augen! sonst gilt es nicht.

Bäbeli. Ja; aber wenn du ein Schelm bist . . . (Es thut jetzt die Augen ganz zu.)

Flugs schiebt ihm Jonas das Brot in den Mund und läuft fort; das Bäbeli aber nimmt das Brot aus dem Mund und sagt: das ist lustig! sitzt dann nieder und ißt.

51. Kapitel.

Es kann keinem Menschen in den Sinn kommen, was für gute Folgen auch die kleinste gute Handlung haben kann.

Sein Vater Michel sieht das Spiel der Kinder vom Fenster aus und erkennt des Lienhards Jonas, und es

geht ihm ein Stich in's Herz. — Was ich für ein Satan bin! sagte er zu sich selber. Ich verkaufe mich dem Vogt zum Verräther wider den Maurer, der mir Brot zeigt und Verdienst, und jetzt muß ich noch sehen, daß dieser Kleine ein Herz hat wie ein Engel. Nein, ich kann diesen Leuten nichts Böses thun. Der Vogt ist mir seit gestern ein Gräuel; ich kann es nicht vergessen, wie er aussah, da er mir den Kelch gab. So sagte der Mann und blieb den ganzen Abend in ernsten Betrachtungen über sein Leben zu Hause.

Die Kinder Lienhards waren jetzt auch wieder zu Hause und erzählten dem Vater und der Mutter, wie es ihnen gegangen war. Sie waren alle sehr munter; nur Lise allein war es nicht, obgleich sie sich zwang, fröhlich zu scheinen und mit viel Worten erzählte, wie sie das Betheli so herzlich erfreut habe.

Mutter. Es ist dir gewiß etwas begegnet, Lise!

Lise. Nein, es ist mir gewiß nichts begegnet und es hat ihm gewiß Freude gemacht.

Die Mutter fragte jetzt nicht weiter, sondern betete mit ihren Kindern, gab ihnen ihr Nachtessen und begleitete sie zur Ruhe. Gertrud und Lienhard lasen noch eine Stunde in ihrer Bibel und redeten mit einander von dem, was sie lasen, und es war ihnen herzinniglich wohl am Abend des heiligen Festes.

52. Kapitel.

Am Morgen sehr früh ist viel zu spät für das, was man am Abend vorher hätte thun sollen.

Am Morgen aber sehr früh, sobald der Maurer erwachte, hörte er Jemand ihn vor dem Fenster rufen. Er stand alsobald auf und öffnete die Thür. Es war Flink, der Harschier aus dem Schloß. Er grüßte den Maurer und sagte: Maurer! ich habe dir schon gestern den Befehl

bringen ſollen, daß man ungeſäumt heute mit dem Steinbrechen anfangen ſoll.

Maurer. So viel ich gehört habe, hat der Vogt den Arbeitern befohlen, heut ins Schloß zu gehen; doch, es iſt noch früh, ich denke, ſie werden noch nicht fort ſein, ich will es ihnen ſagen.

Da rief er dem Lenk, der in der Nähe wohnte, vor ſeinem Fenſter; aber es antwortete Niemand. Nach einer Weile kam Killer, der mit ihm unter einem Dach wohnte, hervor und ſagte: der Lenk iſt bei einer halben Stunde ſchon fort mit den Andern ins Schloß. Der Vogt hat ihnen geſtern nach dem Nachteſſen noch ſagen laſſen, daß ſie unfehlbar vor vier Uhr fort ſollen, weil er auf den Mittag wieder daheim ſein müſſe.

Der Harſchier war ſehr betroffen über dieſen Bericht und ſagte: das iſt verflucht!

Maurer. Aber was iſt zu machen?

Flink. Kann ich ſie vielleicht noch einholen?

Maurer. Auf des Martis Hügel ſiehſt du ſie ja auf eine halbe Stunde weit, da kannſt du ſie, je nachdem der Wind geht, zurückrufen, ſo weit du ſie ſiehſt.

Dieſer ſäumt jetzt nicht, läuft ſchnell auf den Hügel, ruft, pfeift und ſchreit, was er aus dem Halſe vermag; aber vergebens. Sie hören ihn nicht, gehen ihres Weges fort und ſind ihm bald aus den Augen.

Der Vogt aber, der noch nicht ſo weit entfernt war, hörte das Rufen vom Hügel, kehrte ſich um, erkannte an dem im Morgenſtrahl der Sonne glänzenden Gewehr den Harſchier und wunderte ſich, was er wolle; er ging daher zurück und der Harſchier ihm entgegen. Dieſer erzählte ihm jetzt, wie er geſtern bis zum Sterben Kopfweh gehabt und verſäumt habe, dem Maurer anzuſagen, daß man ſchon heute mit dem Steinbrechen anfangen müſſe.

53. Kapitel.

Je fehlerhafter der Menſch iſt, deſto unverſchämter begegnet er denen, die auch fehlen.

Vogt. Du vermaledeiter Schlingel! Was du für Streiche machſt!

Flink. Es wird ſo gar übel nicht ſein. Wie hab' ich zum Teufel! wiſſen können, daß die Kerle alle vor Tage zum Dorf hinaus fliegen werden? Haſt du es ihnen befohlen?

Vogt. Ja eben, du Hund! Ich muß jetzt vielleicht deinen Fehler ausfreſſen.

Flink. Ich werde auch kaum leer davon kommen.

Vogt. Es iſt verflucht!

Flink. Das war genau auch mein Wort, da ich hörte, daß ſie fort ſeien.

Vogt. Ich mag jetzt nicht ſpaßen, Schlingel!

Flink. Ich eben auch nicht; aber was machen?

Vogt. Du Narr, nachdenken.

Flink. Es iſt eine halbe Stunde zu ſpät für meinen Kopf.

Vogt. Wart, man muß nur nie verzagt ſein. Es fällt mir etwas ein. Sag du nur keck und mit Ernſt, du habeſt den Befehl am Abend der Frau oder einem Kinde des Maurers geſagt. Sie richten wider dich nichts aus, wenn du mit Ernſt daran ſetzeſt.

Flink. Mit dem habe ich nichts zu thun; es könnte fehlen.

Vogt. Nein, es könnte nicht fehlen, wenn du daran ſetzen würdeſt. Aber bei mehrerem Nachdenken fällt mir etwas ein, das noch beſſer iſt.

Flink. Was denn?

Vogt. Du mußt zurücklaufen zum Maurer, dich grämen und jammern und ſagen, es könne dir übel gehen, daß du den Befehl verſäumt habeſt; aber er könne dir mit einem einzigen guten Worte aus Allem helfen, wenn er nur etwa einmal dem Junker ſage, er habe den Zettel am

Sonntag empfangen und aus Mißverſtand, da es heiliger Abend geweſen ſei, es ihnen erſt heute anſagen wollen. Das ſchadet dem Maurer kein Haar, und thut er es, ſo iſt vollkommen geholfen.

Flink. Du haſt Recht; ich glaube, das würde angehn.

Vogt. Es fehlt gewiß nicht.

Flink. Ich muß gehn, ich habe noch Briefe, aber ich will doch noch dieſen Morgen zum Maurer gehn. Behüte dich Gott, Vogt! (Er geht.)

Der Vogt, der nun allein war, ſagte zu ſich ſelber: Ich erzähle es einmal jetzt ſo wie abgeredet im Schloß. Fehlt es dann, ſo ſage ich, der Harſchier habe mir es ſo erzählt.

54. Kapitel.

Armer Leute unnöthige Arbeit.

Indeſſen kamen die Taglöhner zum Schloß, ſetzten ſich auf die Bänke bei der Scheune und warteten da, bis Jemand ſie rufen oder bis der Vogt kommen würde, der ihnen verſprochen hatte, alſobald nachzukommen. Als aber der Hausknecht im Schloſſe ſie bei der Scheune ſah, ging er zu ihnen hinunter und ſagte: Warum ſeid ihr da, Nachbarn? Unſer Herr glaubt, ihr ſeid an der Arbeit beim Kirchenbau. Die Männer antworteten, der Untervogt habe ihnen befohlen, hierher zu kommen, um dem Junker für die Arbeit zu danken. Das war nicht nöthig, erwiederte Klaus, er wird euch auch nicht viel darauf halten; aber ich will euch melden. Der Hausknecht meldete die Männer. Der Junker ließ ſie ſogleich vor ſich kommen und fragte ſie freundlich, was ſie wollten. Nachdem ſie es geſagt und mit Mühe und Arbeit etwas davon geſtammelt hatten, daß ſie danken wollten, ſagte der Junker: Wer hat euch befohlen, deßwegen hierher zu kommen? Der Untervogt, antworteten die Männer, und wollten noch einmal danken. Das iſt wider meinen Willen geſchehn,

ſagte Arner. Geht jetzt in Gottes Namen und ſeid fleißig und treu; dann freut es mich, wenn der Verdienſt dieſem oder jenem unter euch aufhelfen kann. Sagt auch dem Meiſter, daß man noch heute mit dem Steinbrechen anfangen müſſe.

Da gingen die Männer wieder heim.

55. Kapitel.

Ein Heuchler macht ſich einen Schelm zum Freunde.

Und in ihrem Heimgehen ſagte einer zum andern: Das iſt doch ein herzguter Herr, der junge Junker.

Der alte wäre es auch geweſen, wenn er nicht auf hunderterlei Art betrogen und hintergangen worden wäre, ſagten die ältern Männer alle aus einem Munde.

Aebi. Mein Vater hat mir es tauſendmal geſagt, wie er in der Jugend ſo geweſen und es geblieben ſei, bis er endlich ganz am Vogt den Narren gefreſſen habe.

Leemann. Da war es aus mit des Herrn Güte; ſie träufelte nur in Vogts Kiſte, und der führte ihn wie einen polniſchen Bären am Seile, wohin er wollte.

Lenk. Was er für ein Hund iſt, daß er uns jetzt ſo ohne Befehl im Feld herum ſprengt und noch dazu allein läßt.

Kienaſt. Das iſt ſo ſein Brauch.

Lenk. Aber ein Hundsbrauch.

Ja, der Herr Untervogt iſt doch ein braver Mann; unſer einer kann eben nicht Alles wiſſen, was vorfällt, antwortete der Kriecher faſt ſo laut, als er konnte, denn er ſah, daß der Untervogt im Hohlwege ſtill daher ſchlich und nahe bei ihnen war.

Der Teufel! Du magſt ihn wohl rühmen, ich rühme jetzt den Junker, ſagte Lenk auch ganz laut; denn er ſah den Vogt nicht im Hohlwege.

Dieser aber tritt eben, indem er das sagte, außer den Hag, grüßt die Nachbarn und fragt dann den Lenk: Warum rühmst du den Junker so mächtig?

Der Lenk antwortete betroffen: Ha, wir redeten da mit einander, wie er so liebreich und freundlich war.

Vogt. Das war aber doch nicht Alles.

Lenk. Ich weiß einmal nichts Andres.

Kriecher. Das ist nicht schön, Lenk, wenn man so seiner Worte zurückgeht. Er war aber nicht allein, Herr Untervogt, es murrten da Etliche, daß Ihr sie so allein gelassen habt; ich sagte aber, unser einer könne ja nicht wissen, was so einem Herrn allemal vorfalle. Auf dieses hin sagte einmal der Lenk, ich möge wohl den Vogt rühmen, er einmal rühme jetzt den Junker.

Aha, mit mir also hast du den Junker verglichen, sagte der Vogt, und lachte laut.

Er hat's aber eben auch nicht so gemeint, wie man ihm es jetzt aufnimmt, sagen etliche Männer, schütteln die Köpfe und murren über den Kriecher.

Es hat gar nichts zu bedeuten und ist nichts Böses; es ist ein altes Sprüchwort: „Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe", sagt jetzt der Vogt, drückt dem Kriecher die Hand, redet aber nichts weiter hievon, sondern fragt die Männer, ob Arner zornig gewesen sei?

Nein, antworteten die Männer, gar nicht; er sagte nur, wir sollten heim eilen und ungesäumt noch heute an die Arbeit gehn.

Berichtet das dem Maurer und sagt ihm, ich lasse ihn grüßen und es habe mit dem Mißverstand nichts zu bedeuten! sagte ihnen der Vogt, ging seines Wegs und auch die Männer gingen den ihrigen.

Der Harschier aber war schon längst bei dem Maurer und bat ihn und flehte, er solle doch sagen, er habe den Befehl am Sonntag erhalten.

Der Maurer wollte dem Vogt und dem Harschier gern gefällig sein und redete mit seiner Frau.

Ich fürchte Alles, was krumm ist, antwortete die Frau, und ich wette, der Vogt hat sich jetzt schon damit entschuldigt. Mich dünkt, wenn der Junker dich fragt,

so müsseſt du ihm die Wahrheit ſagen; wenn aber, wie es auch ſein kann, der Sache Niemand mehr nachfragt, ſo kannſt du es gelten laſſen, wie ſie es machen, indem das Niemand weiter ſchadet.

Lienhard ſagte hierauf dem Harſchier dieſe Meinung, und indeſſen kamen die Männer von Arnburg zurück.

Maurer. Ihr ſeid geſchwind wieder da.

Die Männer. Wir hätten den Gang erſparen können.

Maurer. War er erzürnt wegen dieſes Verſehens?

Die Männer. Nein, gar nicht! Er war gar freundlich und liebreich und ſagte uns, daß wir heim eilen und noch heut an die Arbeit gehen ſollten.

Flink. Da ſiehſt du jetzt ſelbſt, daß es für dich nichts zu bedeuten hat. Für mich iſt es etwas ganz Andres und auch für den Vogt.

Ja, unterbricht ſie der ehrliche Hübelrudi, da gerade vom Vogt die Rede iſt, der Vogt läßt dich grüßen und dir bemerken, es habe mit dem Mißverſtändniß gar nichts zu bedeuten.

Lienhard. War er ſchon beim Junker geweſen, da ihr ihn antraft?

Die Männer. Nein, wir trafen ihn auf dem Weg zu ihm an.

Lienhard. Er weiß alſo nichts, als was ihr ihm ſagtet und was ich jetzt auch weiß?

Die Männer. Es kann nicht wohl anders ſein.

Flink. Du bleibſt doch bei deinem Verſprechen?

Der Maurer. Ja, aber ganz wie ich's geſagt habe.

Jetzt befahl der Maurer den Männern, noch bei Zeiten an der Arbeit zu ſein, rüſtete noch einige Werkzeuge; und nachdem er gegeſſen hatte, ging er mit den Männern das erſte Mal an die Arbeit.

Wolle ſie dir Gott ſegnen! ſagte ihm Gertrud, da er ging. Wolle ſie ihm Gott ſegnen! muß ich einmal auch ſagen, da er geht.

56. Kapitel.

Es wird Ernst, der Vogt darf nicht mehr Wirth sein.

Da der Vogt ins Schloß kam, ließ ihn Arner lange warten; endlich kam er heraus und fragte ihn mit Unwillen: Was ist das? warum hießest du heute die Leute alle ins Schloß kommen ohne Befehl?

Ich glaubte, es wäre meine Pflicht, den Männern zu rathen, Euer Gnaden für die Arbeit zu danken, antwortete der Vogt.

Arner erwiederte: Deine Pflicht ist, zu thun, was mir und meinen Herrschaftsleuten nützlich ist und was ich dir befehle; aber gar nicht, arme Leute im Felde herum zu sprengen und sie Complimente zu lehren, die nichts nützen und die ich nicht suche. Das aber, warum ich dich habe kommen lassen, ist, dir zu sagen, daß ich die Vogtsstelle nicht länger in einem Wirthshause lasse.

Der Vogt erblaßte, zitterte und wußte nicht, was er antworten wollte; denn er hatte nichts weniger als einen so plötzlichen Entschluß erwartet.

Arner fuhr fort: Ich will dir die Wahl lassen, welches von beiden du lieber bleiben willst; aber in vierzehn Tagen will ich deinen Entschluß wissen.

Der Vogt hatte sich wieder etwas erholt und dankte stammelnd für die Bedenkzeit.

Arner erwiederte: Ich übereile Niemand gern und ich suche dich nicht zu unterdrücken, alter Mann! aber diese zwei Berufe schicken sich nicht zusammen.

Diese Güte Arners machte dem Vogt Muth. Er antwortete: Es haben doch bisher alle Vögte Ihrer Herrschaft gewirthet, und in allen Landen unsers Fürsten ist das allgemein.

Arner aber war kurz und sagte: Du hast jetzt meine Meinung gehört, nimmt dann den Taschenkalender und sagt ferner: Heute ist der zwanzigste März und in vierzehn Tagen wird der dritte April sein; also auf den dritten

April erwarte ich deine Antwort; weiter habe ich dermalen nichts zu sagen. Arner zeichnete noch den Tag in seinen Kalender und ging in seine Stube.

57. Kapitel.

Wie er sich geberdet.

Bange und beklemmt in seinem Herzen ging der Vogt auch fort. Dieser Schlag hatte ihn so verwirrt, daß er die Leute, neben denen er durch die Laube und die Stiege hinunter vorbei ging, nicht sah und nicht kannte. So fast seiner selbst nicht bewußt, kam er bis unten an die Schloßhalde (d. i. der steile Weg vom Schlosse herunter) zum alten, dickstämmigen Nußbaum, da stand er dann wieder still und sagte zu sich selber: Ich muß Athem holen! — Wie mir das Herz klopft! — Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. — Ohne einzutreten in eine Klage, ohne etwas gegen mich zu beweisen, bloß weil es ihm so beliebt, soll ich nicht Vogt sein oder nicht Wirth, das ist über alle Gränzen. — Kann er mich dazu zwingen? — Ich glaub's nicht, den Mantel kann er mir ohne Klage nicht nehmen, und das Wirthsrecht ist gekauft; aber wenn er sucht, — wenn er öffentlich Klage sucht, — er findet, was er will. Von allen den verdammten Buben, denen ich diente, ist mir keiner, kein einziger treu*). — Was soll ich jetzt machen? Vierzehn Tage sind endlich immer etwas. — In so viel Zeit hab ich oft viel in Ordnung gebracht. Wenn mir nur der Muth nicht entfällt! — Alles kommt nur von dem Maurer; kann ich den verderben, so fehlt es nicht, ich finde Auswege aus Allem. Aber wie mir so schwach und blöde ist! — Er nimmt eine Branntweinflasche aus dem Sack, kehrt sich gegen den Schatten des Baumes, braucht sein Hausmittel und

*) Warum doch? Rathet, Kinder!

trinkt einen Schoppen auf einmal hinunter. Einen Dieb oder einen Mörder, welchem Steckbriefe nachjagen, erquickt der erste Trunk Waſſer, den er auf dem erlaufenen Boden der Freiheit trinkt, nicht ſtärker, als die Branntweinflaſche den Vogt bei ſeinen Ränken erquickt. Er fühlt ſich jetzt wieder beſſer und mit ſeinen Kräften wächſt auch wieder der Muth des Verbrechers. Das hat mich mächtig erfriſcht, ſagte er zu ſich ſelber, und ſtellte ſich wieder wie ein Mann, der Herz hat und den Kopf hoch trägt. Vor einer Weile, ſagte er, glaubte ich eben noch, ſie werden mich vor dem Abendbrot freſſen, jetzt iſt mir wieder, als ob ich das Maurerlein und ſelber den Arner da, den gnädigen Buben, mit dem kleinen Finger zuſammen drücke, daß ſie jauchzen wie ſolche, die man bei den Ohren in die Höhe zieht. Gut war's, daß ich meine Flaſche nicht vergeſſen hatte; aber was ich auch für ein Kerl wäre ohne ſie!

So redete der Vogt mit ſich ſelber. Der Schrecken war nun völlig ſeinem Zorn, ſeinem Stolz und ſeiner Branntweinflaſche gewichen. Er ging wieder ſo hochmüthig und ſo feindſelig einher, als er je that. Er nickte den Leuten auf dem Felde, die ihn grüßten, vogtrichterlich ſtolz, nur ſo ein klein wenig zu. Er trug ſeinen knorrigen Stock ſo gebieteriſch hoch in der Hand, als ob er im Lande mehr zu befehlen hätte, als zehn Arner. Er hing ſein Maul wie eine alte Stute, und machte Augen ſo groß und ſo rund, man ſagt bei uns, wie ein Pflugsrädli. So ging der Tropf einher zu einer Zeit, da er ſo wenig Urſache hatte.

58. Kapitel.

Wer bei ihm war.

Neben ihm ging ſein großer Türk, ein Hund, der auf einen Wink des Vogts die großen, weißen Zähne gegen Jedermann zeigte, auf einen andern aber ſeinen

Mann auf Leib und Leben packte. Dieser große Türk, der weit und breit der Schrecken des armen, lumpigen Mannes so gut war, als sein Meister der Schrecken aller armen, gedrückten Mündlinge (gedrückte Menschen) und Schuldner in der ganzen Herrschaft ist, dieser gewaltige Türk ging neben dem Vogt gleich gravitätisch daher; — aber ich darf nicht sagen, was mir auf der Zunge liegt. Doch ist ganz gewiß, daß der Vogt, der entsetzlich wüthend war, einmal jetzt in seinem Angesicht mit dem Hunde etwas Aehnliches hatte.

59. Kapitel.

Auflösung eines Zweifels.

Aber daß der Vogt nach dem gestrigen Jammer und nach dem heutigen Schrecken jetzt dennoch so stolz thut, das wundert vielleicht einen einfältig Fragenden, ein Gescheidter merkt's von selbst. Der Hochmuth plagt einen nie stärker, als wenn man im Koth steckt. So lange Alles gut geht und Niemand in Zweifel zieht, daß man oben am Brett sei, thut Niemand so gar dick; wenn aber links und rechts die Schadenfreude ausstreut, es stehe nicht wie vor Altem, — dann regt sich das Blut, schäumt und wallt auf, wie heiße Butter im Kessel, und das war eben der Fall bei dem Vogt. Also ist es ganz natürlich und auch dem Einfältigsten begreiflich, daß er, da er sich unten an der Schloßhalde vom Schrecken wieder erholt hatte, so stolz habe thun können, als ich gesagt habe. Zudem hatte er diese Nacht auf seine zwei Pulver, und da er wenig getrunken hatte, außerordentlich gut geschlafen und heut am Morgen den Kopf von den Schrecken und Sorgen des vorigen Tages ziemlich leer gehabt.

Ich erzähle die Sachen, wie sie geschehen und wie sie mir zu Ohren gekommen sind; aber ich könnte und möchte bei weitem nicht allemal auf unnütze Fragen so Antwort geben, wie jetzt.

60. Kapitel.

Eine Abschweifung.

Freilich wäre es besser gewesen, er hätte seine Branntweinflasche am Nußbaum, unter dem er stand, zerschlagen und wäre zurückgegangen zu seinem Herrn, ihm seine Umstände zu entdecken, ihm zu sagen, daß er nicht reich sei, sondern den Vogtsdienst und das Wirthsrecht um der Schulden willen, darin er stecke, nothwendig habe, und ihn um Gnade und Barmherzigkeit zu bitten; ich weiß, Arner hätte den alten Mann in diesen Umständen nicht verstoßen. Aber eben das ist das Unglück der Gottlosen, daß ihre Laster sie um allen Verstand bringen, daß sie in ihren wichtigsten Angelegenheiten wie blind werden und wie unsinnig zu ihrem Verderben handeln; da hingegen die guten, redlichen Menschen, die ein einfältiges und unschuldiges Herz haben, ihren Verstand im Unglück gar viel besser behalten und sich daher auch gemeiniglich in den Zufällen des Lebens weit leichter helfen und rathen können, als die Gottlosen. Sie demüthigen sich im Unglück, sie bitten ihre Fehler ab, sie richten in der Noth ihre Augen nach der Hand, welche allenthalben gegen das Elend der Menschen, die mit reinem Herzen Hülfe suchen, sich ausstreckt. Der Friede Gottes, der alle Vernunft übertrifft, ist ihnen Schutz und Leitstern durch ihr Leben und sie kommen immer so durch die Welt, daß sie am Ende Gott von Herzen danken. Aber den Gottlosen führt seine Gottlosigkeit aus einer Tiefe in die andre. Er braucht seinen Verstand nie auf den geraden Wegen der frommen Einfalt, Ruhe und Gerechtigkeit und Frieden zu suchen. Er braucht ihn nur zu den krummen Wegen der Bosheit, Jammer anzurichten und Unruhe zu stiften. Darum kommt er immer in Unglück. In seiner Noth trotzt er dann, läugnet, wenn er fehlt, und ist hochmüthig im Elend. Hülfe und Rettung will er entweder erheucheln und erlügen, oder erzwingen und erstehlen. Er traut auf seinen ver-

wirrten, wilden Sinn; er stößt die Hand des Vaters, die sich gegen ihn ausstreckt, von sich; und wenn dieser ihm zuruft: Beuge dich, mein Kind! ich, dein Vater, ich bin, der da züchtigt und der da hilft, ich, dein Vater! — so verspottet er die Stimme des Retters und sagt: Da mit meiner Hand und mit meinem Kopfe will ich mir helfen, wie ich will. Darum ist des Gottlosen Ende immer so tiefer Jammer und so tiefes Elend.

---

61. Kapitel.

Der alte Mann leert sein Herz aus.

Ich bin jung gewesen und alt geworden und ich habe mich viel und oft umgesehen, wie es dem Frommen und dem Gottlosen auch gehe. Ich habe die Knaben meines Dorfs mit mir aufwachsen sehen; ich sah sie Männer werden, Kinder und Kindeskinder zeugen, und nun habe ich die von meinem Alter alle bis auf sieben zu Grabe begleitet. Gott, du weißt meine Stunde, wenn ich meinen Brüdern folgen soll! Meine Kräfte nehmen ab, aber mein Auge harret deiner, o Herr! Unser Leben ist wie eine Blume des Feldes, die am Morgen blüht, am Abend aber verwelket. O Herr, unser Herrscher, du bist gnädig und gut den Menschen, die auf dich trauen, darum hoffet meine Seele auf dich; aber der Weg des Sünders führt zum Verderben. Kinder meines Dorfs! o ihr Lieben! lasset euch lehren, wie es dem Gottlosen geht, damit ihr fromm werdet. Ich habe Kinder gesehen, die ihren Eltern trotzten und ihre Liebe für nichts achteten, und allen, allen ist's übel gegangen am Ende. Ich kannte des unglücklichen Uli Vater; ich habe mit ihm unter einem Dache gewohnt und mit meinen Augen gesehen, wie der gottlose Sohn den armen Vater kränkte und schimpfte, und in meinem Leben werde ich's nicht vergessen, wie der alte, arme Mann eine Stunde vor seinem Tode über ihn weinte.

Ich ſah den böſen Buben bei ſeinem Begräbniſſe lachen. Kann ihn Gott leben laſſen, den Böſewicht? dachte ich. Was geſchah? Er nahm ein Weib, das viel Gut hatte, und er war jetzt im Dorfe einer der Reichſten und ging in ſeinem Stolz und in ſeiner Bosheit einher, als ob Niemand im Himmel und Niemand auf Erden über ihm wäre. Ein Jahr ging vorüber, da ſah ich den ſtolzen Uli beim Begräbniß ſeiner Frau heulen und weinen. Ihr Gut mußte er ihren Verwandten bis auf den letzten Heller zurückgeben, und er war plötzlich wieder arm, wie ein Bettler. In ſeiner Armuth ſtahl er, und ihr wiſſet, welch ein Ende er genommen hat. Kinder! ſo ſah ich immer, daß das Ende des Gottloſen Jammer und Schrecken iſt. Ich ſah aber auch den tauſendfachen Segen und Frieden in den ſtillen Hütten der Frommen. Es iſt ihnen wohl bei dem, was ſie haben; bei Wenigem iſt ihnen wohl und bei Vielem ſind ſie genügſam. Arbeit in ihren Händen und Ruhe in ihrem Herzen, das iſt das Theil ihres Lebens. Sie genießen froh das Ihrige und begehren nicht, was ihres Nächſten iſt. Der Hochmuth plagt ſie nicht und der Neid verbittert ihnen ihr Leben nicht; darum ſind ſie immer froher und zufriedener und meiſtentheils auch geſunder als die Gottloſen. Sie beſitzen auch des Lebens Nothwendigkeiten ſichrer und ruhiger; denn ſie haben ihren Kopf und ihr Herz nicht bei Bosheiten, ſondern bei ihrer Arbeit und bei den Geliebten ihrer ſtillen Hütten. So iſt ihnen wohl im Leben. Gott im Himmel ſieht herab auf ihre Sorge und auf ihren Kummer und hilft ihnen. — Kinder meines Dorfes, o ihr Lieben! ich ſah viele fromme Arme auf ihrem Todbette, und ich habe nicht gefunden, daß Einer, ein Einziger von Allen in dieſer Stunde ſich über ſeine Armuth und über die Noth ſeines Lebens beklagt habe. Alle dankten Gott für die tauſend Proben ſeiner Vatergüte, die ſie in ihrem Leben genoſſen hatten. O, Kinder meines Dorfes! werdet doch fromm und bleibt einfältig und unſchuldig! Ich habe geſehn, wie das ſchlaue und argliſtige Weſen einen Ausgang nimmt. Hummel und ſeine Geſellen waren weit ſchlauer, als alle andern; ſie wußten immer tauſend Dinge, wovon uns

Andern nichts träumte. Das machte sie stolz, und sie glaubten, der Einfältigere sei nur darum in der Welt, daß er ihr Narr sei. Sie fraßen einige Zeit das Brot der Wittwen und Waisen, und tobten und wütheten gegen die, so nicht ihre Knie beugten vor ihnen. Aber ihr Ende hat sich genähert. Der Herr im Himmel hörte der Wittwen und der Waisen Seufzen. Er sah die Thränen der Mütter, die sie mit ihren Kindern weinten über die gottlosen Buben, die ihre Männer und Väter verführten und drängten, und der Herr im Himmel half dem Unterdrückten und dem Waisen, der keine Hoffnung mehr hatte, zu seinem Recht zu gelangen.

62. Kapitel.

Das Entsetzen der Gewissensunruhe.

Als am Samstag Abend Hans Wüst vom Vogt heim kam, quälten ihn die Sorgen des Meineids noch tiefer, daß er auf dem Boden sich wälzte und heulte, wie ein Hund, dem ein erschreckliches Grimmen die Eingeweide zerreißt. So raste er die Nacht über und den ganzen folgenden heiligen Tag, raufte sein Haar aus, schlug sich mit Fäusten bis aufs Blut, aß nichts und trank nichts, lief wüthend umher und sagte: O, des Rudi Hausmatte! O, o, seine Hausmatte! Es brennt auf meiner Seele! Der Satan, o, der leidige Satan ist meiner mächtig! O wehe mir! wehe meiner armen Seele! So ging er wüthend umher, geplagt und gequält von den Sorgen des Meineids, und heulte das Jammergeheul seiner entsetzlichen, gräulichen Schrecken. Abgemattet von den Qualen dieser Sorgen konnte er endlich Sonntag Nachts wieder einschlafen. Am Morgen darauf war ihm wieder etwas leichter, und er nahm den Entschluß, seine Qualen nicht mehr bei sich zu behalten, sondern Alles dem Pfarrer zu sagen. Er nahm auch seinen Sonntagsrock und was er sonst fand und band Alles in einen Bündel zusammen,

damit er das Geld, das er dem Vogt ſchuldig war, darauf entlehnen könne. Er nimmt jetzt den Bündel, zittert, geht in den Pfarrhof, ſteht da, will wieder fortlaufen, ſteht wieder ſtill, wirft den Bündel in den Hausgang und macht Geberden, wie ein Menſch, der nicht bei Sinnen iſt.

63. Kapitel.

Daß man mit Liebe und Theilnahme der gänzlichen Kopfverwirrung angſtvoller Menſchen zuvorkommen könne.

Der Pfarrer ſieht ihn in dieſem Zuſtand, geht zu ihm hinunter und ſagt ihm: Was iſt dir, Wüſt? Wo fehlt's dir? Komm mit mir hinauf in die Stube, wenn du etwas mit mir reden willſt! Da ging der Wüſt mit dem Pfarrer hinauf in ſeine Stube, und der Pfarrer war mit dem Wüſt ſo freundlich und herzlich, als er nur konnte; denn er ſah ſeine Verwirrung und ſeine Angſt, und er hatte das Gemurmel, daß er wegen ſeines Eides faſt verzweifeln wolle, geſtern auch ſchon gehört. Der Wüſt aber, da er ſah, wie liebreich und freundlich der Pfarrer gegen ihn war, erholte ſich nach und nach wieder und ſagte: Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, ich glaube, ich habe einen falſchen Eid gethan, und verzweifle faſt darüber; ich kann es nicht mehr ertragen. Ich will gern alle Strafe, die ich verdient habe, leiden, wenn ich nur auch noch Gnade und Barmherzigkeit von Gott hoffen darf.

64. Kapitel.

Ein Pfarrer, der eine Gewissenssache behandelt.

Der Pfarrer antwortete: Wenn dir dein Fehler von Herzen leid ist, so zweifle nicht an Gottes Erbarmen.

Wüst. Darf ich, Herr Pfarrer, darf ich auch bei diesem meinem Fehler noch auf Gottes Erbarmen hoffen und der Verzeihung der Sünden mich getrösten?

Pfarrer. Wenn Gott einen Menschen dahin gebracht hat, daß er aufrichtig Buße thut und im Ernst nach der Verzeihung seiner Sünden seufzt, so hat er ihm den Weg zur Verzeihung und zur Erhaltung aller geistlichen Gnaden schon gezeigt. Glaube das Wüst! und wenn deine Buße dir aufrichtig von Herzen geht, so zweifle nicht, sie wird Gott wohlgefällig sein.

Wüst. Aber kann ich es auch wissen, daß sie ihm wohlgefällig ist?

Pfarrer. Du kannst bei dir selber wahrlich wohl wissen, wenn du mit Ernst auf dich Achtung giebst, ob sie aufrichtig ist und ganz von Herzen geht; und wenn sie aufrichtig ist, so ist sie Gott gefällig. Das ist das Einzige, was ich sagen kann. Sieh, Wüst! wenn einer dem Nachbar den Grund vom Acker weggepflügt hat, und es reut ihn, und er geht, ohne daß der Nachbar es weiß, ohne daß er es fordert, für sich selber und im Stillen, pflügt den Grund dem Nachbar wieder an seinen Acker, und thut eher ein Uebriges, als zu wenig, so muß ich denken, es sei ihm Ernst mit seiner Reue. Giebt er ihm aber das Seinige gar nicht, oder nicht ganz zurück, braucht er im Zurückgeben Vortheil, sorgt er nur, daß ihm der Diebstahl nicht auskomme, ist ihm nur um sich selbst und nicht um seinen Nachbar zu thun, dem er Unrecht gethan hat, so sind seine Reue und sein Zurückpflügen ein Tand, mit welchem der Tropf sich selber bethört. Wüst, wenn du in deinem Herzen nichts suchst und nichts wünschest, als daß aller Schaden, den deine böse That verursacht, und alle Aergerniß, die sie angerichtet hat, aufhöre und

wieder gut werde, und daß dir Gott und Menſchen verzeihen; wenn du nichts Anders wünſcheſt, wenn du von Herzen gern Alles leideſt und thuſt, um deinen Fehler ſo viel als möglich wieder gut zu machen, ſo iſt deine Buße gewiß aufrichtig, und dann zweifle nicht, daß ſie Gott nicht gefällig ſei.

Wüſt. Herr Pfarrer, ich will gern leiden und thun, was ich auf Gottes Boden thun kann, wenn mir nur dieſer Stein vom Herzen wegkommt. Wie er mich drückt, Herr Pfarrer! Wo ich gehe und ſtehe, zittre ich über dieſe Sünde.

Pfarrer. Fürchte dich nicht! Geh nur einfältig, gerade und redlich in deinem Unglück zu Werke, ſo wird's dir gewiß leichter werden.

Wüſt. O, wenn ich nur das hoffen darf, Herr Pfarrer!

Pfarrer. Fürchte dich nicht und traue auf Gott! Er iſt der Gott des Sünders, der ihn ſucht. Thue nur, was du kannſt, gewiſſenhaft und redlich. Das größte Unglück, das aus deinem Eid entſtanden iſt, ſind die Umſtände des armen Rudi, der dadurch in ein entſetzliches Elend gerathen iſt; aber ich hoffe, der Junker werde, wenn du ihm die Sache bekennen wirſt, dann ſelber helfen, daß der Mann in ſeinem Elend getröſtet werde.

Wüſt. Eben der arme Rudi, eben der iſt's, der mir immer auf dem Herzen liegt. Herr Pfarrer, meint ihr, der Junker könne ihm auch wieder zu ſeiner Matte helfen?

Pfarrer. Gewiß weiß ich's nicht. Der Vogt wird freilich Alles, was er kann, aubringen, dein jetziges Zeugniß verdächtig zu machen; aber der Junker wird hingegen auch Alles thun, was er kann, dem unglücklichen Mann zu dem Seinigen zu helfen.

Wüſt. Wenn es ihm auch nur geräth!

Pfarrer. Ich wünſche es von Herzen und hoffe es wirklich; aber es mag auch dem Rudi gehen, wie es will, ſo iſt es um deiner ſelbſt und um der Ruhe deines Herzens willen gleich nothwendig, daß du Alles dem Junker offenbarſt.

Wüst. Ich will es ja gern thun, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Es ist der gerade Weg, und es freut mich, daß du ihn so willig gehn willst; er wird dir Ruhe und Friede in dein Herz bringen. Aber freilich wird dir das Bekenntniß Schimpf und Schande, Gefängniß und schweres Elend zuziehen.

Wüst. O, Herr Pfarrer, das ist Alles nichts gegen den Schrecken der Verzweiflung und gegen die Furcht, daß einem Gott in der Ewigkeit nicht mehr gnädig sein werde.

Pfarrer. Du siehst die Sache in deinem Unglück so redlich und vernünftig an, daß ich wahre Freude daran habe. Bitte den lieben Gott, der dir so viel gute Gedanken und so viel Stärke zu guten und rechtschaffenen Entschlüssen gegeben hat, daß er diese Gnade dir ferner schenken wolle, so bist du auf einem guten Wege und wirst, will's Gott, Alles, was auf dich wartet, mit Demuth und Geduld leicht ertragen können. Was dir immer begegnen wird, so zeige mir dein Zutrauen ferner, ich will dich gewiß nie verlassen.

Wüst. Ach Gott, Herr Pfarrer, wie ihr auch so gut und liebreich seid mit einem so schweren Sünder!

Pfarrer. Gott selber ist in seinem Thun gegen uns arme Menschen nur Schonung und Liebe, und ich würde wohl ein unglücklicher Knecht meines guten Gottes und Herrn sein, wenn ich, in welchem Fall es immer wäre, mit einem meiner fehlenden Mitknechte zankte, haderte und schmälte.

So väterlich redete der Pfarrer mit dem Wüst, der vor ihm in Thränen zerfloß und jetzt lange nichts sagte. Der Pfarrer schwieg auch eine Weile; der Wüst aber fing wieder an und sagte: Herr Pfarrer, ich habe noch etwas anzubringen.

Pfarrer. Was denn?

Wüst. Ich bin seit dem Handel dem Vogt noch acht Gulden schuldig. Er sagte zwar vorgestern, er wolle die Handschrift zerreißen; aber ich will nicht, daß er mir etwas schenke, ich will ihn bezahlen.

Pfarrer. Du hast Recht, das muß unumgänglich sein, noch ehe du dem Arner die Sache entdeckst.

Wüſt. Ich habe unten im Hauſe einen Bündel. Es iſt mein Sonntagsrock und noch etwas darin, das zuſammen wohl acht Gulden werth iſt. Ich muß in Gottes Namen die acht Gulden entlehnen, und ich habe gedacht, ihr zürnt es nicht, wenn ich euch bitte, daß ihr mir ſie gegen dieſes Pfand vorſtreckt.

Pfarrer. Ich nehme nie von Jemand Sicherheit, und oft muß ich ſo etwas abſchlagen, ſo weh es mir auch thut; aber in deinem Fall ſchlage ich's nicht ab. Sogleich giebt er ihm das Geld und ſagt: Trage es alſobald zum Vogt, und deinen Bündel nimm nur wieder mit dir heim.

65. Kapitel.

Daß es auch beim niedrigſten Volk eine Delicateſſe gebe, ſelbſt bei der Annahme von erbetenen Wohlthaten.

Wüſt zitterte, da er dem Pfarrer das Geld abnahm, dankte und ſagte: Aber den Bündel nehme ich gewiß nicht heim, Herr Pfarrer!

Pfarrer (lächelnd). Nun ſo laſſe ich ihn dir nachtragen, wenn du ihn nicht gern ſelber mitnimmſt.

Wüſt. Um Gottes Willen, Herr Pfarrer! behaltet den Bündel, damit ihr für eure Sache ſicher ſeid.

Pfarrer. Das wird ſich ſchon geben, Wüſt! Bekümmere dich jetzt nicht hierüber und denke vielmehr an das weit Wichtigere, was dir bevorſteht. Ich will heute noch dem Junker ſchreiben, und du bringſt ihm dann morgen den Brief.

Wüſt. Ich danke euch, Herr Pfarrer! aber um Gottes willen! behaltet den Bündel, ich darf ſonſt das Geld nicht nehmen, weiß Gott! ich darf nicht.

Pfarrer. Schweig jetzt hievon! geh alſobald mit dem Gelde zu dem Vogt und komme morgen etwa um

neun Uhr wieder zu mir; aber rede mir kein Wort weiter vom Bündel.

Da ging der Wüst erleichtert und in seinem Gewissen getröstet vom Pfarrer fort, gerade in des Vogts Haus, und gab das Geld, da der Mann nicht zu Hause war, der Frau. Diese fragte ihn: Woher so viel Geld auf einmal, Wüst? Niedergeschlagen und kurz antwortete der Wüst: Ich habe es so gemacht, wie ich's gekonnt habe. Gottlob! daß du es hast. Die Vögtin erwiederte: Wir haben dich noch nie darum genöthigt.

Wüst. Ich weiß es wohl; aber es ist vielleicht eben darum nicht besser.

Vögtin. Das ist wunderlich geredet, Wüst! Wo fehlt's dir? Du bist die Zeit her gar nicht recht.

Wüst. Ach Gott! du wirst es wohl erfahren; aber zähle doch das Geld, ich muß gehen.

Die Vögtin zählt das Geld und sagt: Es ist richtig.

Wüst. Nun, gieb es deinem Mann ordentlich. Behüte Gott, Frau Vögtin!

Vögtin. Muß es sein, — so behüte euch Gott, Wüst!

66. Kapitel.

Ein Förster, der keine Gespenster glaubt.

Der Vogt war auf dem Rückweg von Arnheim im Hirzauer Wirthshaus eingekehrt. Da trank und prahlte er unter den Bauern. Er erzählte ihnen von seinen gewonnenen Händeln, von seiner Gewalt unter dem verstorbenen Arner, wie er unter ihm, und zwar er allein, alles Volk in Ordnung gehalten habe, und wie es jetzt allenthalben eine Lumpenordnung sei. Dann gab er seinem Hund das Ordinäri, was ein wohlhabender Handwerksbursche ohne den Wein zu Mittag hat, und spöttelte über einen armen Mann, dem ein Seufzer entfuhr, als er die gute Suppe und das liebe Brot dem Hund darstellen sah. Gelt, du würdest auch so fürlieb nehmen? spricht er zum

Armen, ſtreichelt den Hund, und prahlt und ſäuft und pocht ſo unter den Bauern bis auf den Abend.

Da kam der alte Förſter vom Schloß und nahm im Vorbeigehn auch ein Glas Wein, und der Vogt, der keinen Augenblick gern allein iſt, ſagt zu ihm: Wir gehn mit einander heim!

Förſter. Wenn du gleich kommſt, ich muß einer Spur nach.

Den Augenblick, antwortet der Vogt, trinkt aus, fragt zuerſt nach der Zeche des Hundes, darauf nach der ſeinen, zahlt beide, giebt noch ein Trinkgeld und geht dann mit dem Förſter.

Da ſie jetzt allein auf der Straße waren, fragte der Vogt den Förſter, ob es auch zu Nacht im Wald vor den Geſpenſtern ſicher ſei.

Förſter. Warum fragſt du mich das?

Vogt. Ha, weil's mich wundert.

Förſter. Du biſt ein alter Narr! Schon dreißig Jahre Vogt, und ſolche Dummheiten fragen? Du ſollteſt dich ſchämen.

Vogt. Nein, bei Gott! mit den Geſpenſtern weiß ich nie recht, wie ich daran bin, ob ich ſie glauben ſoll oder nicht, und doch habe ich auch noch keins geſehen.

Förſter. Nun, weil du mich ſo treuherzig fragſt, ſo will ich dir aus dem Wunder helfen. Du zahlſt mir einſt eine Bouteille für meine Erklärung.

Vogt. Gern zwei, wenn du ſie recht machſt.

Förſter. Ich bin nun vierzig Jahre auf meinem Poſten und von meinem Vater als ein Junge ſchon vom vierten Jahre an im Walde erzogen worden. Dieſer erzählte den Bauern in den Wirthshäuſern und Schenken immer von den vielen Geſpenſtern und Schreckniſſen des Waldes; aber er trieb nur mit ihnen den Narren; mit mir verſtand er's ganz anders. Ich ſollte Förſter werden und alſo ſolcherlei Zeug weder glauben noch fürchten. Deßhalb nahm er mich zu Nacht, wenn weder Mond noch Sterne ſchienen, wenn die Stürme brauſten, auf Frohnfaſten und Weihnacht in den Wald. Wenn er dann ein Feuer oder einen Schein ſah, oder ein Geräuſch hörte, ſo mußte ich

mit ihm darauf los über Stauden und Stöcke, über Gräben und Sümpfe, und über alle Kreuzwege mußte ich mit ihm dem Geräusch nach, und es waren immer Zigeuner, Diebe und Bettler. Sodann rief er ihnen mit seiner erschrecklichen Stimme zu: Vom Platze, ihr Schelmen! Und wenn's ihrer zehn und zwanzig waren, sie strichen sich immer fort, und ließen oft noch Häfen und Pfannen und Braten zurück, daß es eine Lust war. Oft war das Geräusch auch nur Hochwild, das manchmal gar wunderbare Töne von sich giebt, und die faulen, alten Holzstämme geben einen Schein und machen in der Nacht Gestalten, die Jedermann, der nicht hinzu gehen darf, in Schrecken setzen können. Das ist Alles, was ich in meinem Leben im Walde Unrichtiges gefunden habe; aber immer wird es mein Amtsvortheil sein und bleiben, daß meine Nachbarn ordentlich glauben, er sei wohl gespickt mit Gespenstern und Teufeln; denn siehe, unser einer altert und ist froh, bei dunkeln Nächten den Frevlern nicht nachlaufen zu müssen.

67. Kapitel.

Ein Mann, den es gelüstet, einen Markstein zu versetzen, möchte auch gern die Gespenster nicht glauben, und er darf nicht.

So redete der Mann, und sie kamen indessen an den Seitenweg, durch welchen der Förster in den Wald ging, und der Vogt, der nunmehr allein war, redete da mit sich selber: Er ist vierzig Jahre lang Förster und hat noch kein Gespenst gesehen und glaubt keins, und ich bin ein Narr und glaube sie, und darf nicht einmal daran denken, eine Viertelstunde im Walde mich aufzuhalten, um einen Stein auszugraben. — Wie ein Schelm und ein Dieb nimmt er mir das Wirthsrecht, und der Hundsstein da auf dem Felsen ist keine rechte Mark, ich glaub's nicht. Und wenn sie es wäre, hätte er ein besseres Recht, als mein Wirthshaus? So gewaltthätig einem Manne sein

Eigenthum zu rauben — wer anders, als der Satan hat ihm das eingeben können? Da er mein Haus nicht schont, so habe ich keinen Grund, seinen verdammten Kieselstein zu schonen; aber ich darf nicht. Bei Nacht darf ich nicht auf den Platz, und am Tage kann es wegen der Landstraße nicht sein.

Indem er so mit sich selber redete, kam er bald auf des Meyers Hügel, der nahe am Dorfe liegt. Er sah die Maurer an den großen Feldsteinen, die in der Ebene da herum liegen, arbeiten; denn es war noch nicht vollends sechs Uhr. Darüber ergrimmte er und sagte zu sich selber: Alles, Alles, was ich anstelle und vornehme, Alles, Alles mißlingt mir; Alles, Alles wird an mir zum Schelmen. Muß ich jetzt noch neben dem verdammten Joseph vorbeigehen und schweigen? Nein, ich kanns nicht, neben ihm vorbeigehn und schweigen kann ich nicht. Ich will lieber hier warten, bis sie heim gehen. Er setzte sich nun nieder; nach einer Weile aber stand er wieder auf und sagte: Ich will, ich kann ihnen auch hier nicht zusehn, ich will auf die andere Seite des Hügels gehn. — O du verdammter Joseph! — Er steht auf, geht einige Schritte zurück hinter den Hügel und setzt sich wieder.

68. Kapitel.

Die untergehende Sonne und ein verlorner, armer Tropf.

Die Sonne ging jetzt eben unter und schien noch mit ihren letzten Strahlen auf die Seite der Anhöhe, auf der er eben saß. Um ihn her war das tiefere Feld und unten am Hügel Alles schon im Schatten. Sie ging aber herrlich und schön unter, Gottes Sonne, ohne Wind und ohne Gewölk, und der Vogt, der in ihre letzten, herrlichen Strahlen, die auf ihn fielen, hinein sah, sagte zu sich selber: Sie geht doch schön unter! und staunte gegen sie hin, bis sie hinter dem Berge war. Jetzt ist Alles im Schatten

und bald ist es Nacht. O, mein Herz! Schatten, Nacht und Grausen ist um dich her, dir scheint keine Sonne. So mußte er zu sich selber sagen, er wollte oder er wollte nicht; denn der Gedanke schauerte ihm durch seine Seele, und er knirschte mit den Zähnen. Anstatt hinzufallen und anzubeten den Herrn des Himmels, der die Sonne wieder aus der Nacht hervorruft; anstatt auf den Herrn zu hoffen, der aus dem Staube errettet und aus den Tiefen erlöst, knirschte er mit den Zähnen. Da schlug die Glocke in Bonnal sechs Uhr, und die Maurer gingen vom Felde heim und der Vogt folgte ihnen nach.

69. Kapitel.

Wie man sein muß, wenn man mit den Leuten etwas ausrichten will.

Die meisten Arbeiter des Maurers hatten ihn schon an diesem ersten Abend, an dem sie bei ihm schafften, lieb gewonnen. Er arbeitete die ganze Zeit mit ihnen wie sie, griff die schwersten Steine selber an, stand, wo es nöthig war, in Koth und Wasser hinein, wie ein Andrer, und noch vor ihnen. Er zeigte ihnen, da sie ganz ungeübt in dieser Arbeit waren, mit Liebe und Geduld ihre Art und Weise und ihre Vortheile, und ließ auch gegen die Ungeschicktesten keine Ungeduld blicken. Kein „du Narr! du Ochs!“ entfuhr ihm gegen einen Einzigen, ob er gleich hundertmal Anlaß und Gelegenheit dazu gehabt hätte. Diese Geduld und diese bescheidene Sorgfalt des Meisters und sein Eifer, selber zu arbeiten, machten, daß Alles sehr wohl von Statten ging.

70. Kapitel.

Ein Mann, der ein Schelm iſt und ein Dieb, handelt edelmüthig, und des Maurers Frau iſt weiſe.

Michel, als einer der Stärkſten und Verſtändigſten, war den ganzen Abend an der Seite des Meiſters, und ſah alle die herzliche Liebe und Güte, mit der dieſer auch gegen die Ungeſchickteſten handelte, und Michel, der ein Schelm iſt und ein Dieb, gewann den Lienhard dieſes geraden, redlichen Weſens wegen lieb, und es ging ihm an's Herz. Gegen dieſen braven, rechtſchaffenen Mann wollte er kein Schelm ſein. Aber dem Kriecher und dem frommen Marx ab der Reuti gefiel es ſchon nicht ſo wohl, daß er keinen Unterſchied machte unter den Leuten und ſogar auch mit dem Böſewicht, dem Michel, ſo freundlich war. Auch Lenk ſchüttelte den Kopf wohl hundertmal und ſprach bei ſich ſelbſt: Er iſt ein Narr! nähme er Leute, die arbeiten können, wie ich und mein Bruder, er würde nicht halb ſo viel Mühe haben. Aber die Mehrern, die er mit Liebe und Geduld zur Arbeit anführte, dankten ihm von Herzensgrund, und hie und da ſtiegen ſtille Seufzer zum Vater der Menſchen empor, der alle Geduld und alle Liebe, die ein Menſch ſeinem ſchwächern Bruder erweiſ't, lohnt und ſegnet. Michel konnte die böſe Abrede, die er am Samſtag mit dem Vogt gemacht hatte, nicht länger auf ſeinem Herzen tragen, und ſagte im Heimgehn zu ſeinem Meiſter: Ich habe dir etwas zu ſagen, ich will mit dir heimgehn.

So komm denn! antwortete Lienhard. Da ging er mit dem Meiſter in ſeine Hütte und erzählte ihm, wie der Vogt ihn am Samſtag zu Schelmenſtreichen gedungen und wie er ihm auf den ſchönen Handel zwei Thaler gegeben habe. Lienhard erſchrak; aber ſchwarz und grün war es der Gertrud über der Erzählung. Das iſt erſchrecklich! ſagte Lienhard.

Gertrud. Ja, das iſt wohl erſchrecklich!

Michel. Laß dich jetzt das nicht kümmern, ich bitte dich, Gertrud! Laß dir das jetzt keine Mühe machen, ich bitte dich, Meister! Seht, gegen euch versündige ich mich gewiß nicht, darauf könnt ihr zählen.

Lienhard. Ich danke dir, Michel; aber ich habe es doch an dem Vogte auch nicht verdient.

Michel. Er ist ein eingefleischter Teufel. Die Hölle erfindet nicht, was er, wenn er auf Rache denkt und raset.

Lienhard. Es zittert Alles an mir.

Gertrud. Beinahe ward mir ohnmächtig.

Michel. Seid doch nicht Kinder, Alles hat ja ein Ende.

Gertrud und Lienhard (beide auf einmal). Gottlob! Gottlob!

Michel. Seht, ihr habt jetzt das Ding, wie ihr nur wollt. Wenn ihr es für gut findet, so will ich den Vogt bei dem Glauben lassen, daß ich ihm treu sei, und gerade morgen oder übermorgen vom Bau Geschirr wegnehmen und in des Vogts Haus tragen. Dann gehst du in aller Stille zu Arner, nimmst einen Gewaltsschein, alle Häuser durchsuchen zu dürfen, fängst bei des Vogts Wohnung an, dringst plötzlich in die Nebenkammer hinein, wo du es gewiß finden wirst. Wenn du dich aber hiezu entschließest, so mußt du plötzlich, in dem Augenblick, in dem du den Gewaltschein zeigst, hineindringen, sonst ist es gefehlt. Sie sind im Stande und nehmen es dir unter den Augen weg, steigen zum Fenster hinein oder legen es unter die Decke des Betts. Wenn du dann höflich bist und da nicht nachsuchst, so werden wir in einem schönen Handel sein. — Ich denke aber fast, es sei besser für dich, du schickst einen Andern; es ist kein Stück Arbeit für dich. —

Lienhard. Nein, Michel, das Stück Arbeit würde mir gewiß nicht gerathen.

Michel. Das ist gleichviel; ich will dir schon Jemand finden, der diese Arbeit recht macht.

Gertrud. Michel! ich denke, wir sollten Gott danken, daß wir von der Gefahr, die über uns schwebte, befreit sind, und nicht aus Rache dafür dem Vogt eine Falle legen.

Michel. Er verdient seinen Lohn. Mache dir darüber kein Bedenken.

Gertrud. Was er verdient oder nicht verdient — das zu beurtheilen ist nicht unsre Sache; aber keine Rache auszuüben, das ist unsre Sache, und der einzige gerade Weg, den wir in diesem Fall gehn können.

Michel. Ich muß bekennen, du hast Recht, Gertrud, und es ist viel, daß du dich so überwinden kannst; aber ja, du hast Recht, er wird seinen Lohn schon finden, und überall los sein und nichts mit ihm zu thun haben, ist das Beste. Ich will auch geradezu mit ihm brechen und ihm seine zwei Thaler zurückgeben; jetzt aber habe ich nur noch anderthalb. (Er nimmt sie aus dem Sack, legt sie auf den Tisch, zählt sie und sagt dann weiter:) Ich weiß jetzt nicht, ob ich ihm die anderthalb allein bringen, oder ob ich auf den Wochenlohn warten will bis am Samstag, da ich dann Alles bei einander haben werde.

Lienhard. Es macht mir gar nichts, dir den halben Thaler jetzt voraus zu bezahlen.

Michel. Ich bin herzlich froh, wenn es sein kann, daß ich dieses Mannes noch heute loskomme. Ich trage es ihm noch in dieser Stunde ins Haus, wenn ich's habe. Meister, seit dem heiligen Nachtmahl gestern lag es mir schon schwer auf dem Herzen, daß ich ihm so böse Sachen versprochen hatte. Auf den Abend kam noch dein Jonas und gab meinem Kinde sein Abendbrot, und auch das machte, daß es mir ans Herz ging, daß ich gegen dich ein Schelm sein wollte. Ich habe dich nie recht gekannt und nie viel Umgang mit dir gehabt, Lienhard; aber heute habe ich gesehn, daß du mit Geduld und Liebe Jedermann rathen und helfen wolltest, und ich meinte, ich würde nicht selig sterben können, wenn ich einen so braven, treuen Menschen das Gute mit Bösem vergelten würde. (Er hatte Thränen in den Augen.) Da seht ihr, ob's mir nicht Ernst ist.

Lienhard. Thue doch überall Niemand etwas Böses mehr!

Michel. Will's Gott! will ich dir folgen.

Gertrud. Es wird dir dann gewiß auch überall wieder beſſer gehn.

Lienhard. Willſt du noch dieſen Abend zum Vogt gehen?

Michel. Ja, wenn ich kann.

Der Maurer giebt ihm den halben Thaler und ſagt: Bringe ihn doch nicht in Zorn!

Gertrud. Sag' ihm doch nicht, daß wir etwas davon wiſſen.

Michel. Ich will ſo kurz ſein, als ich kann; aber den Augenblick geh ich, ſo iſt's bald vorüber. Behüte Gott, Gertrud!

Ich danke dir, Lienhard! Schlaft wohl!

Lienhard. Ebenfalls, behüte Gott, Michel! (Michel geht ab.)

---

71. Kapitel.

Die Hauptauftritte nähern ſich.

Als der Vogt heim kam, traf er ſeine Frau allein in der Stube an; er konnte alſo die Wuth und den Zorn, den er den Tag über geſammelt hatte, nun ausleeren. Auf dem Felde, im Schloß und in Hirzau, da war es anders. Unter den Leuten zeigt ſo einer nicht leicht, wie's ihm ums Herz iſt.

Ungeſchickt wie ein Schäferbube, würde man ſagen, wäre ein Vogt, der das nicht könnte, und das hat man dem Hummel nie nachgeredet. Er konnte ganze Tage lang Zorn und Neid, Haß und Gram hinunter ſchlucken, und immer lächeln, ſchwatzen und trinken; aber wenn er heim kam und zum Glück oder Unglück die Wohnſtube leer fand, ſo ſtieß er die Wuth, die er unter den Leuten geſammelt hatte, fürchterlich aus.

Seine Frau weinte in einer Ecke und ſagte: Um Gottes willen, thue doch nicht ſo! Mit dieſem Raſen bringſt

du Arner nur immer mehr auf. Er ruht nicht, bis du dich zum Ziel legst.

Vogt. Er wird nicht ruhn, ich mag thun, was ich will; er wird nicht ruhn, bis er mich zu Grunde gerichtet haben wird. Ein Schelm, ein Dieb, ein Hund ist er; der Verfluchteste unter allen Verfluchten.

Vögtin. Herr Jesus! um Gottes willen, wie du redest! Du bist von Sinnen.

Vogt. Habe ich nicht Ursache? Weißt du es nicht? Er nimmt mir das Wirthsrecht oder den Mantel innerhalb vierzehn Tagen.

Vögtin. Ich weiß es; aber um Gotteswillen! thue doch jetzt nicht so. Das ganze Dorf weiß es schon. Der Schloßschreiber hat's dem Weibel gesagt, und dieser hat's an allen Orten ausgekramt. Ich wußte nichts bis auf den Abend, da ich tränkte; da lachten die Leute auf beiden Seiten der Gasse vor allen Häusern, und die Margareth, die auch tränkte, nahm mich beiseits und sagte mir das Unglück. Und noch etwas. Hans Wüst hat die acht Gulden zurückgebracht. Wie kommt jetzt dieser zu acht Gulden? Auch dahinter steckt Arner. Ach Gott, ach Gott! allenthalben droht ein Ungewitter.

Wie ein Donnerschlag erschreckten die Worte: „Hans Wüst hat die acht Gulden zurückgebracht", den Vogt. Er stand eine Weile, starrte mit halbgeöffnetem Mund die Frau an und sagte dann: Wo ist das Geld? Wo sind die acht Gulden? (Die Frau stellt es in einem zerbrochnen Trinkglas auf den Tisch. Der Vogt starrt eine Weile das Geld an, zählt es nicht und sagt dann:) Es ist nicht aus dem Schloß, der Junker giebt keine ungesonderten Sorten.

Vögtin. Ich bin froh, daß es nicht aus dem Schloß ist.

Vogt. Es steckt doch etwas dahinter. Du hättest es ihm nicht abnehmen sollen.

Vögtin. Warum das?

Vogt. Ich hätte ihn ausforschen mögen, woher er's habe.

Vögtin. Ich habe wohl daran gedacht; aber er wollte nicht warten, und ich glaube nicht, daß du etwas

herausgebracht hättest; er war so kurz und abgebrochen, als man nur sein kann.

Vogt. Es stürmt Alles auf mich los; ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Gieb mir zu trinken! (Sie stellt ihm den Krug dar, und er geht mit wilder Wuth die Stube hinauf und hinunter, schnauft, trinkt und redet mit sich selber:) Ich will den Maurer verderben, das ist das Erste, das sein muß, und das muß geschehn, wenn's mich auch hundert Thaler kostet. Der Michel muß ihn verderben, und dann will ich auch hinter den Markstein — —

So sagte der Vogt und eben klopfte Michel an. Wie im Schrecken fuhr der Vogt zusammen und sagte: Wer ist da so spät in der Nacht? Dann eilte er ans Fenster, zu sehen, und Michel rief: Mach' auf, Vogt!

72. Kapitel.

Die letzte Hoffnung verläßt den Vogt.

Wie mir der so eben recht kommt, sagt der Vogt, eilt, öffnet die Thür, grüßt den Michel und sagt: Willkommen Michel, was bringst du gutes Neues?

Michel. Nicht viel, ich will dir nur sagen . . . . .

Vogt. Du wirst doch nicht unter der Thür reden wollen? Komm in die Stube, ich gehe noch lange nicht schlafen.

Michel. Ich muß wieder heim, Vogt! Ich will dir nur sagen, daß mich der Handel vom Samstag gereut hat.

Vogt. Ja, bei Gott! das wäre so eben recht. Nein, der muß dich nicht gereuen. Wenn's nicht genug ist, ich biete dir lieber noch mehr. Komm nur in die Stube. Es fehlt nicht, wir werden des Handels gewiß einig.

Michel. Um keinen Preis, Vogt! Da sind deine zwei Thaler.

Vogt. Ich nehme sie dir jetzt nicht ab, Michel. Treib nicht den Narren! Der Handel muß dir nicht schaden, und wenn dir die zwei Thaler zu wenig sind, so komm in die Stube.

Michel. Ich will weiter nichts hören, Vogt. Da ist dein Geld.

Vogt. Bei Gott! ich nehme dir's jetzt nicht ab. Ich habe jetzt geschworen. Du mußt mit mir in die Stube.

Michel. Das kann zuletzt wohl sein. (Er geht mit ihm.) Da bin ich nun in der Stube, und da ist dein Geld. (Er legt es auf den Tisch.) Und jetzt behülte Gott, Vogt! und hiermit kehrte er sich um und ging fort.

---

73. Kapitel.

Er macht sich an den Markstein.

Der Vogt stand eine Weile stumm und sprachlos da, rollte seine Augen umher, schäumte zum Munde aus, zitterte, stampfte und rief dann: Frau, gieb mir Brenz! Es muß sein, ich gehe.

Frau. Wohin, wohin willst du in der stockfinstern Nacht?

Vogt. Ich gehe . . . ich gehe und grabe den Stein aus. Gieb mir die Flasche!

Frau. Um Gottes willen, thue doch das nicht!

Vogt. Es muß sein, es muß sein, ich gehe.

Frau. Es ist stockfinster, es geht gegen zwölf, und in der Charwoche hat der Teufel sonst viel Gewalt.

Vogt. Hat er das Roß, so nehme er den Zaum auch. Gieb mir die Flasche! ich gehe.

Schnell nimmt er Pickel und Schaufel und Karst auf die Achsel und eilt im tiefen Dunkel der Nacht auf den Berg, seinem Herrn den Markstein zu versetzen. Rausch und Rache und Wuth machten ihn kühn; doch wo er ein

Scheinholz erblickte oder einen Hasen rauschen hörte, zitterte er, stand einen Augenblick still, und eilte dann wüthend weiter, bis er endlich zum Markstein kam. Er griff jetzt schnell zur Arbeit, hackte und schaufelte umher.

74. Kapitel.

Die Nacht betrügt Trunkene und Schelme, die in der Angst sind, am stärksten.

Aber plötzlich erschreckt ihn ein Geräusch. Ein schwarzer Mann hinter dem Gesträuch kommt auf ihn zu. Um den Mann ist es hell in der finstern Nacht, und Feuer brennt auf des Mannes Kopfe. Das ist der leibhaftige Teufel! sagt der Vogt, flieht, heult entsetzlich und läßt Karst und Pickel und Schaufel, den Hut und die leere Branntweinflasche zurück.

Es war Christoph, der Hühnerträger von Arnheim, der Eier in Oberhofen, Lunkofen, Hirzau und an andern Orten aufgekauft hatte und nun auf seinem Heimweg begriffen war. Er trug auf seinem Korbe das Fell von einer schwarzen Ziege und hatte eine Laterne daran hängen, um den Weg im Finstern zu finden. Dieser Eierträger erkannte die Stimme des fliehenden Vogtes; und da er dachte, daß er gewiß etwas Böses im Sinn habe, ergrimmte er bei sich selber und sprach: Dem verfluchten Buben will ich's jetzt machen! er meint, ich sei der Teufel. Schnell stellt er seinen Korb ab, nimmt Karst und Pickel und Schaufel und seinen mit Eisen beschlagenen Botenstock, bindet Alles zusammen, schleppt es hinter sich her über den Felsweg hinunter, daß es fürchterlich rasselt, läuft so dem Vogt nach und ruft mit hohler, heulender Stimme: Oh! ah! uh! — Hummel! oh! ah! uh! — Du bist mein! — Wa—art! — Hu—Hummel! — —

Der arme Vogt läuft, was er vermag und schreit in seinem Laufen erbärmlich: Mordio und Helfio! Wächter, der Teufel nimmt mich!

Und der Hühnerträger immer hinten nach: Oh! ah! uh! — Vo—ogt! Wa—art! Vo—ogt! — Du bist mein, — Vo—o—ogt! —

75. Kapitel.

Das Dorf kommt in Bewegung.

Der Wächter im Dorfe hörte das Laufen und Rufen vom Berge und verstand alle Worte; aber er fürchtete sich und klopfte einigen Nachbarn am Fenster an. Steht doch auf, Nachbarn, sagte er zu ihnen, und höret, wie es am Berge geht! Es ist, als wenn der Teufel den Vogt nehmen wollte. Höret doch, wie er Mordio und Helfio ruft, und er ist doch, weiß Gott! bei seiner Frau daheim. Es sind noch keine zwei Stunden, daß ich ihn unter seinem Fenster gesehen habe. Als ihrer etwa zehn beisammen waren, riethen sie, sie wollten alle miteinander mit dem Windlicht und mit Gewehr wohl versehen dem Geräusch entgegen gehn, aber frisches Brot, den Psalter und das Testament mit in den Sack nehmen, daß ihnen der Teufel nichts anhaben könne. Die Männer gingen, hielten aber zuerst noch bei des Vogts Haus still, um zu sehn, ob er daheim wäre.

Die Vögtin wartete in Todesangst, wie es ihm auf dem Berge gehen möchte, und da sie den nächtlichen Lärm hörte und die Männer mit den Windlichtern an ihrem Hause klopfen, erschrak sie entsetzlich und rief ihnen: Herr Jesus! Was wollt ihr?

Männer. Dein Mann soll herunter kommen!

Frau. Er ist nicht zu Hause. Aber, Herr Jesus! was ist es doch, daß ihr da seid?

Männer. Das ist eben schlimm, wenn er nicht daheim ist. Horch, wie er Mordio und Helfio schreit, als wenn der Teufel ihm nachliefe.

Die Frau läuft jetzt mit den Männern wie unsinnig fort. Der Wächter fragte sie unterwegs: Was Teufels thut doch dein Mann jetzt noch auf dem Berg? Er war ja noch vor ein Paar Stunden im Haus. Sie antwortete kein Wort, sondern heulte entsetzlich, und auch des Vogts Hund heulte an seiner Kette.

Als aber der Hühnerträger das Volk, das dem Vogt zu Hülfe eilte, sich nähern sah, und des Vogts Hund so fürchterlich heulen hörte, kehrte er um und ging so still und geschwind, als er konnte, wieder den Berg hinauf zu seinem Korb, packte seine Beute auf und setzte dann seinen Weg fort.

Kunz aber, der mit des Vogts Frau einige Schritte voraus war, merkte, daß es eben nicht der Teufel sei, faßte den heulenden Vogt ziemlich unsanft beim Arm und sagte ihm: Was ist das? Warum thust du auch so, du Narr? —

O, — o, — laß mich! — O, — Teufel, laß mich! — — sagte der Vogt, der im Schrecken nichts sah und nichts hörte.

Du Narr, ich bin Kunz, dein Nachbar, und das ist deine Frau! sagte ihm dieser.

Die andern Männer sahen zuerst ziemlich behutsam umher, wo etwa der Teufel doch stecken möchte, und der mit dem Windlicht zündete sorgfältig in die Höhe und auf den Boden und auf alle vier Seiten; es steckte auch ein jeder seine rechte Hand in den linken Sack zum neugebackenen Brot, zum Testament und zum Psalter. Da sich aber lange nichts zeigte, faßten sie nach und nach Muth, und einige wurden sogar munter und fingen an, den Vogt zu fragen: Hat der Teufel dich mit den Klauen gekräuelt, oder mit den Füßen getreten, daß du so bluteſt? Andere aber sprachen: Es ist jetzt nicht Zeit zu spotten; wir haben ja alle die erschreckliche Stimme gehört. Kunz aber sagte: Ich glaube, ein Wilddieb oder ein Harzer (Harzsammler) hat den Vogt und uns alle geäfft. Als ich ihm nahe kam, hörte das Geheul auf, und ein Mensch lief den Berg hinauf, was er konnte. Es hat mich tausendmal gereut, daß ich ihm nicht nachgelaufen bin, und

wir waren Narren, daß wir des Vogts Hund nicht mitgenommen haben.

Du bist ein Narr, Kunz; das war in Ewigkeit keine Menschenstimme. Es ging durch Leib und Seel; es drang durch Mark und Bein; und ein mit Eisen beladener Wagen rasselt nicht so auf der Bergstraße, wie das gerasselt hat.

Kunz. Ich will euch nicht widersprechen. Nachbarn! Es schauerte mir auch, da ich es hörte; aber doch lasse ich mir nicht ausreden, daß ich Jemand wieder den Berg hinauf laufen gehört habe.

Meinst du, der Teufel könne nicht auch laufen, daß man ihn höre? sagten die Männer, der Vogt aber hörte von allem Gerede kein Wort, und da er daheim war, bat er die Männer, daß sie doch diese Nacht bei ihm blieben, und sie blieben gar gern im Wirthshause.

76. Kapitel.

Der Pfarrer kommt ins Wirthshaus.

Indessen hatte der nächtliche Lärm Alles im Dorfe aufgeweckt. Auch im Pfarrhause stand Alles auf; denn man vermuthete Unglück. Und da der Pfarrer nachfragen ließ, was für ein Lärm sei, bekam er erschreckliche Berichte über den gräulichen Vorfall. Der Pfarrer dachte, er wolle diesen Schrecken des Vogts, so dumm seine Ursache auch sei, benutzen, und ging in der Nacht ins Wirthshaus.

Blitzschnell verschwanden die Weinkrüge von allen Tischen, da er kam. Die Bauern standen auf und sagten: Willkommen, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer!

Der Pfarrer dankte und sagte den Nachbarn: Es ist brav, daß ihr, wenn ein Unglück begegnet, so bereit und dienstfertig seid. Aber wollet ihr mich jetzt eine Weile bei dem Vogt allein lassen?

Bauern. Es ist unsre Schuldigkeit, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! Wir wünschen euch eine glückselige Nacht!

Pfarrer. Ein Gleiches, ihr Nachbarn! Aber ich muß euch noch bitten, daß ihr euch in Acht nehmt, was ihr über diesen Vorfall erzählt. Es ist allemal unangenehm, wenn man großes Geschrei von einer Sache macht, und wenn darnach herauskommt, daß nichts an der Sache sei, oder etwas ganz Andres. Für jetzt weiß einmal noch Niemand, was eigentlich begegnet ist, und ihr wisset doch, Nachbarn, die Nacht trügt.

Es ist so, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! sagten die Bauern innerhalb der Thür, und: Er ist immer so ein Narr und will nichts glauben, sagten sie draußen.

77. Kapitel.

Seelsorgerarbeit.

Der Pfarrer aber redete mit dem Vogt herzlich und sagte zu ihm: Untervogt, ich habe vernommen, daß dir etwas begegnet ist, und ich bin da, dir mit Trost, so gut ich kann, an die Hand zu gehen. Sage mir aufrichtig, was ist dir eigentlich begegnet?

Vogt. Ich bin ein armer, unglücklicher Tropf. Der leidige Satan hat mich nehmen wollen.

Pfarrer. Wie so, Vogt? Wo ist dir das begegnet?

Vogt. Oben auf dem Berge.

Pfarrer. Hast du denn wirklich Jemand gesehen? Hat dich Jemand angegriffen?

Vogt. Ich sah ihn, — ich sah ihn, wie er auf mich zulief. — Es war ein großer, schwarzer Mann und er hatte Feuer auf seinem Kopfe; — er ist mir nachgelaufen bis unten an den Berg.

Pfarrer. Warum blutest du am Kopf?

Vogt. Ich bin im Herunterlaufen gefallen.

Pfarrer. Es hat dich also Niemand mit einer Hand angerührt?

Vogt. Nein, aber gesehen habe ich ihn mit meinen Augen.

Pfarrer. Nun, Vogt! wir wollen uns nicht dabei aufhalten. Ich kann nicht begreifen, was es eigentlich war. Es mag aber gewesen sein, was es will, so ist es gleichviel; denn Untervogt! es ist eine Ewigkeit, wo ohne Zweifel die Gottlosen in seine Klauen fallen werden, und diese Ewigkeit und die Gefahr, nach dem Tode in seine Klauen zu fallen, sollte dich bei deinem Alter und bei deinem Leben freilich unruhig und sorgenvoll machen.

Vogt. O, Herr Pfarrer, ich weiß vor Sorgen und Unruhe nicht, was ich thue. Um Gottes willen, was kann, was soll ich machen, daß ich vom Teufel wieder los werde? Bin ich nicht jetzt schon ganz in seiner Gewalt?

Pfarrer. Vogt, plage dich nicht mit Geschwätz und mit närrischen Worten! Du bist bei Sinnen und Verstand und also ganz in deiner eignen Gewalt. Thue was recht ist, und was dir dein Gewissen sagt, daß du es Gott und Menschen schuldig seist, du wirst alsdann bald merken, daß der Teufel keine Gewalt über dich hat.

Vogt. O, Herr Pfarrer, was kann, was muß ich denn thun, daß ich bei Gott wieder zu Gnaden komme?

Pfarrer. Im Ernst deine Fehler bereuen, dich bessern, und dein ungerechtes Gut wieder zurück geben.

Vogt. Man glaubt, ich sei reich, Herr Pfarrer; aber ich bin es, weiß Gott! nicht.

Pfarrer. Das ist gleichviel. Du hast des Rudi Matte mit Unrecht, und Wüst und Keibacker haben einen falschen Eid gethan. Ich weiß es und werde nicht ruhen, bis der Rudi wieder zu dem Seinigen gelangt sein wird.

Vogt. O, Herr Pfarrer! Um Gottes willen habt Mitleiden mit mir!

Pfarrer. Das beste Mitleiden, das man mit dir haben kann, ist das, wenn man dich dahin bringen kann, gegen Gott und Menschen zu thun, was du schuldig bist.

Vogt. Ich will ja thun, was ihr wollt, Herr Pfarrer!

Pfarrer. Willst du dem Rudi seine Matte wieder zurück geben?

Vogt. Um Gotteswillen! Ja, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Erkennst du also, daß du sie mit Unrecht besitzest?

Vogt. In Gottes Namen! ja, Herr Pfarrer! ich muß es bekennen; aber ich komme an den Bettelstab, wenn ich sie verliere.

Pfarrer. Vogt! Es ist besser betteln, als armer Leute Gut unrechtmäßig vorenthalten. (Der Vogt seufzt.)

Pfarrer. Aber was thatest du auch mitten in der Nacht auf dem Berge?

Vogt. Um Gottes willen! fragt mich doch das nicht, Herr Pfarrer; ich kann, ich darf's nicht sagen. Habt Mitleid mit mir, ich bin sonst verloren.

Pfarrer. Ich will dir nicht zumuthen, mir etwas zu offenbaren, das du nicht willst. Thust du es gern, so will ich dir rathen wie ein Vater; willst du es nicht thun, in Gottes Namen! so ist es dann deine Schuld, wenn ich dir da, wo du es vielleicht am nöthigsten hättest, nicht rathen kann. Aber da ich ohne deinen Willen von Allem, was du mir sagen wirst, nichts offenbaren werde, so kann ich doch nicht sehen, was du dabei gewinnst, wenn du mir etwas verschweigst.

Vogt. Aber werdet ihr gewiß nichts wider meinen Willen offenbar machen, es mag sein, was es will?

Pfarrer. Nein, gewiß nicht, Vogt!

Vogt. So will ich es euch in Gottes Namen sagen. Ich wollte dem Junker einen Markstein versetzen.

Pfarrer. Lieber Gott und mein Heiland! Warum auch dem guten, lieben Junker?

Vogt. Ach, er wollte mir das Wirthshaus oder den Vogtsdienst nehmen, und das brachte mich in Wuth.

Pfarrer. Du bist doch ein unglücklicher Tropf, Vogt! Er meint es so wenig böse. Er hat dir noch einen Ersatz geben wollen, wenn du die Vogtsstelle freiwillig aufgeben würdest.

Vogt. Ist das auch wahr, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Ja, Vogt, ich kann dir es für gewiß sagen; denn ich habe es aus seinem Munde. Er hat am Samstag Abend auf seinem Berge gejagt, und ich habe ihn auf dem Wege von Reutihof, wo ich bei der alten

Frau war, angetroffen. Da hat er mir ausdrücklich gesagt, der junge Meyer, den er zum Vogt machen wolle, müsse dir, damit du dich nicht zu beklagen habest, hundert Gulden jährlichen Ersatzes geben.

Vogt. Ach Gott! Herr Pfarrer, hätte ich das gewußt, ich würde nicht in dieses Unglück gefallen sein.

Pfarrer. Man muß Gott vertrauen, auch wenn man noch nicht sieht, wo seine Vatergüte eigentlich hervorblicken will, und von einem guten Herrn muß man Gutes hoffen, auch wenn man noch nicht sieht, wie und worin er sein gutes Herz offenbaren will. Das macht, daß man ihm getreu bleibt und ihm vertraut, und dadurch denn sein Herz in allen Fällen zum Mitleid und zu aller Vatergüte offen findet.

Vogt. Ach Gott, wie ein unglücklicher Mann ich bin! Hätte ich auch nur die Hälfte von diesem gewußt!

Pfarrer. Das Geschehene ist jetzt nicht mehr zu ändern; aber was willst du jetzt thun, Vogt?

Vogt. Ich weiß es in Gottes Namen nicht. Das Bekenntniß bringt mich um mein Leben. Was meint ihr, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Ich wiederhole, was ich dir eben gesagt habe. Ich will dir kein Bekenntniß zumuthen. Das, was ich sage, ist ein bloßer Rath; aber meine Meinung ist, der gerade Weg sei noch für Niemand übel ausgeschlagen, Arner ist barmherzig, und du bist schuldig. Thu jetzt, was du willst; aber ich würde es auf seine Barmherzigkeit ankommen lassen. Ich sehe wohl, daß der Schritt schwer ist; aber es ist auch schwer, ihm den Fehler zu verschweigen, wenn du wahre Ruhe und Zufriedenheit für dein Herz suchst. (Der Vogt seufzt und redet nichts; der Pfarrer aber fährt fort und sagt wieder:) Thue jetzt in Gottes Namen, was du willst, Vogt! ich will dir nichts zumuthen; aber je mehr ich es überlege, desto mehr dünkt mich, du fahrest am besten, wenn du es auf Arners Barmherzigkeit ankommen lassest; denn ich muß dir doch auch sagen, der Junker werde wohl nachforschen, warum du in dieser späten Nachtzeit auf der Straße gewesen seist.

Vogt. Herr Jesus, Herr Pfarrer! was mir in den Sinn kommt! Ich habe Pickel und Schaufel und Karst, und was weiß ich noch, beim Markstein gelassen, und er ist schon halb ausgegraben. Es übernimmt mich eine Angst und ein Schrecken wegen des Pickels und des Karsts, daß es entsetzlich ist, Herr Pfarrer!

Pfarrer. Wenn dich wegen des armseligen Pickels und Karsts, die man ja leicht heut noch vor Tage wegtragen und verbergen kann, eine solche Angst übernimmt, Vogt! so denke doch, wie tausend solche Umstände und Vorfälle dir begegnen werden und begegnen müssen, wenn du schweigst, die dir deine übrigen Tage noch alle zu Tagen der größten Unruhe und der bittersten fortdauernden Besorgnisse machen werden. Ruhe für dein Herz wirst du nicht finden, Vogt! wenn du das nicht bekennst.

Vogt. Und ich kann bei Gott auch nicht wieder zu Gnaden kommen, wenn ich schweige?

Pfarrer. Vogt! wenn du das selber denkst und selber sorgst und fürchtest, und doch wider die Stimme deines Gewissens, wider deine eigne Ueberzeugung schweigst, wie könnte es möglich sein, daß dieses Thun Gott gefallen und dir seine Gnade wieder bringen könnte?

Vogt. So muß ich es denn bekennen?

Pfarrer. Gott wolle mit seiner Gnade bei dir sein, daß du thust, was dein Gewissen dich heißt.

Vogt. Ich will es bekennen.

Und da er dies gesagt hatte, betete der Pfarrer vor ihm also: Preis und Dank und Anbetung, Vater im Himmel! Du hast deine Hand gegen ihn ausgestreckt, und sie hat ihm Zorn und Entsetzen geschienen, die Hand deiner Erbarmung und Liebe! Aber sie hat sein Herz bewegt, daß er sich nicht mehr gegen die Stimme der Wahrheit verhärtet, wie er sich lange, lange gegen sie verhärtet hat. Du, der du Schonung und Mitleid und Gnade bist, nimm das Opfer seines Bekenntnisses gnädig an und ziehe deine Hand nicht ab von ihm! Vollende das Werk der Erbarmung und laß ihn wieder deinen Sohn, deinen Begnadigten werden. O Vater im Himmel! Der Menschen Leben auf Erden ist Irrthum und Sünde; darum bist du

gnädig den armen Kindern der Menschen und verzeihest ihnen ihre Uebertretung und Sünde, wenn sie sich bessern. Preis und Anbetung, Vater im Himmel! Du hast deine Hand gegen ihn ausgestreckt, daß er dich suche. Du wirst das Werk deiner Erbarmung vollenden, und er wird dich finden, lobpreisen deinen Namen und verkündigen deine Gnade unter seinen Brüdern!

Jetzt war der Vogt durch und durch bewegt und Thränen flossen von seinen Wangen. O Gott! so sagte er, Herr Pfarrer! ich will's bekennen und thun, was man will. Ich will Ruhe suchen für mein Herz und Gottes Erbarmen.

Der Pfarrer redete noch eine Weile mit ihm, tröstete ihn und ging dann wieder nach Hause. Es ging aber schon gegen fünf Uhr, da er heim kam. Er schrieb dann alsobald an Arner. Der Brief, den er gestern geschrieben, und der heutige lauteten also:

78. Kapitel.

Zwei Briefe vom Pfarrer an Arner.

Erster Brief.

Hochedelgeborner, gnädiger Herr!

Der Ueberbringer dieses, Hans Wüst, hat mir heut eine Sache geoffenbart, die von einer Natur ist, daß ich nicht umhin konnte, ihm zu rathen, sie Euer Gnaden als seinem Richter zu entdecken. Er hält nämlich in seinem Gewissen dafür, der Eid, den er und Keibacker vor zehn Jahren bei der Sache zwischen dem Hübelrudi und dem Vogt geschworen haben, sei falsch. Es ist eine sehr traurige Geschichte und es kommen dabei sehr bedenkliche Umstände von dem verstorbenen Schloßschreiber und dem unglücklichen Vikari meines in Gott ruhenden Vorfahren ans Licht, und mir schauert vor aller Aergerniß, so dieses Bekenntniß hervorbringen kann. Ich danke aber wieder Gott, daß der ärmste unter meinen vielen Armen, der gedrückte,

leidende Rudi mit seiner schweren Haushaltung durch dieses Bekenntniß wieder zu dem Seinigen kommen kann. Die täglich steigende Bosheit des Vogts und sein Muthwille, der jetzt auch sogar der Feste nicht mehr achtet, machen mich glauben, die Zeit seiner Demüthigung sei nahe. — Für den unglücklichen, armen Wüst bitte ich demüthig und dringend um alle Barmherzigkeit und Gnade, welche die Pflichten der Gerechtigkeit dem menschenliebenden Herzen Euer Gnaden erlauben können.

Meine liebe Frau empfiehlt sich Ihrer edelmüthigen Gemahlin, und meine Kinder Ihren guten Fräulein. Sie sagen tausendfachen Dank für die Blumenzwiebeln, mit denen sie unsern Garten verzieren wollen. Gewiß werden meine Kinder ihrer mit Fleiß warten; denn ihre Blumenfreude ist unbeschreiblich.

Erlauben Sie, Hochedelgeborner, gnädiger Herr! daß ich mit pflichtschuldiger Ergebenheit mich nenne

Euer Hochedelgeboren Gnaden

Bonnal, den 20. März 1780. gehorsamster Diener Joachim Ernst, Pfarrer.

Zweiter Brief.

Hochedelgeborner, gnädiger Herr!

Seit gestern Abend, da ich Euer Gnaden in beiliegend schon versiegeltem Schreiben den Vorfall mit dem Hans Wüst pflichtgemäß zu wissen thun wollte, hat die Alles leitende, weise Vorsehung meine Hoffnungen und meine Wünsche für den Rudi und meine Vermuthungen gegen den Vogt auf eine mir jetzt noch unbegreifliche und unerklärliche Weise bestätigt.

Es entstand in der Nacht ein allgemeiner Lärm im Dorfe, der so groß war, daß ich Unglück vermuthete. Ich ließ nachfragen, was es sei, und ich erhielt den Bericht, der Teufel wolle den Vogt nehmen, er schreie erbärmlich droben am Berge um Hülfe und alles Volk habe das erschreckliche Gerassel des ihm nachlaufenden Teufels gehört. Ich mußte ob diesem Berichte, Gott verzeihe es mir! herzlich lachen. Es kamen aber immer mehr Leute,

die alle den gräulichen Vorfall bestätigten und zuletzt berichteten, der Vogt sei wirklich mit den Männern, die ihm zu Hülfe geeilt seien, wieder heimgekehrt, aber so erbärmlich vom leidigen Satan herumgeschleppt und zugerichtet worden, daß er wahrscheinlicher Weise bald sterben werde. Ich dachte, es mag nun gewesen sein, was es will, so ist der Vogt vielleicht jetzt weich, und man muß die gelegene Zeit nicht versäumen. Ich ging daher sogleich zu ihm hin; aber ich fand ihn in einem erbärmlichen Zustande. Er glaubt steif und fest, der Teufel habe ihn nehmen wollen. Ich fragte zwar hin und her, um etwa auf eine Spur zu kommen; aber ich begreife noch nichts von Allem. Nur so viel ist gewiß, daß ihn Niemand angerührt hat und daß seine Verwundung am Kopfe, die aber leicht ist, von einem Fall herrührt. Auch hat der Teufel mit seinem Rasseln und Heulen nachgelassen.

Aber es ist Zeit, zur Hauptsache zu kommen. — Der Vogt war gedemüthigt und bekannte mir zwei abscheuliche Thaten, die er mir freiwillig erlaubte, Euer Gnaden zu offenbaren. Erstlich, es sei wahr, was mir der Hans Wüst gestern geklagt habe, nämlich, er habe Ihren in Gott ruhenden Herrn Großvater in dem Handel mit dem Rubi irre geführt, und die Matte sei mit Unrecht in seiner Hand. Zweitens, er habe diese Nacht Euer Gnaden einen Markstein versetzen wollen und sei wirklich an dieser Arbeit gewesen, als ihm der erschreckliche Zufall begegnet sei.

Ich bitte nun Euer Gnaden demüthig um Schonung und Barmherzigkeit auch für diesen unglücklichen Mann, der Gottlob! auch zur Demuth und zur Reue zurückzukommen scheint.

Da sich die Umstände seit gestern geändert haben, schicke ich den Hans Wüst nicht mit seinem Briefe, sondern ich sende beide durch Wilhelm Aebi, und erwarte, was Euer Gnaden hierin für fernere Befehle an mich werden gelangen lassen, womit ich in vorzüglichster Hochachtung verharre Euer Hochedelgeboren Gnaden

Bonnal, den 21. März 1780. gehorsamster Diener
Joachim Ernst, Pfarrer.

79. Kapitel.

Des Hühnerträgers Bericht.

Wilhelm Aebi eilte nun mit den Briefen auf Arnburg; aber Christoph, der Hühnerträger, war früher im Schloß und erzählte dem Junker Alles, was begegnet war, der Länge und Breite nach. Der Junker aber mußte auf seinem Lehnstuhl über die Geschichte, über den Schrecken des Vogts und über das Oh! Ah! Uh! des Hühnerträgers herzlich lachen.

Thereſe, ſeine Gemahlin, die im Nebengemach noch in der Ruhe war, hörte das laute Gelächter und das Oh! Ah! Uh! des Hühnerträgers und rief: Karl, was iſt das? Komm doch herein und ſage mir, was es iſt.

Da ſagte der Junker zum Hühnerträger: Meine Frau will auch hören, wie du den Teufel vorſtellen könneſt; komm herein! Er ging jetzt mit dem Hühnerträger in das Schlafzimmer ſeiner Gemahlin, und dieſer erzählte dann wieder, wie er den Vogt bis unten ins Feld verfolgt habe, wie ſeine Nachbarn bei Dutzenden mit Spießen und Prügeln und Windlichtern dem armen Vogt zu Hülfe gekommen wären, und wie er dann wieder ſtill den Berg hinauf geſchlichen ſei.

Thereſe und Karl lachten auf ihrem Bett wie Kinder und ließen den Hühnerträger, ſo viel er wollte, von dem köſtlichen Wein des Junkers, der ſeit geſtern noch da ſtand, trinken. Hingegen verbot ihm Arner, Jemand ein Wort von der Sache zu erzählen.

Indeſſen langte Wilhelm Aebi mit des Pfarrers Briefen an. Arner las ſie, und die Geſchichte des Hans Wüſt rührte ihn am meiſten. Die Unvorſichtigkeit ſeines Großvaters und das Unglück des Ruti gingen ihm zu Herzen; aber die weiſe Handlungsart des Pfarrers freute ihn in der Seele. Er gab die Briefe ſogleich ſeiner Thereſe und ſagte: Das iſt doch ein herrlicher Mann, mein Pfarrer in Bonnal. Menſchenfreundlicher und ſorgfältiger hätte er nicht handeln können.

Thereſe las die Briefe und ſagte: Das iſt eine erſchreckliche Sache mit dem Wüſt! Du mußt dem Rudi wieder zu dem Seinigen helfen. Säume doch nicht, und wenn der Vogt ſich ſträubt, die Matte zurückzugeben, ſo wirf ihn in alle Löcher. Es iſt ein Satan, den du nicht ſchonen mußt.

Ich will ihn aufknüpfen laſſen, antwortete Arner.

Ach nein, du tödteſt Niemand, erwiederte Thereſe.

Meinſt du, Thereſe? ſagte Karl und lächelte. Ja, ich meine es, ſagte Thereſe, und küßte ihren Karl. Du würdeſt mich nicht mehr küſſen, glaube ich, wenn ich's thäte, Thereſe! ſagte Karl. Und Thereſe lächelnd: Das denk ich. — Arner aber ging in ſein Kabinet und antwortete dem Pfarrer.

80. Kapitel.

Des Junkers Antwortſchreiben an den Pfarrer.

Wohlehrwürdiger, lieber Herr Pfarrer!

Der Vorfall mit dem Vogt iſt mir eine Stunde vor Ihrem Schreiben durch den Teufel ſelbſt, der den Vogt den Berg hinabjagte, geoffenbart worden, und der iſt mein lieber Hühnerträger Chriſtoph, den Sie wohl kennen. Ich erzähle Ihnen die ganze Geſchichte, die recht luſtig iſt, noch heute; denn ich komme zu Ihnen und will wegen des Markſteines Gemeinde halten laſſen, und zugleich will ich mit meinen Bauern wegen ihres Geſpenſterglaubens jetzt eine Komödie ſpielen, — und Sie, mein lieber Herr Pfarrer, müſſen auch mit mir in dieſe Komödie. Ich denke, Sie ſind noch nicht in vielen geweſen, ſonſt würden Sie gewiß nicht ſo ſchüchtern, aber vielleicht auch nicht ſo herzgut und ſo zufrieden ſein.

Ich ſende Ihnen hier von meinem beſten Wein zum herzlichen Gruß und Dank, daß Sie mir ſo redlich und brav geholfen haben, meines lieben Großvaters Fehler wieder gut zu machen. Wir wollen dieſen Abend zu ſeinem

Andenken eins davon mit einander trinken. Mein lieber Herr Pfarrer, er war doch ein braver Mann, wenn die Schelmen schon so oft sein gutes Herz und sein Zutrauen gemißbraucht haben.

Ich danke Ihnen, mein lieber Herr Pfarrer, für Ihre Mühe und für Ihre Sorgfalt wegen des Hübelrudi. — Freilich will ich ihm helfen. Noch heute muß er mit meinem lieben Großvater wieder zufrieden werden und, wills Gott! in seinem Leben bei seinem Andenken nicht mehr trauern. Es thut mir in der Seele leid, daß er so unglücklich gewesen ist, und ich will, auf was Weise ich kann, dafür sorgen, daß der Mann für sein Leiden und für seinen Kummer mit Freude und Ruhe wieder erquickt werde. Wir sind gewiß schuldig, die Fehler unsrer Eltern wieder gut zu machen, so viel wir können und mögen. O es ist nicht recht, Herr Pfarrer, daß man behauptet, ein Richter sei nie in einer Gefahr und sei nie einen Ersatz schuldig. Ach Gott, Herr Pfarrer, wie wenig kennt man den Menschen, wenn man nicht einsieht, daß alle Richter eben durch Gefahr ihres Vermögens nicht nur zur Ehrlichkeit, sondern zur Sorgfalt und zur Anstrengung aller Aufmerksamkeit sollten bewogen und angehalten werden. Aber was ich da vergebens schwatze!

Meine Frau und meine Kinder grüßen Ihre Geliebten alle herzlich und senden Ihren Töchtern noch eine Schachtel Blumenzeug. Leben Sie wohl, mein lieber Herr Pfarrer, und stürmen sie jetzt nicht so in allen Stuben herum, Alles aufzuräumen und Würste und Schinken zu sieden, als ob ich vor lauter Hunger bei Ihnen einkehren wolle, sonst werde ich nicht wieder zu Ihnen kommen, so lieb Sie mir sind.

Ich danke Ihnen noch einmal, mein lieber Herr Pfarrer, und bin mit wahrer Zuneigung

Ihr aufrichtiger Freund
Karl Arner
von Arnheim.

Arnburg, den 21. März 1780.

N. S. So eben sagt mir meine Frau, sie wolle die Komödie mit dem Hühnerträger auch sehen. Wir kommen

Ihnen also alle mit den Kindern und mit dem großen Wagen auf den Hals.

81. Kapitel.

Ein guter Küher.

Da Arner den Wilhelm fortgeschickt hatte, ging er in seinen Stall, wählte unter seinen fünfzig Kühen für den Hübelrudi eine aus und sagte zu seinem Küher: Füttere mir diese Kuh wohl und sage dem Buben, daß er sie nach Bonnal führe und in des Pfarrers Stall stelle, bis ich kommen werde.

Der Küher aber antwortete seinem Herrn: Herr, ich muß thun, was Ihr mich heißt; aber es ist unter diesen fünfzigen allen keine, die mich so reut. Sie ist noch so jung, so wohlgestaltet und schön; sie kommt mit der Milch in die beste Zeit.

Junker. Du bist brav, Küher, daß dich die schöne Kuh reut; mich aber freut es, daß ich es getroffen habe; denn ich suchte eben die schönste. Sie kommt in eines armen Mannes Stall, Küher! Laß sie dich also nicht reuen; sie wird ihn auch freuen.

Küher. Ach Herr, es ist ewig Schade um die Kuh. Bei einem armen Manne wird sie abfallen, sie wird mager und häßlich werden. O Herr, wenn ich es vernehme, daß sie Mangel hat, ich laufe alle Tage auf Bonnal und bringe ihr Salz und Brot alle Säcke voll.

Junker. Du guter Küher! der Mann bekommt eine schöne Matte und Futter genug für die Kuh.

Küher. Nun, wenn es ihr nur auch wohl geht, wenn sie doch fort muß.

Junker. Sei nur zufrieden, es soll ihr nicht fehlen.

Der Küher fütterte die Kuh und seufzte bei sich selber, daß sein Herr die schönste im Stall wegschenkte. Er nahm auch sein Morgenbrot und Salz, gab Alles dem Fleck und sagte dann zum Jungen: Nimm deinen Sonn-

tagsrock und ein sauberes Hemd, kämme dich und putze dir deine Schuh; du mußt den Fleck nach Bonnal führen. Und der Junge that, was der Küher ihm sagte und führte die Kuh ab.

Arner sann jetzt eine Weile still und ernsthaft dem Urtheil nach, welches er über den Vogt fällen wollte. Wie ein Vater, wenn er seinen wilden, ausartenden Knaben einsperrt und züchtigt, nichts sucht, als das Wohl seines Kindes; wie es dem Vater ans Herz geht, daß er strafen muß; wie er lieber verschonen und lieber belohnen würde; wie er seine Wehmuth bei seinen Strafen so väterlich äußert und durch seine Liebe mitten im Strafen seinen Kindern noch mehr als durch die Strafe selber ans Herz greift: so, dachte Arner, muß ich strafen, wenn ich will, daß meine Gerechtigkeitspflege Vaterhandlung gegen meine Angehörigen sei.

In diesen Gesinnungen faßte er sein Urtheil gegen den Vogt ab. Seine Gemahlin und seine Fräulein aber hatten indessen geeilt, daß man früher als sonst zu Mittag essen könne.

82. Kapitel.

Ein Kutscher, dem seines Junkers Sohn lieb ist.

Und der kleine Karl, der schon mehr als zehnmal den Kutscher gebeten hatte, daß er den Wagen schnell fertig halten solle, lief noch vom Essen in den Stall und rief: Wir haben gegessen, Franz; spanne an und fahre geschwind ans Schloßthor.

Franz. Du lügst, Junge, sie haben noch nicht gegessen; man klingelt ja eben zu Tische.

Karl. Was sagst du, ich lüge? Das leide ich nicht, du alter Schnurrbart!

Franz. Wart, Bübchen! ich will dich schnurrbarten lehren. Dafür flechte ich den Pferden die Schwänze und das Halshaar und binde ihnen die Bänder und die Rosen

ins Haar; dann geht es noch eine Stunde, und redeſt du noch ein Wort, ſo ſage ich zum Papa: Der Herodes hat das Grimmen, ſieh, wie er den Kopf ſchüttelt; dann läßt er die Rappen im Stall, nimmt den kleinern Wagen, und du mußt nicht mit.

Karl. Nein, Franz, höre doch auf und flechte die Schwänze nicht, nimm doch keine Bänder. Du biſt mir lieb, Franz, und ich will dir nicht mehr Schnurrbart ſagen.

Franz. Du mußt mich küſſen, Karl, an meinen Bart mußt du mich küſſen, ſonſt nehme ich die Bänder und flechte.

Karl. Nein nur doch das nicht, Franz!

Franz. Warum ſagſt du mir Schnurrbart? Du mußt mich küſſen, ſonſt nehme ich die Bänder und fahre nicht mit den Rappen.

Karl. Nun, wenn ich muß; aber du machſt dann den Wagen doch geſchwind fertig?

Da legte Franz den Roßſtriegel ab, hob den jungen Junker in die Höhe und dieſer küßte ihn. Franz drückte ihn herzlich und ſagte: Auch recht, Bübli! eilte mit dem Wagen und fuhr bald vor das Schloßthor.

Arner ſaß nun mit ſeiner Gemahlin und mit ſeinen Kindern ein und Karl bat den Papa: Darf ich doch zu Franz auf den Bock ſitzen? Es iſt ſo eng und ſo warm im Wagen. Meinethalben, ſagte Arner, und rief dem Franz: Hab gut Sorge zu ihm!

Ende des erſten Theiles.

Lienhard und Gertrud.

Ein Buch für das Volk

von

Heinrich Peſtalozzi.

Neu überarbeitete Auflage.

Mit vorangeſchickter Biographie des Verfaſſers und Bruchſtücken aus „Chriſtoph und Elſe.“

Zweiter Theil.

Brandenburg 1856.
Druck und Verlag von Adolph Müller.

Zweiter Theil.

83. Kapitel.

Ein Edelmann bei seinen Arbeitsleuten.

Und Franz fuhr mit seinen muthigen Rappen gut fort und war bald auf der Ebene bei Bonnal, wo die Männer Steine brachen. Arner stieg jetzt aus dem Wagen, nach ihrer Arbeit zu sehn, und er traf die Arbeiter alle an ihrem schicklichen Platze an, und der Steine waren für die Zeit, in welcher sie gearbeitet hatten, schon viele beisammen. Er lobte die Ordnung und die gute Anstalt bei ihrer Arbeit, also, daß auch die Einfältigsten merkten, daß es ihm nicht würde entgangen sein, wenn das Geringste nicht in Ordnung oder nur zum Schein dargestellt worden wäre. Das freute den Lienhard; denn er dachte: Es sieht jetzt ein Jeder selbst, daß es nicht an mir steht, Unordnung und Liederlichkeit zu dulden. Arner fragte auch den Meister, welches der Hübelrudi sei; und in eben dem Augenblick, da ihm der Maurer ihn zeigte, wälzte der todtblasse und sichtbarlich schwache Rudi einen sehr großen Stein mit dem Hebeisen aus seinem Nest. Schnell rief Arner: Verhebt euch nicht, Nachbarn, und sorgt, daß keiner unglücklich werde! Darauf befahl er noch dem Meister, ihnen einen Abendtrunk zu geben und ging dann weiter gegen Bonnal.

84. Kapitel.

Ein Junker und ein Pfarrer, die beide ein gleich gutes Herz haben, kommen zusammen.

Er sah bald den guten Pfarrer gegen ihn kommen; er lief daher schnell ihm entgegen und rief ihm zu: Sie hätten sich doch in diesem Wetter nicht bemühen sollen, es ist nicht recht bei Ihren Beschwerden! Dann eilte er

heim mit ihm in seine Stube und erzählte ihm die ganze Geschichte mit dem Hühnerträger; nachher sagte er: Ich habe ziemlich Geschäfte, Herr Pfarrer, ich will schnell daran, damit wir noch ein Paar Stunden ruhig Freude mit einander haben können. Jetzt sandte er auch zu dem jungen Meyer und ließ ihm sagen, daß er zu ihm komme, und sagte zum Pfarrer: Ich will vor Allem des Vogts Rechnungen und Bücher versiegeln lassen; denn ich will wissen, mit wem er in Rechnung stehe und er muß sie mit Jedermann vor mir in Ordnung bringen.

Pfarrer. Dadurch, gnädiger Herr, werden Sie einen guten Theil Ihrer Angehörigen sehr nahe kennen lernen.

Junker. Und wie ich hoffe, auch Wege finden, vieler häuslichen Verwirrung in diesem Dorfe ein Ende zu machen, wenn ich bei diesem Anlaß Jedermann deutlich und einleuchtend machen kann, wie sich die Leute unwiederbringlich verderben, wenn sie mit solchen Wucherern, wie der Vogt ist, nur um einen Kreuzer anbinden. Es dünkt mich, Herr Pfarrer, die Landesgesetze thun zu wenig, diesem Landesverderben zu steuern.

Pfarrer. Keine Gesetzgebung kann das, gnädiger Herr, aber das Vaterherz eines Herrn.

85. Kapitel.

Des Junkers Herz gegen seinen fehlenden Vogt.

Indessen kam der jüngere Meyer, und der Junker sagte zu ihm: Meyer! ich bin in dem Fall, meinen Vogt zu entsetzen; aber so sehr er sich verfehlt hat, bewegen mich doch einige Umstände, daß ich wünsche, ihm, so lange er lebt, noch etwas vom Einkommen seines Dienstes zukommen zu lassen. Du bist ein wohlhabender Mann, Meyer, und ich denke, wenn ich dich zum Vogt mache, du lässest dem alten Mann gern noch jährlich hundert Gulden vom Dienste zufließen.

Meyer. Wenn Sie mich zu diesem Dienst tüchtig finden, gnädiger Herr! so will ich mich hierin, wie in allem Andern, nach Ihren Befehlen richten.

Junker. Nun, Meyer! so komme morgen zu mir auf Arnburg, ich will dann dies Geschäft in Ordnung bringen. Jetzt will ich dir nur sagen, du müssest mit meinem Schreiber und mit dem Richter Aebi dem Hummel alle seine Schriften und Rechnungen besiegeln. Ihr habt genau nachzusehn, daß von allen Papieren und Rechnungen nichts unterschlagen werde.

Da gingen der Meyer und der Herrschaftsschreiber, nahmen noch den Richter Aebi mit sich und besiegelten des Vogts Schriften. Die Vögtin aber ging mit einem nassen Schwamm gegen die gekreidete Wandtafel; aber der Meyer sah es, hinderte sie, etwas durchzustreichen, und ließ die gekreidete Tafel schnell abschreiben. Der Meyer, der Schreiber und der Richter verwunderten sich nun, als sie auf der Tafel fanden: „Samstags den 18. dieses dem Joseph des Lienhard drei Thaler an Geld.“ Wofür das? fragten der Meyer, der Schreiber und Aebi den Vogt und die Vögtin; aber sie wollten es nicht sagen. Da die Männer dann mit der Abschrift der Wandtafel ins Pfarrhaus kamen, verwunderte sich der Junker ebenfalls über diese drei Thaler und fragte die Männer: Wisset ihr, für was das war?

Männer. Es wollte Niemand mit einer Antwort herausrücken, da wir fragten.

Junker. Ich will es bald herausbringen. Wenn Flink und der Gefängnißwächter da sein werden, so saget ihnen, sie sollen den Vogt und den Hans Wüst hierher bringen.

86. Kapitel.

Der Pfarrer zeigt abermal sein gutes Herz.

Der gute Pfarrer hatte das kaum gehört, so schlich er sich alsobald von der Gesellschaft weg ins Wirthshaus

und sagte dem Vogt: Um Gottes willen, was ist das mit den drei Thalern an Joseph? Du machst dich doppelt unglücklich, wenn du es nicht sagst; denn der Junker ist zornig. Da bekannte der Vogt dem Pfarrer mit Thränen alle Umstände mit Joseph und mit dem Gelde, und der Pfarrer eilte schnell wieder zu Arner und sagte ihm Alles und wie wehmüthig der Vogt es ihm gestanden habe. Er bat auch den Junker noch einmal um Gnade und Barmherzigkeit für den armen Mann.

Sorgen Sie nicht, Herr Pfarrer, Sie werden mich gewiß menschlich und mitleidig finden, sagte Arner.

Er ließ hierauf den Joseph gebunden und gefangen von der Arbeit wegnehmen und ihn mit dem Wüst und dem Vogt herbringen. Der Vogt zitterte wie ein Laub der großblättrigen Espe, und der Wüst schien in stiller Wehmuth in sich selbst gekehrt und von Herzen geduldig: der Joseph aber knirschte mit den Zähnen und sagte zum Vogt: Du Donnersbub, du bist an Allem schuldig!

Arner ließ die Gefangenen einen nach dem andern in die untere Stube des Pfarrhauses führen, wo er sie in Gegenwart des Meyer, des Aebi und des Weibel verhörte. Nachdem der Schreiber alle ihre Aussagen von Wort zu Wort niedergeschrieben und sie den Gefangenen wieder vorgelesen, diese sie auch von neuem wiederholt und bestätigt hatten, ließ er sie alle unter die Linde des Gemeindplatzes bringen und befahl, jetzt an die Gemeinde zu läuten.

87. Kapitel.

Von gutem Muth und von Gespenstern.

Vorher ging der Junker noch ein Paar Augenblicke in die obere Stube zum Pfarrer und sagte: Ich trinke noch aus, Herr Pfarrer! denn ich will guten Muthes sein an der Gemeinde. Das muß man sein, wenn man den Leuten etwas beibringen will.

Nichts ist gewisser, sagte der Pfarrer.

Der Junker nöthigte ihn nun, auch eins zu trinken und sagte: Wenn nur auch einmal die Geistlichen lernten, so ganz ohne Umschweif und Ceremonie mit den Leuten umzugehen, Herr Pfarrer! Sobald die Leute einen freudigen Muth, ein ungezwungenes, offenes Wesen an einem sehen, so sind sie schon halb gewonnen.

Ach, Junker, sagte der Pfarrer, eben daran, so gerade hin, mit gutem Muth, mit freudigem, ungezwungenem Wesen mit den Leuten umzugehen, eben daran werden wir auf tausenderlei Arten gehindert.

Junker. Das ist ein Unglück für Ihren Stand, Herr Pfarrer, das sehr weit langt.

Pfarrer. Sie haben ganz Recht! Ungezwungener, treuherziger und offener sollte Niemand mit den Leuten umgehen können als die Geistlichen. Sie sollten Volksmänner sein und dazu gebildet werden; sie sollten den Leuten in den Augen ansehn, was und wo sie reden und schweigen sollen. Ihre Worte sollten sie sparen wie Gold und sie hergeben wie nichts; so leicht, so treffend und so menschenfreundlich, wie ihr Meister; aber ach! sie bilden sich in andern Schulen, und man muß Geduld haben; es sind in allen Ständen noch gleich viel Hindernisse für die liebe Einfalt und für die Natur.

Junker. Es ist so; man kommt in allen Ständen immer mehr von dem weg, was man eigentlich sein sollte. Man muß oft und viel Zeit, in der man wichtige Pflichten seines Standes erfüllen sollte, mit Ceremonien und Komödien zubringen. Aber an Ihrer Seite ist es mir Freude und Lust, die selige Bestimmung meiner Vaterwürde zu fühlen. Auch will ich trachten, diese Bestimmung mit reinem Herzen zu erfüllen und wie Sie von allen Ceremonien und Gaukeleien, die man mit den Menschen spielt, nur das mitmachen, was ich muß.

Pfarrer. Sie beschämen mich, gnädiger Herr!

Junker. Ich fühle, was ich sage. — Aber es wird bald läuten. Ich sehne mich recht auf die Komödie an der Gemeinde. Diesmal, glaube ich, will ich ihnen etwas von ihrem Aberglauben austreiben.

Pfarrer. Gott gebe, daß es Ihnen gelinge! Dieser Aberglaube ist allem Guten, das man den Leuten beibringen will, immer so viel und so stark im Wege.

Junker. Ich fühle es auch an meinem Orte, wie oft und viel er sie in ihren Angelegenheiten dumm, furchtsam und verwirrt macht.

Pfarrer. Es giebt dem Kopf des Menschen einen krummen Schnitt, der Alles, was er thut, redet und urtheilt, verrückt; und was noch weit wichtiger ist, er verdirbt das Herz des Menschen und flößt ihm eine stolze und rohe Härte ein.

Junker. Ja, Herr Pfarrer, man kann die reine Einfalt der Natur und die blinde Dummheit des Aberglaubens nie genug unterscheiden.

Indessen müssen wir gehen, und ich will einmal auch heute gegen den Aberglauben stürmen und Ihre Gespenster-Kapelle zu Bonnal angreifen.

Pfarrer. Möge es Ihnen gelingen! Ich habe es mit meinem Angreifen und mit meinem Predigen dagegen noch nicht weit gebracht.

Junker. Ich will's nicht mit Worten versuchen, Herr Pfarrer! Mein Hühnerträger muß mit seinem Korb und mit seiner Laterne, mit seinem Karst und mit seinem Pickel mir überflüssige Worte sparen.

Pfarrer. Ich glaube im Ernst, dieser werde es vortrefflich gut machen; denn es ist gewiß, wenn man solche Vorfälle wohl zu benutzen weiß, so richtet man dadurch in einem Augenblick mehr aus, als mit allen Rednerkünsten in einem halben Jahrhundert.

88. Kapitel.

Von Gespenstern, in einem andern Tone.

Indessen waren die Bauern bald alle auf dem Gemeindeplatz. Der gestrige Vorfall und das Gerücht von den Gefangenen war die Ursache, daß sie haufenweise

herzueilten. Die erschreckliche Erscheinung des Teufels hatte sie innigst bewegt, und sie hatten von Morgens früh an schon berathschlagt, was unter diesen Umständen zu thun sei, und sich entschlossen, es nicht mehr zu dulden, daß der Pfarrer so ungläubig lehre und predige und alle Gespenster verlache. Sie riethen, den Ehegaumer Hartknopf anzugehn, daß er dafür einen Vortrag mache an der Gemeinde; der junge Meyer aber widersetzte sich und sprach: Ich mag nicht, daß der alte Geizhund, der seine Kinder verhungern läßt und allen schmutzigen Suppen nachläuft, für uns und für unsern Glauben reden soll. Es ist uns eine ewige Schande, wenn wir den Heuchler anreden. Die Bauern antworteten: Wir wissen wohl, daß er ein Heuchler und ein Geizhund ist; wir wissen auch, daß seine Dienstmagd ein Laster ist, wie er, und wie sie mit einander leben. Es ist wahr, es lügt keiner von uns allen so frech, und keiner pflügt dem andern, wie er, über die Mark, und keiner putzt in der Ernte beide Seiten der Furchen aus, wie er; aber dann kann von uns auch keiner, wie er, mit einem Pfarrer reden oder eine geistliche Sache behaupten. Wenn du einen weißt, der es nur halb kann, wie er, und es thun will, so ist's gut. Aber der Meyer wußte Niemand.

Also redeten die Männer den Ehegaumer an und sprachen: Du Hartknopf, du bist der Mann, der einem Geistlichen Antwort geben kann, wie keiner von uns allen. Du mußt, wenn der Junker heute Gemeinde halten wird, den Pfarrer verklagen wegen seines Unglaubens und einen Bettag begehren wegen der Erscheinung des leidigen Satans. Sie redeten es aber nicht öffentlich mit ihm ab, sondern nur die Vornehmsten betrieben den Handel; denn der Pfarrer hatte unter den Armen viele Freunde; aber den größern Bauern war er desto verhaßter, besonders seitdem er in einer Morgenpredigt erklärt hatte, es sei nicht recht, daß sie sich der Vertheilung eines elenden Weidgangs (Weiderechts), welche der Junker zum Vortheil der Armen betreibe, widersetzten. Der Ehegaumer Hartknopf aber nahm den Ruf an und sprach: Ihr berichtet mich zwar spät; doch will ich auf den Vortrag

studiren; und er ging von den Bauern weg in sein Haus und studirte den Vortrag vom Morgen bis an den Abend, da es zur Gemeinde läutete. Da aber jetzt die Verschwornen fast alle bei einander waren, wunderten sie sich, warum der Hartknopf nicht komme, und wußten nicht, wo es fehlte. Da sagte ihnen Nickel Spitz: Es fehlt wahrlich nirgends, als daß er wartet, bis ihr ihn abholet. Was ist zu machen? sagten die Bauern. Wir müssen dem Narren uns wohl unterziehen, sonst kommt er nicht, und sie sandten drei Richter, ihn abzuholen. Diese kamen dann bald wieder mit ihm zurück, und der Ehegauner grüßte die Bauern so gravitätisch, wie ein Pfarrer und versicherte die Vorgesetzten und Verschwornen, die um ihn herum standen, leise und bedenklich, er habe nun den Vortrag studirt.

Indessen gab Arner dem Hühnerträger zum Zeichen, wenn er ein großes, weißes Schnupftuch zum Sack herausziehe, so soll er dann kommen und ordentlich Alles vortragen und thun, wie abgeredet sei. Dann ging er mit dem Pfarrer und mit dem Schreiber an die Gemeinde. Alles Volk stand auf und grüßte den gnädigen Herrn und den wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer. Arner dankte ihnen mit väterlicher Güte und sagte den Nachbarn, sie sollten sich auf ihre Bänke setzen, damit Alles in der Ordnung gehe.

Therese aber und die Frau Pfarrerin, auch alle Kinder und Dienstleute aus dem Schloß und dem Pfarrhause standen auf dem Kirchhof, von dem man gerade hin auf den Gemeindeplatz sehen konnte.

Arner ließ jetzt die Gefangenen einen nach dem andern vorführen und ihnen Alles, was sie ausgesagt und bekannt hatten, öffentlich vorlesen. Nachdem sie vor der Gemeinde das Vorgelesene bestätigt hatten, befahl er dem Vogt, sein Urtheil auf den Knieen anzuhören, und redete ihn dann also an:

89. Kapitel.

Ein Urtheil.

Unglücklicher Mann!

Es thut mir von Herzen weh, dir in deinen alten Tagen die Strafen anzuthun, die auf Verbrechen wie die deinigen sind, folgen müssen. Du hast den Tod verdient, nicht weil des Hübelrudi Matte oder mein Markstein eines Menschen Leben werth sind, sondern weil meineidige Thaten und ein freches Räuberleben über ein Land gränzenlose Gefahren und Unglück bringen können. Der meineidige Mann und der Räuber werden Mörder beim ersten Anlaß, und sind Mörder im vielfachen Sinn durch die Folgen der Verwirrung, des Verdachts, des Jammers und des Elends, das sie anrichten. Darum hast du den Tod verdient. Ich schenke zwar wegen deines Alters und weil du einen Theil deiner Verbrechen persönlich gegen mich ausgeübt hast, dir das Leben. Deine Strafe aber ist diese:

Du sollst noch heute in Begleitung aller Vorgesetzten und wer sonst mitgehn will, zu meinem Markstein gebracht werden, um daselbst in Ketten Alles wieder in den vorigen Stand zu stellen. Hierauf sollst du in das Dorfgefängniß hier in Bonnal geführt werden; daselbst wird dein Herr Pfarrer vierzehn Tage lang alle Tage zu dir kommen und deinen Lebenslauf von dir abfordern, damit man deutlich und klar finden könne, woher eigentlich diese große Ruchlosigkeit und diese Härte deines Herzens entsprungen ist. Ich selbst werde alles Nöthige vorkehren, den Umständen nachzuspüren, welche dich zu deinen Verbrechen verführt haben und die auch andere von meinen Angehörigen in gleiches Unglück bringen könnten. Hiemit wollte ich dich denn gern entlassen. Wenn meine Angehörigen sanft und wohlgezogen genug wären, der Wahrheit und dem, was ihr zeitliches und ewiges Heil betrifft, um ihrer selbst und nicht um der elenden Furcht vor rohen, grausamen und ekelhaften Strafen willen zu folgen, so würde ich dich hiemit

wirklich entlassen; aber bei so vielen rohen, unbändigen und ungesitteten Leuten, die noch unter uns wohnen, ist es nöthig, daß ich um dieser willen noch beifüge: Der Scharfrichter soll dich morgen unter den Galgen von Bonnal führen, dir daselbst deine rechte Hand an einen Pfahl in die Höhe binden und deine drei ersten Finger mit unauslöschlicher schwarzer Farbe anstreichen; wobei aber mein ernster Wille ist, daß Niemand mit Gespött oder mit Gelächter oder irgend einiger Beschimpfung dir diese Stunde deines Leidens wider meinen Willen verbittere, sondern alles Volk ohne Geräusch und Gerede still mit entblößtem Haupt zusehen soll.

Den Hans Wüst verurtheilte der Junker zu achttägiger Gefängnißstrafe; aber den Joseph, als einen Fremden, ließ er sogleich aus seinem Gebiet fortführen und ihm alle Arbeit und das fernere Betreten seines Bodens bei Zuchthausstrafe verbieten.

Indessen hatte des Pfarrers Gevatter, Hans Renold, ihm ganz in der Stille berichtet, was die Bauern mit dem Ehegaumer vorhaben und wie sie gewiß und unfehlbar ihn wegen seines Unglaubens angreifen würden. Der Pfarrer dankte dem Renold und sagte ihm mit Lächeln, er sollte ohne Sorgen sein, es werde so übel nicht ablaufen.

Das ist vortrefflich, sagte der Junker, dem der Pfarrer erzählt hatte, daß sie das Spiel selber anfangen wollten, und indem er es sagte, stand der Ehegaumer schon auf und sprach:

30. Kapitel.

Vortrag Hartknopfs, des Ehegaumers.

Gnädiger Herr!

Ist es auch erlaubt, im Namen der Bauern Eurer getreuen Gemeinde Bonnal etwas anzubringen, das eine Gewissenssache ist?

Arner. Ich will hören. Wer bist du? Was hast du?

Ehegaumer. Ich bin Jakob Christoph Friedrich Hartknopf, der Ehegaumer und Stillständer*) von Bonnal, meines Alters 56 Jahre. Die Vorgesetzten des Dorfs haben mich im Namen der Gemeinde gebeten und erwählt, daß ich für sie, da sie einmal in geistlichen Sachen nicht erfahren und beredt sind, etwas vorbringe.

Arner. Nun denn, Ehegaumer Hartknopf, zur Sache!

Ehegaumer. Gnädiger Herr! Wir haben von unsern Alten einen Glauben, daß der Teufel und seine Gespenster dem Menschen oft und viel erscheinen, und da einmal heute offenbar worden ist, daß unser alter Glaube an die Gespenster wahr ist, wie wir denn alle keinen Augenblick daran zweifelten, so haben wir uns in Gottes Namen die Freiheit nehmen müssen, unserm gnädigen Herrn anzuzeigen, daß einmal unser Herr Pfarrer, Gott verzeihe es ihm! nicht dieses Glaubens ist. Wir wissen auch wohl, daß selbst Euer Gnaden wegen der Gespenster es mit dem Herrn Pfarrer halten; da man aber in Glaubenssachen Gott mehr gehorchen muß als den Menschen, so hoffen wir, Euer Gnaden werden es uns in Unterthänigkeit verzeihen, wenn wir bitten, daß der Herr Pfarrer in Zukunft hinsichtlich des Teufels nach unserm alten Glauben lehre und nichts mehr gegen die Gespenster rede, die wir glauben und glauben wollen. Auch wünschten wir, daß auf einen nahen Sonntag ein Fast-, Bet- und Bußtag gehalten werden möchte, damit wir alle die überhand nehmende Sünde des Unglaubens gegen die Gespenster im Staub und in der Asche gnädiglich und auf einen besonders dazu angesetzten Tage abbeten können.

Der Junker und der Pfarrer konnten freilich das Lachen gar nicht verbeißen, bis er fertig war, doch hörten sie ihm mit aller Geduld zu. Die Bauern aber freuten sich in ihren Herzen über diese Rede, und sie beschlossen, den theuern Mann zu Hunderten heim zu begleiten, da sie ihn nur zu Dreien abgeholt hatten. Auch

*) Kirchenvorgesetzte, die nach dem Gottesdienst beim Pfarrer gewöhnlich noch eine Weile still stehen.

ſtanden ſie zu Dutzenden auf und ſagten: Gnädiger Herr! das wäre in Gottes Namen unſer aller Meinung, was der Ehegaumer da ſagt.

Den Armen aber und allen denen, welchen der Pfarrer lieb war, war es recht angſt und bang für ihn, und da und dort ſagte noch einer zum andern: Wäre er doch nur nicht ſo unglücklich und glaubte auch was andere Leute, er iſt doch ſonſt ſo brav! Dieſe aber durften nicht reden, ſo weh es ihnen that, daß ſeine Feinde jetzt triumphirten.

91. Kapitel.

Des Junkers Antwort.

Aber der Junker ſetzte den Hut auf, ſah etwas ernſthaft umher und ſagte: Nachbarn! ihr brauchtet eben keinen Redner für dieſe Thorheit. Die Sache ſelber und die Erſcheinung des Teufels iſt Irrthum, und euer Herr Pfarrer iſt einer der verſtändigſten Geiſtlichen. Ihr ſolltet euch ſchämen, ihn ſo durch einen armen Tropf, wie euer Ehegaumer da iſt, beſchimpfen zu wollen. Hättet ihr gebührende Achtung für ſeine vernünftigen Lehren, ſo würdet ihr verſtändiger werden, euern alten Weiberglauben ablegen und nicht allen vernünftigen Leuten zum Trotz Meinungen beibehalten wollen, die weder Hand noch Fuß haben.

Die Bauern redeten zu Dutzenden: Offenbar iſt doch dieſe Nacht der Teufel dem Vogt erſchienen und hat ihn nehmen wollen.

Junker. Ihr ſeid im Irrthum, Nachbarn! und ihr werdet euch noch vor dem Nachteſſen eurer Dummheit ſchämen müſſen; aber ich hoffe, ihr ſeid doch auch nicht alle gleich verhärtet in eurer Thorheit. Meyer! biſt du auch der Meinung, man dürfe es gar nicht in Zweifel ziehn, daß es wirklich der leidige Satan geweſen, der den Vogt auf dem Berge ſo erſchreckt hat?

Der junge Meyer antwortete: Was weiß ich, gnädiger Herr! Der Ehegaumer aber und viele Bauern ergrimmten über den Meyer, daß er also antwortete, und der Ehegaumer murrte hinter sich über die Bänke zu: Wie du auch wider Wissen und Gewissen redest, Meyer! Viele Bauern aber sagten: Wir haben doch alle die erschreckliche Stimme des leidigen Satans gehört.

Junker. Ich weiß wohl, daß ihr ein Geschrei, ein Gebrüll und ein Gerassel gehört habt; aber wie könnt ihr sagen, daß das der Teufel gewesen sei? Kann es nicht sein, daß ein Mensch oder mehrere den Vogt, der ziemlich zur Unzeit an diesem Orte war, haben erschrecken wollen? Der Wald ist nie leer von Leuten und die Straße ist nahe, also daß es eben so leicht Menschen können gethan haben, als der Teufel.

Bauern. Zehn und zwanzig Menschen können zusammen nicht so ein Geschrei machen, und wenn Sie da gewesen wären, gnädiger Herr, und es gehört hätten, es käme Ihnen nicht in den Sinn, daß Menschen so brüllen könnten.

Junker. Die Nacht trügt, Nachbarn! und wenn man einmal im Schrecken ist, so sieht und hört man Alles doppelt.

Bauern. Es ist nicht von dem zu reden, daß wir uns irren, es ist nicht möglich.

Junker. Ich aber sage euch: Es ist ganz gewiß, daß ihr euch irrt.

Bauern. Nein, gnädiger Herr! es ist ganz gewiß, daß wir uns nicht irren.

Junker. Ich meinte fast, ich könnte euch beweisen, daß ihr euch irrt.

Bauern. Das möchten wir sehen, gnädiger Herr!

Junker. Es könnte leicht etwas schwerer sein, als dieses.

Bauern. Euer Gnaden scherzen.

Junker. Nein, ich scherze nicht. Wenn ihr glaubt, ich könne es nicht, so will ich es versuchen; und wenn ihr die Gemeindweide theilen wollt, so will ich Wort

halten und euch beweisen, daß ein einziger Mensch das Gebrüll und das Gerassel alles gemacht habe.

Bauern. Das ist nicht möglich.

Junker. Wollt ihr es versuchen?

Bauern. Ja, Junker! wir wollen es. Wir dürften zwei Gemeindweiden an das setzen, nicht bloß eine, daß Sie das nicht können.

Hierauf entstand ein Gemurmel. Einige Bauern sagten unter sich: Man muß sich doch in Acht nehmen, was man verspricht. Andre Bauern auch unter sich: Er kann das so wenig beweisen, als daß der Teufel in den Himmel kommt. Wieder andre Bauern auch unter sich: Wir haben nichts zu fürchten, er muß hinten abziehen. Wir wollen daran setzen, er kann's nicht beweisen.

Bauern (laut). Ja, Junker, wenn Ihr wollt Wort halten, so redet, wir sind's zufrieden. Wenn ihr das, was ihr gesagt habt, daß ein Mensch das Gebrüll, so wir gestern gehört haben, gemacht hat, wenn Ihr das beweisen könnt, daß es bewiesen ist und bewiesen heißt, so wollen wir die Gemeindweide theilen; aber sonst gewiß nicht.

Der Junker nimmt ein großes, weißes Schnupftuch, giebt dem Hühnerträger das Zeichen und sagt zu den Bauern: Nur eine Viertelstunde Bedenkzeit.

Diese lachten in allen Ecken, und etliche riefen: Bis morgen, Junker! wenn Ihr wollt.

Der Junker antwortete auf diese Grobheit kein Wort; aber die auf dem Kirchhofe, als sie den Hühnerträger gegen den Gemeindplatz anrücken sahen, lachten was sie aus dem Halse vermochten. Es träumte aber den Bauern vom Bösen, als sie das laute Gelächter hörten und den fremden Mann mit dem schwarzen Korbe und mit der Laterne anrücken sahen.

Was ist das für ein Narr, am hellen Tage mit dem brennenden Lichte? sagten die Bauern.

Arner. Es ist mein Hühnerträger von Arnheim. Christoph, was willst du hier?

Christoph. Ich habe etwas anzubringen, gnädiger Herr!

Arner. Das magst du meinethalben.'

Da stellte der Hühnerträger seinen Korb ab und sagte:

92. Kapitel.

Rede des Hühnerträgers an die Gemeinde.

Gnädiger Herr! Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer und ihr Nachbarn!

Hier sind der Pickel, der Karst, die Schaufel, die Branntweinflasche, die Tabakspfeife und der große Wollhut eures Herrn Untervogts, das er Alles in seinem Schrecken beim Markstein gelassen hat, als ich ihn heute von seiner schönen Arbeit weg den Berg hinunter jagte.

Bauern. Wir sollen jetzt glauben, du habest das Geschrei gemacht? Das glauben wir heut und morgen nicht. Junker, der Beweis ist nicht gut, wir bitten um einen andern.

Junker. Wartet nur ein wenig. Er hat ja eine Laterne bei sich, er kann euch vielleicht heiterer zünden. (Dann sehr laut und sehr ernsthaft:) Still, wenn's euch lieb ist, bis er ausgeredet hat!

Die Bauern schwiegen gehorsamst; der Hühnerträger aber fuhr fort: Ihr seid unhöflicher, als es im Lande sonst der Gebrauch ist. Warum laßt ihr mich nicht ausreden? Denkt an den Hühnerträger von Arnheim Wenn ihr mich nicht hört, so fehlt's nicht, der künftige Kalender wird von euch voll sein; denn es ist kein Punkt und kein Tüpflein davon wahr, daß der Teufel dem Vogt erschienen ist. Ich habe ihn erschreckt, ich, der Hühnerträger, so wie ich da stehe, mit diesem Korb und mit diesem neuen, schwarzen Geisfell, das ich über meinem Korb hatte, weil es gestern am Morgen noch regnete, und diese Laterne hatte ich vorn am Korb, just so, wie ihr mich kommen sahet. Ich füllte sie in Hirzau wohl mit Oel, damit sie gut zünde; denn es war sehr dunkel, und der Weg auf

der Hirzauer Seite ist, wie ihr wohl wißt, bös. Um elf Uhr war ich noch im Hirzauer Wirthshause, das kann ich mit dem Wirth und wohl mit zehn Männern beweisen, die auch da waren. Als ich auf die Höhe des Berges kam, schlug es eben zwölf Uhr in Bonnal, und da hörte ich, wie der Vogt keinen halben Steinwurf weit von der Landstraße fluchte und arbeitete, und da ich ihn an seiner Stimme und an seinem Husten richtig erkannte, wunderte es mich, was er da schaffe in der Mitternachtsstunde. Ich dachte fast, er grabe Schätzen nach und wenn ich eben recht komme, so werde er mit mir theilen, und ging also dem Geräusch nach. Aber es scheint, der Herr Untervogt habe gestern gegen seine Gewohnheit etwas mehr, als nöthig ist, getrunken gehabt; denn er hielt mich armen sündigen Menschen, sobald er mich sah, für den leibhaftigen Teufel. Da ich nun sah, daß er einen Markstein in unsers Herrn Wald versetzen wollte, dachte ich: Nun, er fürchtet doch, was er verdient, ich will ihm jetzt die Hölle warm machen. Ich band schnell Karst, Pickel und Schaufel und meinen Botenstock zusammen, schleppte das Alles hinter mir den Fußweg hinunter und rief dann, was ich aus dem Halse vermochte: Oh, — ah, — uh, — Vogt, — du bist mein! Hu—ummel! — Ich war nicht mehr einen Steinwurf weit von euch weg, als ihr mit enerm Windlicht langsam und still dem Herrn Untervogt zu helfen daher schlichet; aber ich wollte die unschuldigen Männer nicht so, wie den Vogt, mit meinem Gebrüll gar in der Nähe erschrecken, hörte damit auf, stieg wieder mit meiner Beute bergan zu meinem Korb und ging den geraden Weg heim. Es war eine Viertelstunde nach zwei Uhr, da unser Wächter mich antraf und mich fragte: Was trägst du Bauerngeschirr auf deinem Eierkorbe? Ich weiß nicht mehr, was ich ihm geantwortet habe, einmal die Wahrheit nicht; denn ich wollte schweigen, bis ich sie dem Junker erzählt hätte, welches ich heut schon vor sechs Uhr gethan habe. — Und nun, Nachbarn, wie könnt ihr jetzt finden, daß ich zu dieser Historie und zu diesem Geschirr am Morgen vor Tage gekommen sei, wenn das, was ich euch sage, nicht wahr ist?

Einige Bauern kratzten hinter den Ohren, einige lachten. Der Hühnerträger fuhr fort:

Wenn euch das wieder begegnet, Nachbarn, so will ich dem Wächter, den Vorgesetzten und einer ganzen, ehrsamen Gemeinde in Bonnal freundnachbarlich rathen, also zu thun: Laßt den größten Hund in eurem Dorfe von der Kette, so werdet ihr den Teufel bald finden!

Der Hühnerträger schwieg jetzt und es erhob sich ein allgemeines Gemurmel.

93. Kapitel.

Daß die Armen bei diesem Lustspiel gewinnen.

Einige Bauern. Es ist bei Gott! wie er gesagt hat, es treffen alle Umstände ein.

Andre Bauern. Was wir auch für Narren waren.

Kunz. Nun, ich habe dem Schurken doch nachlaufen wollen.

Einige Vorgesetzte. Wenn wir nur die Gemeindweide nicht hineingezogen hätten!

Einige der Gemeinen. Hat er euch jetzt mit der Allmend?

Die Reichen. Das ist verflucht!

Die Armen. Das ist Gott Lob!

Therese. Das Meisterstück ist die Gemeindweide.

Pfarrerin. Alles ist wahrlich ein Meisterstück.

Der Ehegaumer. Möchten die Steine Blut weinen. Unser Glaube ist verloren. Elias, Elias, Feuer vom Himmel! —

Die Kinder auf dem Kirchhof. Oh, — ah, — uh, — du bist mein, Vogt! —

Der Pfarrer. So sah ich noch nie auf das Volk wirken.

Der Vogt. Träum' ich oder wach' ich? Alles war Irrthum, und ich muß unter den Galgen! — Und ich kann nicht zürnen, es tobt keine Rache in mir, und ich muß unter den Galgen. —

So redete ein jedes im allgemeinen Gemurmel seine Sprache nach seiner Empfindung.

Nach einer Weile stand Arner auf, lächelte gegen die Nachbarn und sagte: Wie ist's jetzt mit dem heiligen Bettag gegen die fürchterliche Erscheinung des Teufels auf dem Berg? — Recht thun und Gott lieben und Niemand fürchten, das ist der einige, alte und wahre Glaube, und eure Erscheinungen und Gespenstergeschichten sind Dummheiten, die euch Kopf und Herz verderben. Nun ist doch endlich die Vertheilung eures elenden Weidgangs zu Stande gekommen, und ihr werdet in kurzen Jahren sehen, wie das euch für Kinder und Kindeskinder so nützlich und so gut ausschlagen wird, und wie ich Ursach hatte, diese Sache so eifrig zu wünschen. Ich habe befohlen, daß man euch einen Trunk auf das Gemeindhaus bringen soll. Trinkt ihn auf mein Wohlsein und auf das Wohlsein eurer vielen Armen, die bei eurer Weidtheilung nicht mehr bekommen, als ihr andern, aber für die es darum ein Glück ist, weil sie sonst nichts haben. Weiß doch keiner von euch, wie es seinen Kindern und Kindeskindern noch gehen wird.

Da entließ Arner die Gemeinde und rief dann dem Hübelrudi, daß er nach einer Viertelstunde zu ihm ins Pfarrhaus kommen sollte. Dann gingen der Junker und der Pfarrer zu den Frauen auf den Kirchhof und von da mit ihnen ins Pfarrhaus.

Der Pfarrer aber lobte Arner für die Weisheit und die Menschlichkeit, mit welcher er an seinen lieben Pfarrkindern gehandelt habe und sagte zu ihm: Ich werde Sie nie weiter weder um Schonung noch um Mitleid gegen Jemand bitten; denn Ihr Vaterherz ist wahrlich über meine Bitten erhaben.

94. Kapitel.

Der Junker dankt dem Pfarrer.

Der Junker aber antwortete dem Pfarrer: Ich bitte Sie, beschämen Sie mich nicht. Ich gehe so in Einfalt

meine Wege und bin noch jung; wills Gott, werde ich's noch beſſer lernen. Mich freut es herzlich, wenn Sie mit meinem Urtheil zufrieden ſind; aber Sie müſſen nicht glauben, daß ich nicht wiſſe, daß Sie weit mehr gethan haben, als ich, und daß Ihre Sorgfalt Alles ſo in Ordnung gebracht, daß mir nichts übrig geblieben iſt, als das Urtheil zu fällen.

Pfarrer. Gnädiger Herr! Sie gehen zu weit mit Ihrer Güte.

Junker. Nein, Freund, es iſt nichts, als was wahr iſt, und ich wäre undankbar und unbillig, wenn ich's nicht erkennte. Sie haben mit vieler Mühe und Klugheit ſich beſtrebt, meines lieben Großvaters unvorſichtiges Urtheil aufzudecken und ſeinen Folgen ein Ende zu machen. Es wird den ehrlichen guten Mann im Himmel freuen, was Sie gethan haben, und daß das ſchlimme Ding endlich wieder gut geworden iſt, und gewiß würde er's mir nicht verzeihen, Herr Pfarrer, wenn ich dieſe Ihre Handlung unbelohnt ließe. Nehmen Sie den kleinen Zehnten, den ich in Ihrem Dorfe verpachtet habe, zum Zeichen meines Dankes an! Hiermit gab er ihm dann die beſiegelte Urkunde, die in den dankvollſten Ausdrücken abgefaßt war, in die Hand.

Thereſe ſtand an der Seite Arners und ſteckte dem Pfarrer den ſchönſten Blumenſtrauß, der je in einem Pfarrhauſe geſehen worden war, in ſeine Hand. Das iſt zum Angedenken des beſten Großvaters, Herr Pfarrer! ſagte ſie.

Erſt am Morgen darauf aber fand die Frau Pfarrerin, daß der Strauß mit einer Schnur Perlen eingebunden war. Der gute Pfarrer war übernommen, hatte Thränen in den Augen, konnte aber nicht reden. Machen Sie keine Worte, ſagte der Junker.

Pfarrer. Ihr Herz wäre eines Fürſtenthums würdig!

Junker. Beſchämen Sie mich nicht, lieber Herr Pfarrer! Seien Sie mein Freund! Hand in Hand wollen wir ſchlagen, unſre Leute ſo glücklich zu machen, als wir können. Ich will Sie in Zukunft mehr ſehen, Herr Pfarrer!

und nicht wahr, Sie kommen auch mehr zu mir? Mein Wagen steht Ihnen zu Diensten. Nehmen Sie ihn doch auch ohne alle Komplimente an, wenn Sie zu mir kommen wollen.

95. Kapitel.

Der Junker bittet einen armen Mann, dem sein Großvater Unrecht gethan hatte, um Verzeihung.

Indessen kam der Hübelrudi, und der Junker streckte dem armen Mann die Hand dar und sagte: Rudi! mein Großvater hat dir Unrecht gethan und dir deine Matte abgesprochen. Das war ein Unglück und der gute Herr ist betrogen worden. Du mußt ihm das verzeihen und nicht nachtragen.

Rudi. Ach Gott, Junker! ich wußte wohl, daß er nicht Schuld war.

Junker. Warst du nicht böse auf ihn?

Rudi. Es that mir freilich bei meiner Armuth und insonderheit im Anfang oft schmerzlich weh, daß ich die Matte nicht mehr hatte; aber gegen meinen gnädigen Herrn habe ich gewiß nie gezürnt.

Junker. Ist das auch aufrichtig wahr, Rudi?

Rudi. Ja gewiß, gnädiger Herr! Gott weiß, daß es wahr ist und daß ich nie gegen ihn hätte zürnen können; ich wußte in meiner Seele wohl, daß er nicht Schuld war. Was wollte er machen, da der Vogt falsche Zeugen fand, die einen Eid gegen mich thaten? Der gute, alte, gnädige Herr hat mir hernach, wo er mich sah, Almosen gegeben, und auf alle Feste sandte er mir in meinem Elend allemal Fleisch, Wein und Brot. Daß es ihm Gott lohne, dem alten, lieben, gnädigen Herrn! — Wie oft er meine arme Haushaltung erquickt hat! (Mit Thränen in den Augen:) Ach Gott, Junker, wenn er nur auch so allein mit uns geredet hätte, wie Sie, es wäre Vieles, Vieles nicht begegnet; aber die Blutsauger waren immer,

immer, wo man ihn sah, um ihn her und verdrehten Alles!

Junker. Du mußt jetzt das vergessen, Rudi! Die Matte ist wieder dein. Ich habe den Vogt in dem Protokoll durchstreichen lassen, und ich wünsche dir von Herzen Glück dazu, Rudi!

Rudi (zitternd und stammelnd). Ich kann Ihnen nicht danken, gnädiger Herr!

Junker. Du hast mir nichts zu danken, Rudi! Die Matte ist von Gottes und Rechts wegen dein.

Jetzt schlägt der Rudi die Hände zusammen, weint laut und sagt dann: O, meiner . . . meiner Mutter Segen ist über mir! Dann schluchzt er wieder und sagt: Gnädiger Herr, sie ist am Freitag gestorben und hat, ehe sie starb, zu mir gesagt: Es wird dir wohl gehn, Rudi! denke an mich, Rudi! O wie sie mich reut, Junker, meine liebe Mutter!

Der Junker und der Pfarrer hatten Thränen in den Augen und der Junker sagte: Du guter, frommer Rudi! Gottes Segen ist wohl bei dir, da du so fromm bist.

Es ist der Mutter Segen; — ach, der besten, frommsten, geduldigsten Mutter Segen ist es, Junker, sagte der Rudi und weinte fort.

Wie mich der Mann dauert, Herr Pfarrer, daß er so lange das Seinige hat entbehren müssen! sagte der Junker zum Pfarrer.

Rudi. Es ist jetzt überstanden und Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind. Aber ich kann nicht genug danken für Alles, für die Arbeit an der Kirche, die meine Mutter an ihrem Todestage noch erquickt und getröstet hat, und dann für die Matte. Ich weiß nicht, was ich sagen, noch was ich thun soll, Junker! Ach wenn nur auch sie, wenn nur auch sie das noch erlebt hätte!

Junker. Sie wird sich deines Wohlstandes auch in der Ewigkeit noch freuen. Deine Wehmuth und deine fromme Liebe ist mir so zu Herzen gegangen, daß ich fast vergessen hätte, daß der Vogt dir auch noch die Nutzung deines Guts und deine Kosten zu vergüten schuldig ist.

Pfarrer. Hierüber, gnädiger Herr! muß ich doch dem Rudi etwas vorstellen. —

Rudi! sagte er zu ihm, der Vogt ist in sehr beklemmten Umständen. Er ist dir freilich die Kosten und die Nutzung schuldig; aber ich weiß, du hast so viel Mitleid, daß du mit ihm nicht genau rechnen und ihn in seinen alten Tagen ganz an den Bettelstab bringen werdest. Ich habe ihm in seinen traurigen Umständen versprochen, so viel ich könne, für ihn um Barmherzigkeit und Mitleid zu bitten, und ich muß es also auch bei dir thun, Rudi! Erbarme dich seiner in seinem Elend, und sei nicht hartherzig gegen ihn in seiner Noth!

96. Kapitel.

Reine Herzensgüte eines armen Mannes gegen seinen Feind.

Rudi. Von der Nutzung ist gar nicht zu reden, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! Ich will mich nicht rühmen; aber wenn der Vogt arm wird, so will ich gewiß auch thun, was recht ist. Seht, Herr Pfarrer! die Matte trägt wohl mehr als für drei Kühe Futter, und wenn ich zwei halten kann, so habe ich weiß Gott! genug, mehr, als ich hätte wünschen dürfen. Ich will von Herzen gern den Vogt, so lange er lebt, alle Jahr für eine Kuh Heu ab der Matte nehmen lassen.

Pfarrer. Das ist sehr christlich und brav von dir, Rudi! Der liebe Gott wird dir das Uebrige segnen!

Arner. Das ist wohl recht und schön, Herr Pfarrer! Aber man muß den guten Mann jetzt bei Leibe nicht beim Wort nehmen; denn er ist jetzt von seiner Freude übernommen. Rudi, ich lobe dein Anerbieten, aber du mußt die Sache ein Paar Tage ruhig überlegen. Es ist dann noch Zeit, so etwas zu versprechen, wenn du sicher bist, daß es dich nicht mehr gereuen wird. Für jetzt einmal rathe ich dir, hierin nicht so voreilig zu sein.

Rudi. Ich bin ein armer Mann, gnädiger Herr, aber gewiß nicht so, daß mich etwas Ehrliches, wenn ich's versprochen habe, gereuen sollte.

Pfarrer. Der Junker hat Recht, Rudi! Es ist für einmal genug, wenn du dir eben nicht viel für die Nutzung versprichst. Wenn dann der Vogt doch in Mangel kommen sollte und du die Sache bei dir selber genugsam überlegt haben wirst, so kannst du ja immer noch thun, was du willst.

Rudi. Ja gewiß, Herr Pfarrer! will ich thun, was ich gesagt habe, wenn der Vogt arm wird.

Junker. Nun, Rudi, ich möchte gern, daß du heut recht freudig und wohl zu Muth wärest. Willst du gern hier bei uns ein Glas Wein trinken, oder gehst du lieber heim zu deinen Kindern? Ich habe dafür gesorgt, daß du ein gutes Abendessen daheim findest.

Rudi. Ihr seid auch gar zu gütig, gnädiger Herr! Aber ich sollte heim zu meinen Kindern; ich habe Niemand bei ihnen. Ach, meine Frau liegt im Grabe — und jetzt meine Mutter auch!

Junker. Nun so geh in Gottes Namen heim zu deinen Kindern! Unten im Pfründstalle steht eine Kuh, die ich dir schenke, damit du wieder mit meinem lieben Großvater, der dir Unrecht gethan hat, zufrieden werdest, und damit du dich heute mit deinen Kindern seines Andenkens freuest. Ich habe auch befohlen, daß man ein großes Fuder Heu ab des Vogts Bühne lade; denn es ist dein. Du wirst das Fuder gerade jetzt bei deinem Hause finden, und wenn dein Stall oder dein Haus baufällig ist, so kannst du das nöthige Holz in meinem Walde fällen lassen.

97. Kapitel.

Seine Dankbarkeit gegen einen edlen Herrn.

Der Rudi wußte nicht, was er sagen wollte, so hatte ihn dieses Alles übernommen. Und diese Verwirrung des

Mannes, der kein Wort hervorbringen konnte, freute Arner weit mehr, als eine Danksagung ihn hätte freuen können. Der Rudi stammelte zuletzt einige Worte von Dank. Arner unterbrach ihn und sagte lächelnd zu ihm: Ich sehe wohl, Rudi, daß du dankest. Dann bot er ihm noch einmal seine Hand und sagte weiter: Geh jetzt, Rudi, fahre mit deiner Kuh heim und zähle darauf, wenn ich dir oder deiner Haushaltung das Leben versüßen kann, so wird es mich immer freuen, es zu thun. Da ging der Rudi von Arner weg, voll Freude und Dank, und führte die Kuh mit sich nach Hause.

98. Kapitel.

Auftritte, die ans Herz gehen sollen.

Der Pfarrer, die Frauen und die Töchter, gerührt von diesem Auftritt, hatten Thränen in den Augen, und Alles schwieg eine Weile still, da der Mann fort war.

Hierauf sagte Therese: Was das für ein Abend war! Gottes Erdboden ist schön, und die ganze Natur bietet uns allenthalben Wonne und Lust; aber das Entzücken der Menschlichkeit ist größer als alle Schönheit der Erde. Ja wahrlich, Geliebte, sie ist größer als alle Schönheit der Erde, sagte der Junker. Und der Pfarrer: Meine Thränen danken Ihnen, Junker, für alle herrlichen Auftritte, die Sie uns vor Augen gebracht haben. In meinem Leben empfand ich die innere Größe des menschlichen Herzens nie reiner und edler, als bei dem Thun dieses Mannes. Aber man muß in Gottes Namen die reine Höhe des menschlichen Herzens beim armen Verlassenen und Elenden suchen.

Die Frau Pfarrerin aber drückte die Kinder, die alle Thränen in den Augen hatten, an ihre Brust, redete nichts, lehnte ihr Angesicht hinab auf die Kinder und weinte wie sie. Nach einer Weile sagten die Kinder zu ihr: Wir wollen doch heute noch zu seinen armen Kindern gehen. Schicket doch unser Abendessen dahin!

Die Frau Pfarrerin sagte dann zu Arners Gemahlin: Gefällt's Ihnen, so gehn wir mit unsern Kindern.

Sehr gern, antwortete Therese, und auch der Junker und der Pfarrer sagten, sie wollten mitgehen.

Arner hatte ein gebratenes Kalbsviertel in seinem Wagen mitgebracht für die arme Haushaltung, und die Frau Pfarrerin hatte eine gute, dicke, fette Suppe dazu kochen lassen. Sie hatte eben Alles abschicken wollen; jetzt aber stellte sie noch das Abendessen für sie und die Kinder dazu, und Klaus trug Alles in die Hütte des armen Mannes. — Alles Volk aus dem Dorfe, Jung und Alt, Weib und Mann, und alle Kinder aus der Schule standen bei des Rudi Hütte und bei dem Heuwagen und der schönen Kuh. Ein Paar Schritte nur hinter dem Klaus kamen der Junker und seine Gemahlin und die Frau Pfarrerin und alle Kinder auch in die Stube, und fanden — und sahen — im ganzen Hause nichts, als halbnackte Kinder, sterbende, Hunger und Mangel athmende Geschöpfe.

Dieser Anblick erfüllte Arners Herz mit neuer Wehmuth, und er fühlte nun doppelt tief, was die Unvorsichtigkeit und Schwäche eines Richters für Elend erzeugen können. Alles war vom Elend des Hauses bewegt. Da sagte Arner zu den Frauen: Dieser Rudi will jetzt dem Vogt, der ihn in dieses zehnjährige Elend, das ihr da seht, gestürzt hat, lebenslänglich noch den dritten Theil Heu ab seiner Matte versichern.

Therese (schnell und im Eifer über dieses tiefe Elend). Nein, das ist nicht auszustehen, daß der Mann bei seinen vielen Kindern einen Heller des Seinigen dem gottlosen Buben verschenke!

Arner. Aber wolltest du, Geliebte! wolltest du dem Lauf der Tugend und Großmuth Schranken setzen, die Gott durch Leiden und Elend auf diese reine Höhe gebracht hat, auf eine Höhe, die so eben dein Herz so sehr bewegte und dich zu Thränen rührte?

Therese. Nein, nein, das will ich nicht, das will ich nicht! Verschenke er alle seine Habe, wenn er's kann. Einen solchen Menschen verläßt Gott nicht.

Arner ſagte jetzt zu dem Rudi: Gieb doch deinen Kindern zu eſſen! Der Rudeli aber nahm ſeinen Vater beim Arm und ſagte ihm ins Ohr: Vater! ich bringe doch der Gertrud auch etwas. Ja, ſagte der Rudi; aber warte nur!

Arner hatte das Wort Gertrud gehört und fragte den Rudi: Was ſagt der Kleine von Gertrud? Da erzählte der Rudi dem Arner von den geſtohlnen Erdäpfeln, von dem Todbett ſeiner Mutter, von der Güte des Lienhard und der Gertrud, und wie ſelbſt die Schuh und Strümpfe, die er trage, von ihnen ſeien. Dann ſetzte er hinzu: Gnädiger Herr! der Tag iſt mir ſo geſegnet; aber ich könnte mit Freuden keinen Mund voll eſſen, wenn ich dieſe Leute nicht einladen dürfte.

Wie das Arner lobte; wie dann die Frauen die ſtillen Thaten einer armen Maurersfrau und das erhabene Todbett der Catharine mit Thränen bewunderten; wie dann der Rudeli mit klopfendem Herzen zu Lienhard und Gertrud lief, ſie einzuladen, und wie dieſe mit ihren Kindern, beſchämt und mit niedergeſchlagenen Augen, nicht auf des Rudeli Bericht, ſondern auf Arners Befehl, der ſeinen Klaus nachgeſchickt hatte, endlich kamen; auch wie Karl für den Rudeli vom Papa und Emilie für Gritte und Liſe von ihrer Mama Schuh und Strümpfe und abgelegte Kleider erbaten; auch wie ſie den armen Kindern von ihrem beſſern Eſſen immer zulegten; auch wie Thereſe und die Frau Pfarrerin mit ihnen ſo liebreich waren; wie aber dieſe erſt, da Gertrud kam, recht freudig wurden, ihr alle zuliefen, ihre Hände ſuchten, ihr zulächelten und ſich an ihren Schooß drängten, alles das will ich mich hüten, mit vielen Worten zu erzählen.

Arner und Thereſe ſtanden, ſo lange ſie konnten, bei dieſem Schauſpiel der innigſten Rührung, bei dem Anblick des erquickten und ganz geretteten Elends. Endlich nahmen ſie mit Thränen in den Augen ſtillen Abſchied.

Der Junker ſagte zum Kutſcher: Fahre eine Weile langſam! Die Frau Pfarrerin aber ſuchte noch Alles übrig gebliebene Eſſen zuſammen und gab es den Kindern. Lien-

hard und Gertrud blieben noch beim Rudi bis um acht Uhr und waren von Herzen fröhlich.

99. Kapitel.

Eine angenehme Aussicht.

Und nun ist seit der vorigen Woche eine allgemeine Rede in unserm Dorf, Gertrud suche des jungen Meyers Schwester, die ihre beste Freundin ist, dem Rudi zur Frau. Und da die Matte, die der Rudi nun wieder hat, unter Brüdern zweitausend Gulden werth ist, und auch der Junker, wie es heißt, ihrem Bruder gesagt hat, es würde ihn freuen, so meint einmal nun Jedermann, es werde nicht fehlen, sie nehme ihn.

Dem Maurer geht es bei seinem Bau auch gar gut, und er ist dem Junker täglich lieber.

100. Kapitel.

Des Hühnerträgers Lohn.

Auch der Hühnerträger hatte noch ein Glück. Therese sah ihn im Heimfahren aus dem Wagen und sagte zu Arner: Dieser muß auch noch etwas haben; denn eigentlich ist er es doch, der mit seiner Nachtreise Alles in Ordnung gebracht hat.

Da rief Arner dem Hühnerträger und sagte: Christoph! meine Frau will nicht, daß du deine Teufelsarbeit umsonst verrichtet habest und gab ihm ein Paar Thaler.

Der Hühnerträger bückte sich tief und sagte: Gnädiger Herr! So wünschte ich mir alle Tage meines Lebens nur Teufelsarbeit!

Ja, sagte Arner, wenn du versichert wärst, daß die Hunde allemal an den Ketten blieben!

Das ist auch wahr, gnädiger Herr! sagte der Hühnerträger, und der Wagen fuhr fort.

101. Kapitel.

Der Vogt spaziert wieder zum Markstein.

Der Vogt mußte am gleichen Abend noch auf den Berg, und bei dem halb umgegrabenen Markstein Alles wieder in den alten Stand stellen. Das Volk war, wie ab den Ketten, und man kann fast sagen, wenn der Henker mit dem offnen Schwert vor den Leuten gestanden wäre, er hätte sie fast nicht im Zaum halten können. Selbst die Kinder aus der Schule jauchzten umher und liefen ihm auf eine halbe Stunde voraus. Die einen riefen: Sie bringen den Vogt, sie bringen den Vogt! Die andern erwiederten: Gestern nahm ihn der Teufel, heute bringt ihn der Henker! Die Knaben schossen von den Mauern und Bäumen, wo er vorbei ging. Die Mädchen standen bei Dutzenden Hand in Hand hinter den Zäunen und auf den Anhöhen an der Seite des Wegs und lachten ob seinem Spaziergange. Nicht alle aber lachten. Emilens Grithe stand am Arm ihrer Mutter unter ihrer Thür und trocknete ihre Thränen. Er sah sie und ihr Jammerblick traf sein Auge, daß er erblaßte. Das Mädchen wandte sein Angesicht gegen seine Mutter und weinte laut. Er hatte vor Kurzem ihren Geliebten den Werbern verhandelt, wie man ein Stück Vieh den Metzgern verhandelt. Fast unter allen Fenstern und Thüren, wo der Vogt vorbeiging, stieß Jemand einen Fluch aus. Hie und da brauchten böse Weiber das Maul ganz und drohten ihm mit Mistgabeln und Besen. So ging es ihm den ganzen Weg hindurch. Nur vor Lienhards Haus sah man keinen Menschen; keine Thür und kein Fenster war offen.

102. Kapitel.

Der Pfarrer mischt sich ins Spiel.

Aber der Pfarrer, der den Unfug vernahm und hörte, daß er morgen noch größer werden sollte, schrieb noch in gleicher Nacht an Arner folgenden Brief:

Hochedelgeborner, hochgeachteter Herr!

Es ist diesen Abend, da der Vogt auf den Berg geführt worden, so viel Muthwillen getrieben, daß ich nicht umhin kann, Euer Hochedelgeboren davon Nachricht zu geben und meine Besorgniß zu äußern, daß dieser Muthwille auf den morgenden Tag noch viel größer werden möchte. Es verlautet allgemein, daß von drei bis vier Stunden her Alles zulaufen werde, und ich muß gestehen, es thut mir wehe, vorauszusehen, daß bei einem so verwirrten Gewühl die Strafe des unglücklichen Mannes Niemand bessern, und hingegen ein solcher lauter Muthwille bei einem so traurigen Anlasse das Volk noch mehr verhärten und verwildern werde. Ich wünschte deßhalb morgen in der Kirche, in der kein Fremder gegenwärtig wäre, mich allein mit meiner lieben Gemeinde ernsthaft über den traurigen Umstand zu unterreden und zu trachten, daß der Leidende und die Zuschauer in eine Verfassung kämen, die Beiden zum wahren Nutzen gereichen möchte. Aber so wie die Sachen kommen wollen, sehe ich voraus, daß ich ohne Ihre Hülfe im Gewühl eines von allen Seiten zulaufenden Gesindels vergeblich trachten werde, meine Pflicht zu erfüllen. Ich bitte Sie daher, auf morgen solche Maßregeln zu nehmen, daß alles fremde Volk vom Zulauf nach unserm Dorfe abgehalten und auch bei uns allem Muthwillen und aller Ausgelassenheit vorgebeugt werde.

Joachim Ernst, Pfarrer.

Der Junker antwortete auf der Stelle dem Pfarrer also:

Wohlehrwürdiger, lieber Herr Pfarrer!

Ich empfinde, daß ich an Alles das hätte denken sollen, und danke Ihnen, daß Sie mich auch diesmal aus dem Schlafe aufgeweckt haben.

Hier ist meine Ordre auf morgen, die, wie ich hoffe, Ihren Wünschen entsprechen wird:

„Es soll den Vogt Niemand zur Richtstätte begleiten, als wer am Morgen in der Kirche sich versammeln und dem Gottesdienst beiwohnen wird. Alles soll in einem vollkommen in Ordnung gebrachten, stillen Zuge aus der Kirche mit ihm zur Richtstätte gehen. Auch sollen Wachen ausgestellt werden, die allen Fremden den Zugang verbieten, damit Sie völlig vor allem Zulauf gesichert, Ihre Gemeindegenossen allein in der Kirche antreffen. Jedermann, der sich einer Beleidigung oder Unanständigkeit gegen den Vogt schuldig machen, oder auch sonst Unordnung und Geräusch veranlassen wird, soll auf der Stelle vom Platz genommen und in Bonnal bis auf weitere Ordre mit Arrest belegt werden."

Hierfür, mein lieber Herr Pfarrer, sind alle Befehle mit Bestimmtheit gegeben, und ich hoffe, die gemachten Verfügungen werden die genaue Erfüllung dieser Befehle versichern. Ich habe indessen die Ehre zu sein ꝛc.

von Arnheim.

In Eile, fast um Mitternacht.

---

103. Kapitel.

Adam und Eva.

Es war recht gut, daß der Junker das befohlen hatte; denn am folgenden Morgen früh waren von vielen Stunden her alle alten Müssiggänger, alles junge Juchheienvolk und alle neugierigen Weiber auf dem Wege nach dem Galgen zu Bonnal. Diese alle sperrten Maul und Augen auf, als sie allenthalben Wachen fanden, die sie wieder zurückwiesen.

„Es scheint, die Herren von Bonnal wollen ihren „Galgen für sich allein haben, daß Niemand hinzu kann. „Es darf doch eine Katze einen Altar anschauen; aber es „scheint, es sei mit ihrem Galgen nicht so. Ha, dahinter „steckt etwas; es ist gewiß nicht so richtig mit dem weg„geläugneten Teufel, wie sie den Leuten haben angeben „wollen." — So sagte jeder auf seine Art seine Meinung. Einige verbissen das Maul; Andre lachten über die lange Nase, die sie jetzt mit sich heimtrugen. Wer lustig heim ging, war das gemeine Volk und die jungen Leute, und wer das Maul hängte, waren die dicken Bauern mit den großen Stecken und ihre Weiber. Es blieb aber nicht einmal beim Maulhängen, sondern einige Männer und Weiber gelüsteten stärker, dahin zu kommen, wo man sie nicht haben wollte, und sannen auf List und Ränke, wie das möglich werden könnte.

Wenn wir jetzt eben doch nicht so wieder heim gehen müßten, wie man uns da angeben will? sagte die Vögtin von Enbach zur Geschwornin von Kilchthal.

Geschwornin. Was können wir anders machen?

Die Vögtin. Du Narr, durch Abwege ins Dorf schleichen.

Geschwornin. Und dann?

Vögtin. Und dann uns unter dem Volke verstecken und mit Andern laufen, wo es hingeht.

Geschwornin. Wenn dann aber auch bei der Kirche Wächter sind?

Vögtin. Zeit bringt Rath, und ich habe allenfalls Geld im Sack.

Geschwornin. Ich will gern die Hälfte zahlen, was es kostet, wenn's nur angeht.

Vögtin. Probiren ist Meister. Aber wollen wir unsre Männer mitnehmen, oder sie daheim lassen?

Geschwornin. Daheim lassen und auslachen, das wäre meine Meinung.

Vögtin. Wir kommen aber eher durch, wenn mein Mann mitkommt. Die Wächter müssen ihn fürchten, weil er Vogt ist.

Geschwornin. So muß ich meinen Mann auch rufen.

He, Vogt! He, Geschworner! Ich habe mein Nastuch verloren; hat's keiner von euch gefunden? So rief jetzt die Vögtin, damit Niemand merke, was sie wolle. Du Narr, hättest du Sorge gehabt! antwortete der Vogt, und ging, ohne zurückzusehn, mit dem Geschwornen weiter. Steh nur einen Augenblick still, du mußt mir deines geben, rief die Vögtin noch einmal und lachte laut dazu. Schmurrend sah der Vogt zurück und sagte: Was ist das? Was hast du immer auf der Straße zu rufen? Sie aber winkte ihm, daß er merkte, sie wolle etwas anders als das Nastuch, und er stand still.

In Gelüstsachen ist es seit Adams Zeiten her wahr: „Wenn die Weiber den Apfel vom Baum nehmen, so beißen die Männer auch darein." Der Vogt und der Geschworne folgten jetzt ihren Weibern durchs Tobel hinter den Reben durch, über Zäune und Stöcke, und kamen glücklich und ungesehen ins Dorf. Sie waren aber nicht allein. Auf allen Seiten schlichen die Hochmüthigsten und Kühnsten nach Bonnal, und bettelten sich um Geld und gute Worte in die bewachte Kirche hinein. Es schien zwar im Anfang, als wollte es ihnen fehlen. Der Wächter bei der Thür war fast nicht zu bestechen. Nachdem aber einmal Einer darin war, ging das Ding immer leichter und leichter. Zuletzt aber wollten ihm so viel kommen, daß es dem Wächter so angst ward, daß er Niemand mehr hineinlassen wollte; aber es war zu spät, er war nicht mehr Meister. Was? antworteten ihm jetzt Weiber und Buben, sind wir nicht so gut als die Andern? Du mußt uns hinein lassen oder die andern Fremden vor unsern Augen auch wieder hinausschaffen, anders gehen wir dir nicht von der Stelle. Still, still! antwortete der Wächter! ich will euch eben hinein lassen; aber verbergt euch in Winkel, daß man euch nicht sehe. Und so kam zuletzt hinein, was hinein wollte.

104. Kapitel.

Der Pfarrer stellt Leute zur Kirche hinaus.

Das Erste, das der Pfarrer that, als er auf die Kanzel trat, war, daß er den Befehl Arners vorlas und sagte: Er muß gehalten sein, und Jedermann, der fremd ist, soll zur Kirche hinausgehen. Man sah bald, daß es Ernst war, und nach und nach stand eins nach dem andern auf und ging nach der Kirchthür. Einige liefen hinaus, wie wenn man sie jagte; Andre gingen züchtig und sahen nicht umher; Andre machten doch noch ihre Reverenz gegen den Herrn Pfarrer, so feuerroth sie vor Zorn im Gesicht waren. Die Vögtin und Geschwornin von Kilchthal wollten nicht umsonst weggehen und glaubten, wenn sie sich still hielten und hinter den Balken des Gewölbes und hinter andern Weibern sich versteckten, so könnten sie bleiben; aber die andern Weiber streckten von allen Seiten die Köpfe nach den armen Versteckten und schwatzten und lachten weit und breit um sie her, so daß der Pfarrer es merkte und dem Sigrist sagte, der Befehl gehe die Weiber an wie die Männer, und er solle machen, daß auch diese ihres Weges gingen. Und so mußten sie endlich auch wie die Andern wieder hinaus.

105. Kapitel.

Etwas aus des Pfarrers Predigt.

Erst dann fing der Pfarrer an und redete mit dem Volke über den Vogt, über das Elend der Sünde und über das Glück des Rechtthuns. Es war, wie wenn er einem Jeden aus dem Herzen redete; wie wenn er einem Jeden in seine Wohnstube hineindränge und ihn abmalte, wie er mit Weib und Kind, mit Vater und Bruder, mit Knecht und Magd umging; wie Mancher mit Unvorsich-

tigkeit und Lieblosigkeit, Nachlässigkeit und Leichtsinn links und rechts um sich her aus guten Leuten böse mache, aus kleinen Fehlern große veranlasse, und so selber die Liebsten, die er in der Welt habe, anstatt glücklich, ruhig und zufrieden, unglücklich und elend mache und in eine bedauernswürdige Lage versetze. So war der Vogt in der Hand des Pfarrers ein Spiegel, das Volk sah in dem unglücklichen Manne sich selber und der Segen des Herrn war mit dem Pfarrer. Ihrer Viele vergaßen ob seiner Rede den Vogt und fühlten jetzt nur sich selber und dachten jetzt nur an sich selber. Ein Paar Stellen aus seinem Vortrage muß ich doch hersetzen. Sie lauteten also:

Liebe Menschen! Keins von euch allen meine ja, daß ihm dieses nicht auch hätte begegnen können. Hebet enere Augen auf und sehet! Warum steht der arme Mann vor euch? Antwortet! Ist's etwas anders, als weil er hochmüthig, geizig, hartherzig und undankbar gegen Gott und Menschen war? So hebet nun eure Augen auf vor dem Angesichte Gottes und redet: Wer unter euch ist nicht geizig, hartherzig und undankbar? Redet, redet! — Rede, Mann! Weib! stehe auf und rede! Ist Einer unter euch nicht hochmüthig, nicht geizig, nicht hartherzig, nicht undankbar? Er stehe auf; er sei unser Lehrer! Ich will zu seinen Füßen sitzen und ihn hören und ihm anhangen, wie ein Kind seinem Vater anhängt; denn ich, o Herr, bin ein Sünder, und meine Seele ist nicht rein von all dem Bösen, um deßwillen der arme Mann vor euch leidet! —

Ueber den Unterschied zwischen der Sünde in ihrem Anfang und zwischen der größten Verwilderung, in welcher der Vogt lebte, sagte er ihnen folgendes Gleichniß:

Es ist ein großer Unterschied zwischen einer Kornähre und einem ganzen Viertel Frucht. Aber wenn du die Aehre säest und übers Jahr schneidest, so hast du vielleicht hundert, und säest du hundert wieder, so hast du im zweiten Jahr von einer einzigen Aehre vielleicht dein ganzes Viertel Frucht. Liebe Menschen! wenn der Same des Bösen in uns ist, so trägt er Frucht, und wie die einzige Aehre mit Zeit und Jahren ein Viertel Frucht bringt, so wird deine Sünde, o Mensch! mit Zeit und Jahren stark und

schwer in dir. Darum halte den Unterschied des Samenkorns und der Frucht, die du mit Vierteln misseſt, nicht größer als er ist, und denke nicht, daß du nicht ob jeder Sünde werden könneſt, was dieſer arme Tropf, wenn du nicht mit Mühe und Arbeit ihren Samen in dir ſelber zu erſticken und auszurotten trachteſt!

Ein andermal ſagte er:

Meine Kinder! ſehet jetzt die Gerechtigkeit der Welt und zittert! Die Gerechtigkeit der Erde zermalmt, zerknirſcht und tödtet. Weinet über den Elenden und über alle Menſchen, die in die Hand der Gerechtigkeit fallen, und bittet Gott, daß ſich die Fürſten je länger je mehr dieſer Armen und Elenden erbarmen und ihre Leiden nie größer machen, als die Noth es erfordert. Und, meine Kinder, werdet ſelber immer menſchlicher, ſchonender und gewiſſenhafter gegen ſolche Unglückliche! Aber thut noch mehr. Wirket euer eigen Heil mit Furcht und Zittern. So wie die Sünde in euch iſt, kann auch euch alles Unglück der Sünde treffen. — Täuſchet euch nicht! der Fluch der Sünde kann über euch und über eure Kinder kommen, wie er über dieſen Mann gekommen, der vor wenig Tagen noch äußerlich blühte, wie ein Baum, der an den Waſſerbächen gepflanzt iſt. Ziehet eure Kinder auf in der Furcht und Ermahnung des Herrn! —

106. Kapitel.

Wenn ſo ein Pfarrer in die Gefängniſſe und Zuchthäuſer eines Reiches Einfluß hätte, er würde die Grundſätze, mit den Gefangenen umzugehn, in ein Licht ſetzen, das himmelrein leuchtete.

Da er ausgeredet hatte, ſtieg er von der Kanzel, ſaß noch eine Weile bei dem Unglücklichen und redete mit ihm brüderlich, wie er es heut den ganzen Tag gethan hatte. Da der arme Menſch jetzt bald fort ſollte, ſah er

es ihm an, daß er vor Ermattung und Schwäche faſt einſinke, und vernahm, daß er noch ganz nüchtern ſei. Du mußt nicht alſo an deinen Ort hin, ſagte er alſobald, und ließ ihm ſogleich aus dem Pfarrhauſe etwas zu eſſen und zu trinken in die Kirche hinunter bringen. Hans, der es brachte, ſtellte es gerade auf den Taufſtein, bei dem ſie ſtanden; aber dies ärgerte den Sigriſt; er ſtupfte den Hans und winkte ihm, er ſolle es doch anderswohin ſtellen. Dieſer wollte auch ungeſäumt folgen; aber der Pfarrer ſagte: Hans, laß es nur ſtehen, das macht gar nichts!

Nachdem der Vogt alſo von dem Taufſteine gegeſſen und getrunken hatte und ſo Alles mitleidig und liebreich um ihn herum ſtand, ſagte der Pfarrer zu ihm: Willſt du jetzt nicht auch gern die Leute alle, von denen vielleicht wenige ſind, die du nicht beleidigt und gekränkt haſt, um Verzeihung bitten? Ach, mein Gott, gern, Herr Pfarrer! ſagte der Vogt, wandte ſich gegen die Umſtehenden und ſprach: Verzeihet mir doch alle um Gottes willen! — Er konnte nicht mehr reden, aber er ſah ſie alle ſo wehmüthig und niedergeſchlagen an, daß Jedermann weich ward. Weiber und Männer ſtreckten ihm von allen Seiten die Hände dar und ſagten: Es iſt mehr als verziehen! Wie es ihn freute, daß ihm Alles die Hand hinſtreckte; wie er lange rechts und links mit beiden Armen nach allen Händen haſchte und mit hunderterlei Bewegungen zitternd eine jede drückte, das kannſt du dir vorſtellen, Leſer; aber beſchreiben kann ich es nicht. — Nach einer Weile ſagte der Pfarrer zum Vogt: Ich denke, Vogt, wir wollen jetzt in Gottes Namen gehen. Der Vogt ſah ihn barmherzig (um Erbarmung flehend) an und konnte nicht reden. Es muß in Gottes Namen einmal ſein, erwiederte der Pfarrer, nahm ihn bei der Hand, machte ihn aufſtehen und ſagte: Mit Zaudern machſt du dirs nur ſchwerer; komm jetzt in Gottes Namen und leide mit Geduld, was du zu leiden haſt. Achte nicht, was um dich her iſt und was man um dich herum macht, und denke jetzt nur an dich ſelber!

107. Kapitel.

Menschlichkeit und Gerechtigkeit bei einander.

Dann gingen sie mit einander zur Gerichtstätte, und der Pfarrer betete laut auf dem ganzen Wege dahin, und alles Volk begleitete ihn in stummem Stillschweigen. So herrscht stummes Stillschweigen um den Sarg des Bürgers, dessen verlassene Kinder ein gerührtes Volk mitleidig zum Grabe ihres Vaters begleitet. Die Stunde der stillen Rührung, während welcher die Todtenglocke von Bonnal läutete, that dem Vogt und allem Volk wohl. Siehe, es war nicht die Strafe eines wüthenden Thiers, das man nur von der Erde vertilgt, damit es nichts mehr auf ihr schade — es war die Strafe eines Menschen, mit der man ihm selber und seinen Nächsten weiser und besser machen wollte, als sie zuvor waren.

Der Vogt stand da, entblößt an Haupt und Füßen, und sprach dreimal laut die Worte nach: „Hier habe ich verdient zu verfaulen!“ Mit starker Stimme antwortete ein Gerichtsmann: „Ja, du hast verdient, daß hier deine Gebeine verfaulen und die Vögel des Himmels dein Fleisch fressen.“ Dreimal antwortete er wieder: „Ich habe es verdient.“ — „Er hat Gnade! Knecht der Gerechtigkeit, tödte ihn nicht!“ rief jetzt mit lauter Stimme der Richter mit dem Stabe. „Was soll ich ihm denn thun?“ erwiederte der Knecht der Gerechtigkeit. „Du sollst ihn binden an den Balken des Galgens und seine Hand an einem Pfahle fest machen, und die Finger des Meineidigen dreimal mit unauslöschlicher schwarzer Farbe anstreichen!“ Der Knecht der Gerechtigkeit that jetzt, was ihm befohlen war, und stand dann mit entblößtem Schwerte hinter dem Unglücklichen.

Indessen wandte sich der Richter mit dem Stabe und sagte mit lauter Stimme zum Volk: „Höre, versammeltes Volk, dein Herr und Vater läßt dir sagen: Wer unter euch eine solche Schande nicht mehr fürchtet, als den Tod, der gehet mit seinem Haus, mit seinen Kindern und

mit seinem Geschlechte dem Elend entgegen, in welchem ihr jetzt diesen armen Mann sehet.“ Dann redete der Pfarrer fast die ganze Stunde mit dem Volke, das noch in keiner Kirche mit mehr Aufmerksamkeit und Rührung vor ihm gestanden.

Der Vogt war fast athemlos und zum Einsinken erschöpft. Als es der Pfarrer merkte, rief er seinem Hans und sagte ihm: Du mußt den kleinen Wagen hierher bringen und ein Bettstück darauf! Der Hans that es und brachte Bett und Wagen. Da die Stunde jetzt vorüber war und man den Vogt von seinen Banden los ließ, nahm ihn der Pfarrer bei der Hand und sagte: Steig jetzt in Gottes Namen hier ein; ich sehe, daß du es nöthig hast und fast nicht heimgehen könntest. Es ist wahr, sagte der Vogt, es zittert Alles an mir, dankte, stieg dann in den Wagen und sagte: Ich habe das nicht verdient. Der Pfarrer ging unter allem Volk mit dem armen Tropf neben dem Wagen bis ins Gefängniß nach Bonnal, wohin man ihn führte, und ließ dann auch das Bett aus seinem Wagen hineintragen, bis man ihm eins aus seinem Hause bringen würde.

108. Kapitel.

Bauerngespräch und Bauernempfindung.

Der Lienhard war diesen Morgen allein bei seiner Arbeit am Kirchhof; denn seine Taglöhner waren alle mit dem Vogt gegangen. Er weinte herzlich, als die Todtenglocke im Thurme, der nicht weit von ihm war, das Zeichen gab, daß man ihn abführe. Nach einer Weile kamen die Taglöhner zurück und schwatzten fast den ganzen Tag mit einander von dem geschehenen Vorfall.

Mir ist es sehr zu Herzen gegangen, sagten der Aebi und der Kienast.

Kriecher. Und mir, wie wenn man kaltes Wasser über mich ausgeschüttet hätte.

Rüti-Marx. So ist es gut, Schelm sein!

Leemann. Und man trug Sorge zu ihm, wie zu einer Kindbetterin. —

Lenk. Wenn ich oder ein Andrer es gewesen wäre, es wäre wohl anders gekommen.

Aebi. Es scheint mir, es mögen ihm Etliche es nicht einmal gönnen, daß er nicht gehängt worden.

Leemann. Es wird noch andre Historien absetzen.

Michel. Warum?

Leemann. Der Junker will ja Allem, was seit zehn Jahren hier geschehn ist, nachgrübeln.

Rüti-Marx. Dafür wird sich Niemand graue Haare wachsen lassen.

Michel. Wie meinst du das?

Rüti-Marx. Ich meine, das würde so in die dicken Bäuche greifen, daß sie wohl einen Deckel finden werden, den Niemand aufheben wird.

Kriecher. Der Teufel! Es ist doch nicht ganz sicher.

Aebi. Aber habt ihr auch den Hartknopf gehört, wie er über die Predigt sein Maul braucht?

Michel. Er ist ein Narr.

Marx. Er sagt doch manchmal auch Sachen, die wahr sind.

Michel. Ja, wenn er um zwölf Uhr sagt, es läute Mittag.

Marx. Das ist jetzt närrisch gesprochen. Ueber den Glauben einmal versteht er mehr, als ich und du. Er giebt in der Kirche Achtung, wie ein Sperber, und ist im Stande, er zällt dem Pfarrer die Hauptwörter des Christenthums an den Fingern nach.

Michel. Das ist eine erbauliche Arbeit.

Marx. Man kann mehr daraus ziehen, als du glaubst. Denke jetzt nur, er verflucht sich, der Pfarrer habe in der letzten Predigt das Wort Christus kein einziges Mal in dem Munde gehabt.

Marx hänte das Maul, und Michel fuhr fort.

Michel. Der Pfarrer hat Recht, daß er seine Worte nicht so ausspitzt, daß alle Silben daran frömmeln. Mit

eurem Wörterzählen und Silbendrehen macht ihr just auch die Leute selbst so verwirrt, daß sie die Augen verkehren, wenn sie das Hirn brauchen sollten, und das Maul aufthun, wenn sie die Hände brauchen sollten.

Marx. So?

Michel. Ja, eben so! Es ist Liebe und Verstand in dem, was der Pfarrer sagt, und es giebt Leute, sie sollten sich schämen, wie sie ihm es machen.

Marx. So?

Michel. Bist du ein Narr, Marx?

Kienast. Ich meinte, man könnte davon schweigen. Es müßte einer ein Stein sein, wenn es heute einem nicht zu Herzen gegangen wäre.

109. Kapitel.

Hausordnung und Hausunordnung.

Gertrud ging an diesem Morgen zu ihrem guten Nachbar, dem Hübelrudi, der nunmehr nicht mit den Andern bei der Kirche arbeitete. Sie wußte, daß Armuth und Niedergeschlagenheit dem Menschen allen Haushaltungsgeist so verdirbt, daß, wenn er auch zufällig wieder zu etwas kommt, und er nicht Rath und That findet, ihm ein solches Glück so leicht als ein Aal im Wasser aus der Hand schlüpft. Und da sie der Großmutter auf dem Todbette versprochen hatte, sich seiner Kinder anzunehmen, so wollte sie keine Stunde versäumen, um dem Rudi, so viel sie konnte, zur Ordnung zu verhelfen, ehe schon wieder das Halbe durch Unordnung zu Grunde gegangen sei.

Sie traf noch alle Kinder im Bett an, und der Rudi war eben aufgestanden. Die Kleider der Kinder lagen auf dem Boden umher und die Katze saß auf dem Tische neben der schwarzen Schüssel, woraus sie gestern gegessen hatten. Gertrud fühlte die Größe des Verderbens einer solchen Unordnung, und sagte dann dem Rudi der

Länge und Breite nach, wie weit das führe und wohin ihn dieſes bringen werde. Er machte Augen wie einer, der halb im Schlaf zuhört, als ſie ſo mit ihm redete, denn er war der Unordnung ſo ziemlich gewohnt und meinte, weil er jetzt ſeine Matte wieder habe, ſei Alles wieder ganz gut beſtellt, ſo daß er lange nicht recht fühlte, was Gertrud mit ihrem Predigen wolle. Endlich begriff er ſie und antwortete nun mit Thränen in den Augen: Ach mein Gott, Nachbarin! du haſt wohl recht; aber es war, weiß Gott! in unſerm Elend nicht anders möglich. Ich ſaß in der letzten Zeit oft bei Stunden und Tagen herum, daß ich faſt nicht mehr wußte, wo mir der Kopf ſtand, viel weniger, was ich angreifen ſollte, und was ich beginnen mochte.

Gertrud. Das iſt eben, was ich ſage, und warum du dir jetzt mußt rathen und helfen laſſen.

Rudi. Ich will dir von Herzen danken, wenn du es thuſt.

Gertrud. Und ich will es von Herzen gern thun, ſo viel ich kann.

Rudi. Lohne es dir Gott für mich und meine Kinder!

Gertrud. Rudi, wenn deine Kinder recht erzogen werden ſollen, ſo muß Alles bis auf die Schuhbürſte hinunter in eine andre Ordnung kommen. Aber wir wollen jetzt nicht ſchwatzen, ſondern die Hände in den Teig ſtoßen. Es muß mir heut noch, ehe die Sonne untergeht, in deiner Stube ausſehn, daß man ſich nicht mehr darin kennt. Tiſch, Fenſter, der Boden, Alles muß abgewaſchen werden und an die Luft kommen; man kann ja nicht einmal Athem ſchöpfen. Glaube mir, deine Kinder ſehen gewiß auch darum ſo übel aus. Es iſt ein Unglück, daß deine Frau ſelig auf die letzte Zeit auch gar allen Muth verlor und alle Hausordnung ein Ende hatte. So arm man iſt, ſo ſollte man doch an ſeinem Mann und an ſeinen Kindern noch das thun, was nichts koſtet. Was aber jetzt das Beſte iſt, das du zum Andenken deiner Frau ſelig thun kannſt, und was ihr jetzt im Himmel Troſt und Freude ſein wird, iſt dieſes, daß du deine

Kinder sorgfältig auferziehst, daß sie nicht unglücklich werden. Glaube mir, es kommt, weiß Gott! in der Jugend auf Kleinigkeiten an. Ob ein Kind eine halbe Stunde früher oder später aufstehe; ob es seine Sonntagskleider die Woche über in einen Winkel werfe oder sorgfältig und sauber zusammen an einen Ort lege; ob es gelernt, Brot, Mehl und Butter in der Woche richtig abzutheilen und mit dem gleichen Maaß auszukommen, oder ob es hierüber unachtsam bald mehr, bald weniger gebrauche, ohne es zu wissen — solche Sachen sind es, welche hundertmal machen, daß eine Frau mit dem besten Herzen sammt Mann und Kindern ins größte Unglück kommt. Ich muß dir sagen, — du weißt aber wohl, daß ich es nicht in böser Meinung nachrede — deine Frau ist eben gar nicht zur Hausordnung erzogen worden. Ich kannte des alten Schobers Haushaltung; es ist mehr in derselben verfault und zu Grunde gegangen, als recht ist und man sagen darf.

Rudi. Sie ist in der Jugend zu viel im Pfarrhause gewesen.

Gertrud. Auch das ist wahr.

Rudi. Es hat mir hundertmal die Augen übertrieben, wenn sie das Betbuch oder die neue Erklärung der Offenbarung in die Hand nahm, und die Kinder nicht gewaschen und gekämmt waren, und ich selber alle Tage in die Küche mußte, das Feuer auf dem Heerde zu schürgen, wenn ich nicht gefahren wollte, daß sie mir mit ihrer Vergeßlichkeit noch das Haus anzünde.

Gertrud. Wenn man es mit den Büchern recht macht, so müssen einer Frau die Bücher sein wie der Sonntagsrock, und die Arbeit wie die Werktagsjüppe (Werktagskleid).

Rudi. Was mir bei alle dem immer am meisten zu Herzen ging, war, daß sie bei aller ihrer Liederlichkeit so fromm war und die Kinder so fleißig zum Beten anhielt.

Gertrud. Alle wahre Frömmigkeit hat Kraft. Wo keine wahre Kraft ist, da ist auch keine wahre Frömmigkeit, und wer liederlich ist, kann weder recht beten, noch seine Kinder recht beten lehren.

Rudi. Es ist wahr. Ihre Kraft ging am Ende auch fürs Betenlehren verloren. Da sie ihr gewohntes Essen und Trinken nicht mehr hatte, fing sie endlich an, auch ihre Bücher liegen zu lassen, betete nicht mehr mit den Kindern und weinte nur, wenn ihr eins vor die Augen kam.

Gertrud. Laß dir das zur Warnung dienen. Lehre deine Kinder beten, damit sie gern arbeiten, aber dann auch arbeiten, damit ihnen das Beten nie erleide, sondern sie beider Segen bis an ihr Grab empfinden und genießen.

Rudi. Ich will die zwei Aeltesten sogleich zu einer Näherin schicken, sie müssen mir nähen lernen.

Gertrud. Du mußt sie erst kleiden. So wie sie jetzt sind, müssen sie mir nicht zur Stube hinaus.

Rudi. Kaufe ihnen doch Zeug zu Röcken und Hemden, ich verstehe es nicht. Ich will das Geld heute noch entlehnen.

Gertrud. Nichts entlehnen, Rudi. Das Zeug will ich kaufen und im Heuet zahlst du es.

Rudi. Warum nicht entlehnen?

Gertrud. Weil es zur guten Hausordnung gehört, nie etwas von einem Nagel an den andern zu hängen, und weil unter Hunderten, die leihen, nicht zehn sind, die nicht wieder dafür brandschatzen, und besonders dich. Du mußt im Ernst auf alle Weise suchen, daß du das behältst, was Gott dir und deinen Kindern nach so langem Leiden wieder gegeben.

Jetzt meinte der Rudi, sie habe schon gehört, daß er dem Vogt alljährlich Heu ab seiner Matte geben wolle und sagte: Du wirst doch nichts dawider haben, daß ich die Matte mit dem Vogt theile?

Gertrud. Was sagst du? Die Matte mit dem Vogt theilen?

Rudi. Ich habe es in Gottes Namen dem Pfarrer versprochen, dem Vogt, so lange er lebe, für eine Kuh Heufutter ab der Matte zu geben. Er ist jetzt ein armer, alter Tropf, und ich könnte ihn nicht in dem Elend sehn, in dem ich selber war.

Gertrud. Es kommt doch noch besser heraus, als es erst schien. Ich meinte, du wolleſt die Matte mit ihm theilen; jetzt bleibſt du doch beim Futter.

Rudi. Nein, daran kam mir kein Sinn. Die muß, ſo Gott will, auf Kind und Kindeskinder hinunter mein bleiben; aber das Futter, das will ich ihm in Gottes Namen zukommen laſſen, wie ich es dem Pfarrer verſprochen.

Gertrud. Ich will dich gar nicht daran hindern; aber doch dünkt mich, du hätteſt zuerſt ſehn können, ob es der Vogt ſo gar nöthig habe, ehe du es ihm verſprochen.

Rudi. Der Pfarrer hat das auch geſagt; aber wenn du ſo wie ich die Großmutter auf ihrem Todbette noch für ihn beten gehört hätteſt, daß es ihm wohl gehe, du würdeſt ihm gewiß auch helfen, ſo viel du könnteſt.

Gertrud. Hat ſie noch auf ihrem Todbette für ihn gebetet?

Rudi. Ja, Gertrud, und das mit tauſend Thränen.

Gertrud. Ach, dann iſt es recht, daß du es thuſt.

Während der Rudi ſo mit ihr redete, hieß Gertrud die Kinder aufſtehn, wuſch ihnen Geſicht und Hände, kämmte ſie mit einer Sorgfalt und Schonung, die ſie nicht kannten, und ließ ſie auch ihre Kleider ordentlicher anlegen, als ſie ſonſt gewohnt waren; darauf ging ſie in ihre Hütte, kam mit ihrem Zuber und mit Beſen und Bürſte zurück, fing dann an, die Stube zu reinigen, und zeigte auch dem Rudi, wie er daſſelbe machen und angreifen müſſe, und was die Kinder ihm dabei helfen könnten. Dieſer gab ſich alle Mühe und nach ein Paar Stunden ging es ihm mit dieſer Arbeit ſo gut, daß ihn Gertrud jetzt allein machen ließ und wieder heim ging. Beim Weggehn ſagte ſie noch: Wenn dir deine Kinder dann brav geholfen haben, ſo ſchicke ſie auf den Abend zu mir.

Der Rudi wußte nicht, was er ſagen und machen wollte, als ſie jetzt fort war; ſo eigen war es ihm um's Herz. Eine Weile hielt er mit den Händen ſtill, bürſtete und fegte nicht, ſondern ſtaunte und dachte bei ſich ſelber: Es wäre mir einmal in Gottes Namen, wie wenn ich

im Himmel wäre, wenn ich so eine Frau hätte. — Als er dann auf den Abend ihr seine Kinder schickte, gab er seit Jahren das erste Mal wieder Acht, ob ihre Hände und ihr Gesicht sauber und ihre Haare und Kleider in der Ordnung seien, so daß sich die Kinder selber darüber verwunderten, und die Nachbarn, die sie so ordentlich aus dem Hause gehen sahen, sagten: Er will gewiß bald wieder weiben (heirathen).

Die Kleinen fanden des Maurers Kinder alle an ihrer Arbeit. Diese empfingen sie fröhlich und freundlich; aber sie hörten deßwegen keinen Augenblick auf zu arbeiten. Machet, daß ihr bald Feierabend bekommt, so könnt ihr euch dann mit diesen Lieben lustig machen, bis es 6 Uhr schlägt! sagte ihnen Gertrud. Das denke ich, wir wollen eilen, Mutter! die Sonne scheint wie im Sommer, erwiederten die Kinder. Aber gebt Acht, daß euer Garn nicht gröber werde, antwortete die Mutter. Du mußt gewiß eher einen Kreuzer mehr als weniger von dem meinigen lösen, sagte Lise. Und auch von unserm! riefen aus allen Ecken die andern Kinder. Ich will sehen, ihr Prahlhänse! erwiederte die Mutter.

Die Kinder des Rudi standen da, sperrten Mund und Augen auf ob der schönen Arbeit und dem fröhlichen Wesen in dieser Stube. Könnt ihr auch spinnen? fragte jetzt Gertrud. Ach nein! antworteten die Kinder. Gertrud erwiederte: So müßt ihr es lernen, ihr Lieben! Meine Kinder ließen es sich nicht abkaufen, und sie sind am Samstage so lustig, wenn jedes seine etlichen Batzen bekommt. Das Jahr ist lang, ihr Lieben, und wenn man alle Woche etwas verdient, so giebt es am Ende des Jahres viel Geld, und man weiß nicht, wie man dazu gekommen ist. Ach bitte, lehre es uns auch! sagten die Kinder und schmiegten sich an den Arm der guten Frau. Das will ich gern, antwortete Gertrud. Kommt nur alle Tage, wenn ihr wollt; ihr sollt es bald können*). Indessen

*) Die Geschichte stammt aus einer Zeit, in welcher das Baumwollespinnen in der Schweiz ein höchst einträglicher Hausverdienst war.

hatten die andern Feierabend gemacht, versorgten ihr Garn und ihre Räder und sangen mitunter:

„Feierabend, lieb' Mutter,
„Feierabend im Haus!
„Zu Nacht geh'n wir alle gern nieder,
„Am Morgen steht Alles froh auf."

Die Kinder der Gertrud nahmen dann ihre Gäste bei der Hand, und heiter wie der Abend sprangen jetzt alle Kinder auf allen Seiten der Matte herum, längs dem Hag (Zaune) und rund um die Bäume; aber die Kinder der Gertrud wichen sorgfältiger als die des Rudi dem Koth im Wege und den Dornen am Hag aus, und trugen Sorge zu den Kleidern. Und wenn des Rudi Kinder so etwas nicht achteten, sagten ihnen die Guten sogleich: Du verlierst deine Schnalle, dein Strumpfband! oder: Du machst dich kothig, du zerreißest die Kleider hier in den Dornen! u. s. w. Des Rudi Kinder aber lächelten bei Allem, was diese ihnen sagten, und folgten, wie man kaum Eltern folgt; denn sie sahen, daß sie Alles, was sie ihnen sagten, selber thaten, und es weder böse, noch hochmüthig meinten. Auf den Schlag sechs Uhr eilten die Kinder der Gertrud unter das Dach, wie die Vögel, wenn die Sonne untergegangen ist, in ihr Nest eilen. Wollet ihr mit uns? wir gehen jetzt beten, sagten sie zu des Rudi Kindern. Ja, wir wollen, und auch noch deiner Mutter „Behüte Gott!" sagen, antworteten diese. Nun das ist recht, daß ihr kommt, sagten sie, und zogen dann den Katzenschwanz*) mit ihnen durch die ganze Matte, die Stiege hinauf und bis an den Tisch, wo sie sich dann zum Beten hinsetzten.

Müsset ihr um sechs Uhr nicht auch heim gehn zum Beten, ihr Lieben? fragte jetzt Gertrud des Rudi Kinder. Wir beten erst, wenn wir ins Bett gehen, sagte das älteste.

*) Ein Kinderspiel. Alle traben angefaßt hinter einander her. Wie der erste sich umwendet, rechts oder links, oder im Schlängellauf, so zieht die Reihe mit, bis sie desselben müde sind oder bis sie ihr vorher bestimmtes Ziel erreichen.

Und wann müßt ihr denn ins Bett gehen? fragte Gertrud. Was weiß ich! antwortete jenes und ein andres: So wenn es anfängt, dunkel zu werden. Nun, so könnt ihr noch mit uns beten; aber dann ist es auch Zeit, daß ihr nach Hause gehet, sagte Gertrud. Es macht nichts, wenn es schon dunkel ist, wir fürchten uns nicht, antwortete das älteste. Und wir sind ja alle bei einander, setzte ein anderes hinzu. Die Kinder der Gertrud beteten dann der Ordnung nach noch mit ihrer Mutter, und diese ließ auch des Rudi Kinder die Gebete beten, die sie konnten, und begleitete sie dann bis zum Hausgatter. Habt recht Sorge, daß Keins falle, ihr Lieben! grüßt mir den Vater und kommt bald wieder; ein andermal will ich euch ein Spinnrad bereit machen, wenn ihr das Spinnen lernen wollt. — So sagte ihnen Gertrud zum Abschiede, und sah ihnen nach, bis sie um die Ecke herum waren. Die Kinder aber schrieen ihr, so weit man sie hören konnte, zurück: „Behüte Gott!“ und „Danke Gott!“ und „Schlaf wohl, du liebe Frau!“ —

110. Kapitel.

Das Herz leicht machen, ist das rechte Mittel, dem Menschen den Mund aufzuthun.

Der Pfarrer überließ jetzt den Vogt, den man wieder ins Gefängniß nach Bonnal gebracht hatte, eine Weile sich selbst. Nach ein Paar Stunden aber ging er wieder zu ihm hin.

Ich bin ein armer, alter, verlorner Tropf und in der Welt zu nichts weiter gut, war fast das erste Wort, das dieser zum Pfarrer sagte.

Da fing der Pfarrer an, dem armen Mann den Zustand seiner Gefangenschaft auf eine vernünftige Art anschaulich zu machen, und er ward nach und nach in den vierzehn Tagen, in denen er fast Tag und Nacht bei ihm

war, so vertraut mit ihm, daß sie fast wie Brüder mit einander redeten. Einmal hatte der Vogt eine Thräne im Auge und ergriff unwillkührlich mit seiner Hand die des Pfarrers. Aber als er die drei noch schwarzen Finger dabei erblickte, zog er sie schnell und schauernd zurück. Aber der Pfarrer nahm sie ihm wieder und sagte: Es macht mir nichts; ich wünsche, daß du sie mir immer herzlich und freundlich gebest, wenn du nur willst. Bald war das Gespräch wieder vertraulich. Der Pfarrer ging mit ihm in sein Jugendleben, — in sein männliches Alter, — in die Zeit, wo er Wirth und in die, wo er Weibel und Vogt war, hinein. Er brachte ihm zu Sinn, was er tausendmal vergessen hatte, daß er am Ende sonnenklar sah, wie der Vogt das hatte werden müssen, was er geworden.

Und das Leben des Mannes enthüllte dem Pfarrer auch das Leben seines ganzen Dorfes, so daß er jetzt in alle Haushaltungen hineinsah, wie in einen Spiegel, und hundert traurige Umstände und Sachen, wo vorher alles Rathen und Helfen umsonst war, wurden ihm jetzt heiter wie der Tag.

Der Vogt wollte freilich mit der Sprache zuerst nicht recht heraus, besonders wenn andre Leute in seine Fehler verwickelt waren, und er sagte deßwegen einmal bei einem solchen Anlaß zum Pfarrer: Ich mag zu Allem, was ich schon auf den Schultern habe, nicht noch machen, daß mich Jung und Alt im Dorfe verfluche. Aber da ihm dieser herzlich und deutlich zeigte, wie er gerade denjenigen, denen er Alles aussage und die es am meisten zürnen werden, den größten Dienst damit thue, so trug er von dieser Zeit an kein Bedenken mehr, dem Pfarrer über Alles unverholen zu sagen, was er wußte.

111. Kapitel.

Seltsame Wirkungen des bösen Gewissens.

Aber wie wenn das Wetter ins Dorf geschlagen hätte, so war Alles ob der Nachricht, daß der Vogt dem Pfarrer

Alles erzähle, was er von Jedermann wisse, betroffen. Man sah in allen Gassen Leute die Köpfe gegen einander und gegen die Wände kehren. Es fehlte hie und da Männern und Weibern an ihrer natürlichen Farbe; Viele, die den Husten oder einen kurzen Athem hatten, befanden sich übler als sonst, und in allen Häusern gab es die wunderlichsten Auftritte. Viele böse Weiber wurden auf einmal mit ihren Männern wieder gut, und viele wilde und freche Kinder wurden so zahm, daß man sie um einen Finger herum hätte winden können. Eheleute und Hausleute fragten sich Sachen und sagten sich Sachen, daß man nicht begreifen konnte, wie sie jetzt just auf das kamen und an das dachten.

Wenn er jetzt auch sagte, daß ich ihm deinen Mantel verkauft habe, der dir gestohlen worden? sagte die durstige Frau Stoffelin zu ihrem häuslichen Manne Joosli.

Daß du jetzt auch wieder von dem Mantel anfängst, der mir so wehe that! antwortete Joosli.

Ja man muß immer fürchten, so einer bringe noch andre Leute ins Unglück, und es ist mir, es gebe etwas, sagte die Frau.

Joosli erwiederte: Du weißt, wie lange ich dir es zutraute und wie du mich dazu gebracht, daß ich dir versprochen habe, nichts mehr davon zu reden, und jetzt fängst du wieder davon an, als wenn du kein gutes Gewissen hättest.

Jetzt heulte die Frau und sagte: Du weißt doch auch, daß wir Bettler beherbergten, da er weggekommen ist.

Du hast ja davon angefangen, nicht ich, sagte der Joosli, und du wirst auch wohl wissen warum? und schnurrte dann aus der Stube. —

Ich will dich zurichten, daß du aussiehst, wie eine Nachteule, wenn du mir etwas ausbringst, sagte die Betschwester Barbel zu ihrer Dienstmagd, mit der sie im Geheimen alle Abende einen Abendtrunk hielt, und den sie ihr alle Tage in der Dämmerung bei dem Vogt holen mußte.—

Wenn er auch sagte, daß er alle Wochen von uns Garn bekommen habe! sagte Christophs Lise zu ihrer Schwester Klara.

Wir wollen ſchweigen, wie Käſer, ſagte dieſe.
Und läugnen, wie Hexen, erwiederte jene. —

Solche Reden floſſen in allen Ecken, und allenthalben war die Liebe, die man dem Vogt vor dem Taufſtein verſprochen, wie der Wind weg. Sie mußte weggehen. Es braucht aber auch keinen großen Wind, um eine Liebe wegzublaſen, die ſich gegen einen Menſchen zeigen wollte, vor dem man ſchon lange Angſt im Herzen hatte und jetzt von Neuem wieder hat.

112. Kapitel.

Die Ungleichheit dieſer Wirkungen des böſen Gewiſſens bei geſchäftserfahrnen Leuten.

In der größten Angſt aber waren die Herren Vorgeſetzten, und dieſe verſuchten es nach und nach, auf eine andre Weiſe von dieſem ſchlimmen Handel zu reden.

So ein Ketzer könnte ein ganzes Dorf unglücklich machen, ſagte Nachbar Kienholz zu ſeinem Nachbar Kalberleder.

Kalberleder. Es iſt vielleicht kein Menſch im Dorf, mit dem er in den zwanzig Jahren, ſeit er Vogt iſt, nichts Krummes gehabt hat, und um ſeinetwillen wird doch hoffentlich nicht die ganze Kirchhöri mit ihm unter den Galgen müſſen?

Kienholz. Du Narr, das iſt eben der Vortheil, daß er darunter geſtanden.

Moosbauer. Ja, bei Gott! das iſt wahr; man iſt jetzt nicht mehr ſchuldig, ſich mit ihm einzulaſſen.

Und es war, wie wenn dieſes Wort den großen Bauern das Herz wieder weit machte. Auf einmal ging ihnen der Mund auf, und Alle, Alle waren der Meinung und behaupteten laut, weil er dem Henker unter den Händen geweſen, ſo ſeien ſie nicht mehr ſchuldig, ſich mit ihm einzulaſſen, er möge über ſie ſagen, was er wolle.

Der Hügi aber, der nie ein Narr war, sagte nach einer Weile: Ihr habt wohl recht, daß ihr das Lied also singt, und ich will es gern mit euch singen; aber es wäre doch immer besser, wir könnten machen, daß er den Mund überall halten würde.

Das kann ein Narr sagen, erwiederte der Kalberleder; aber wie ihm das Maul stopfen! das wäre etwas Andres.

Ich meine mit Brot, sagte der Hügi.

Und im Augenblick waren ihrer Viele der Meinung, ja, man müsse trachten, ihm den Mund mit Geld und Brot zu stopfen, bis er schweige. Zwar waren auch Einige dawider, und der geizige Rabserbauer rief überlaut, er wolle nichts von dem hören. Aber der Kienholz und die Andern antworteten ihm: Du wirst wohl davon hören müssen! Und man war in des Kienholzen Stube bald einig, man müsse mit allen Vorgesetzten und größern Bauern deßwegen Rath halten. Der Kienholz sandte nun den Ständlisänger Christen, der eben vor den Fenstern Maulaffen feil trug, eilends im Dorf herum, und innerhalb einer Stunde war Alles, was im Dorfe etwas zu bedeuten hatte, bei einander.

113. Kapitel.

Ein Bauernrath.

Da machte der Kienholz den Versammelten den oben besprochenen Vorschlag; aber weil er Geld kostete, war nicht Alles einer Meinung. Viele schüttelten den Kopf und wollten nicht gern damit etwas zu thun haben. Hie und da rief Einer überlaut: Bei meiner Seele, ich gebe keinen Heller daran! Der Rabser sagte ganz deutsch, wenn er ihn vor Hunger sterben sähe, er gäbe ihm kein Stück Brot; aber der Hügi fuhr ihm über das Maul: Du Narr, du mußt das Stück Brot dir selber und nicht ihm geben! und der Kienholz setzte hinzu: Ihr Narren,

es merkt etwa ein Jeder, was auf uns wartet, wenn wir ihm den Mund nicht zuthun.

Man wird uns nicht alle hängen, erwiederte der eisgraue Moosbauer, der es mit dem Rabser hielt.

Wenn ihr allein wäret, ihr könntet es unserthalben probiren; aber wir wollen nicht mithalten, sagten die Andern.

Es ist da nichts anders, sagte der Hügi; wenn es fehlt, so sind dann die Großmäuler die ersten, die sich die Haare aus dem Kopf heraus raufen wollen.

Ja, ja, sagte der alte Meyer, der der Ehrlichste war, aber sich entsetzlich fürchtete; ich wollte lieber den Rock von dem Leibe geben, als mich nur verantworten.

Mir würde das Verantworten nichts machen, wenn ich das Beweisen nicht fürchtete, sagte der Speckmolch.

Im Augenblick nahm der Moosbauer wieder das Wort und sagte: Mit dem Beweisen hat es ja noch keine Noth. Kalberleder du sagtest erst vor einer Stunde selber, es sei gleichviel, ob ein Hund belle oder so einer, wie der Vogt jetzt ist, etwas sage.

Kalberleder. Es ist nicht wahr, ich habe das nicht gesagt.

Moosbauer. Du redest, wie ein Schelm, wenn du es läugnest.

Hügi. Nennet euch Schelmen, wenn ihr allein seid!

Kienholz. Es hat schon mancher etwas gesagt, und es ist ihm hernach wieder anders worden.

Wir müssen machen, daß wir aus der Gefahr kommen, sagten Viele. Und andere: Was wir ihm versprechen wollen, bringt ja auf das Jahr für einen nur drei Kronen, das wird keinen zum Lande hinaus treiben.

Das wäre wohl so, wenn er nicht schon so Viele um Andres gebracht hätte, sagte der Rabser.

Was machen? Wir sind ihm jetzt noch in den Klauen, erwiederte der Kienholz.

Die Widerspenstigen schwiegen nach und nach, und endlich wurden alle einig.

114. Kapitel.

Bauernwahl.

Aber wie ihm das geschwind sagen? darüber ward jetzt wieder neuer Rath, und es gab viele Meinungen.

Einige riethen den Hartknopf an; Andere sagten: Der macht zu viel Wesens; es muß einer sein, der, wenn etwas Krummes darein schlägt, mit einem Wort Antwort giebt und nicht mit einer Predigt. Ein junger Gauch rieth auf den Kriecher, als der sich am besten ins Pfarrhaus schleichen könne; aber es war Niemand seiner Meinung. Der würde den Lohn nehmen und uns sammt dem Vogt an den Türken verkaufen, sagten unten und oben die Männer. Endlich stand Kalberleder auf und rieth auf seinen Buben. Die Bauern verwunderten sich und sperrten das Maul auf; denn sie wußten gar nicht, was dieser besonders können sollte.

Ihr sperrt das Maul auf; meint ihr denn, ich wisse nicht, was ich sage? bemerkte jetzt der Kalberleder. Seht, ich habe einen Nußbaum in meiner Matte, gerade an der Seite des Pfarrhauses, wo der Vogt steckt, den will ich daran wagen. Mein Bub muß ihn umhauen, und auf diese Weise hat er einen Anlaß, da zu stehen und auf Gelegenheit zu passen. Er kennt den Hans und die Köchin, und es muß nicht fehlen, er lockt den Vogt aus Fenster oder lügt sich gar zu ihm ins Pfarrhaus hinein.

Die Bauern fanden den Rath gut und baten den Kalberleder, daß er es so mache. Dieser pochte noch einen Augenblick über den Dienst, den er ihnen thue, und dann gingen die zwei Geschicktesten, der Hügi und der Kienholz mit ihm heim, den Buben recht zu unterweisen, warum es zu thun sei und wie er es anstellen müsse.

115. Kapitel.

Des Kalberleders Versuch, den Sachen zu helfen, und sein übler Ausschlag.

Sie waren jetzt da und thaten, was nöthig war, und der junge Kalberleder ging bald zum Nußbaum und fing an, wie wenn er einen halben Rausch hätte, den Kuhreigen zu singen. Das dünkte dem Pfarrer gar lustig. Er lag im Fenster und hörte dem Holzhacker zu, der den Kuhreigen sang. Auch der Vogt guckte hinter dem Umhang hervor, zu sehen, was das geben müsse; denn er merkte gleich, daß der Kalberleder nicht für die lange Weile den Baum umhaue, sondern daß gewiß etwas dahinter stecke.

Es ging nicht lange, so stellte des Pfarrers Hans sich in eine Gartenecke zum Kalberleder und sagte: Es ist fast Schade, daß du den Baum umhaust, er trug ja alle Jahr so viel Nüsse.

Kalberleder. Er giebt gute Läden zu Flintenschäften, und mein Vater hat einem Glarner einen guten Baum versprochen; zudem treiben die Nußbäume mit den Wurzeln gar weit und schaden mehrentheils am Gras mehr, als sie an den Nüssen abtragen.

Hans. Das ist sonst wohl so; aber ihr lasset diesen da mit seinen Wurzeln ja nur gegen unser Land und nicht gegen das eurige treiben.

Kalberleder. Wie meinst du das?

Hans. Ha so, — daß ihr bald alle Jahr ihm auf eurer Seite die Wurzeln abgrabt.

Kalberleder. Du weißt einmal mehr als ich.

Hans. Nein, wie ihr doch so unschuldig thun könnt, ihr Nachbarn.

Kalberleder. Ich weiß gewiß nichts von dem. Aber sage doch, wäre es vielleicht nicht möglich, daß ich dem Vogt auch einen guten Abend sagen könnte?

Hans. Wohl freilich.

Kalberleder. Kommt er nie ans Fenster?

Hans. Du kannst ja zu ihm in die Stube, der Herr Pfarrer hat gewiß nichts dawider.

Kalberleder. Er möchte glauben, was ich mit ihm wollte.

Hans. Du wirst nichts Geheimes haben.

Kalberleder. Nichts weniger.

Hans. Der Herr Pfarrer ist unter dem Fenster. Wenn ich wie du wäre, ich würde hingehen und es ihm selber sagen.

Du hast Recht, sagte der Kalberleder, legte den Karst ab, nahm seine Kappe in die Hände, ging unter das Fenster, wo der Pfarrer war, bückte sich tief und sagte: Gott grüß euch, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer!

Pfarrer. Ich danke dir.

Kalberleder. Ihr zürnet es doch nicht, daß der Vater den Nußbaum da umhauen lassen will.

Pfarrer. Ich wüßte gar nicht, warum?

Kalberleder. Ha, ich dachte, wenn er euch etwa Schermen (Schutz) im Hofe gäbe.

Pfarrer. Er steht nicht an der Windseite. Nein, ich bin gar froh, wenn er wegkommt; er nahm uns die Morgensonne in dem halben Garten.

Kalberleder. Wenn es dem Vater jemals in den Sinn gekommen wäre, daß er euch im Wege stehe, er hätte ihn gewiß schon lange umgehauen.

Pfarrer. Er sah das wohl; aber es war meinetwegen nicht nöthig.

Kalberleder. Warum das nicht, Herr Pfarrer? Ihr könnt nicht glauben, wie ihr den Leuten so lieb seid und wie es auch den Vater freut, daß ihr mit dem armen Tropf, den ihr bei euch habt, so gut seid.

Pfarrer. Ich thue ihm nichts als meine Schuldigkeit.

Kalberleder. Wohl freilich, Herr Pfarrer. Aber um Erlaubniß, wie geht es auch mit ihm? Hält er sich auch, daß ihr mit ihm zufrieden sein könnt?

Pfarrer. Ja Gottlob! bis jetzt bin ich von Herzen mit ihm zufrieden.

Kalberleder. Der Vater hat gesagt, vielleicht sähe ich ihn etwa am Fenster und ich soll ihn in dem Falle von seinetwegen grüßen und ihm sagen, daß er doch auch nicht verzweifle, es werde wills Gott! auch noch Brot für ihn in der Welt geben.

Pfarrer. So viel ich merken mag, ist er jetzt einmal für sein Brot noch nicht unruhig.

Das freut mich, antwortete der Kalberleder, und nach einer Weile sagte er wieder: Wenn ich dürfte, Herr Pfarrer, ich hätte fast Lust, ihn auch einen Augenblick zu sehen, weil ich doch so nahe bin.

Ich mag's wohl leiden, sagte der Pfarrer. —

Nun hatte der Kalberleder, was er wollte. Er ging mit dem Pfarrer in die Stube und wartete da unter gleichgültigen Gesprächen einen Augenblick ab, in welchem der Pfarrer beiseits ging. Wie ein Blitz ergriff er diesen Augenblick und sagte zum Vogt: Ich muß dir geschwind sagen, weil wir allein sind: Wenn du still bist und Niemand ins Unglück bringst, so wollen dir die Vorgesetzten alle für dein Lebtag an die Hand gehen, daß du des Brotes wegen ruhig schlafen kannst; aber wenn du schwatzest und sie auch ins Spiel hinein ziehst, so zähle darauf, daß du keinen Menschen im Dorfe findest, der dir auch nur ein Stück Brot giebt, wenn er dich auch Hungers sterben sähe. Das ist es, warum ich da bin und warum ich mich zu dir in die Stube geschlichen.

Der Vogt war über diesen plötzlichen Antrag sehr betroffen, wußte einen Augenblick nicht, was er antworten sollte und sagte dann ganz wehmüthig zum Kalberleder: Ich habe geglaubt, du seist bloß aus Freundlichkeit für mich da.

Ich bin jetzt dafür da und möchte gern eine Antwort, sagte der Kalberleder, und sah ihn an, wie wenn er ihn durchstechen wollte.

Vogt. Ich kann nicht helfen. Ihr könnt mit mir handeln, wie ihr wollt.

Kalberleder. Du hast mithin schon geschwatzt?

Vogt. Ich kann's nicht läugnen.

Kalberleder. Ach, wenn du willst, du kannst Alles wieder zurück nehmen und verdrehen.

Vogt. Ich thue es nicht.

Kalberleder. So! —

Vogt. Es ist mir leid; aber es ist besser; die Unordnungen . . . .

Kalberleder. Schweig doch von Unordnungen. Wer hat sie gemacht als du?

Vogt. Es ist mir leid.

Kalberleder. Verkehre, was du gesagt hast, — es gereut dich nicht.

Vogt. Ich kann nicht.

Kalberleder. Willst du nicht?

Vogt. Ich kann nicht, und die Wahrheit zu sagen, ich will auch nicht. Aber du wirst erleben, daß ich Niemand dadurch etwas schaden werde.

Kalberleder. Das ist geredet, wie wenn du den Verstand verloren hättest.

Vogt. Ich kann wohl begreifen, daß es dir so vorkommt. Vor vierzehn Tagen wäre es mir auch so vorgekommen.

Kalberleder. Rede doch jetzt nicht, wie eine alte Betschwester. Dein Glück hängt von diesem Augenblick und von deinem Worte ab.

Vogt. Mache dir keine Hoffnung, daraus giebt es gewiß nichts.

Kalberleder. Glaube mir, du wirst deinen Lohn dafür kriegen.

Eben jetzt kam der Pfarrer wieder in die Stube und der Kalberleder nahm bald darauf Abschied. Vorher aber sagte er noch zum Pfarrer: er glaube, er habe den Vater nicht recht verstanden, und er habe vielleicht nicht den Nußbaum gemeint, den er angegriffen.

Das kann wohl sein, sagte der Pfarrer.

Und der Kalberleder: Ich will ihn doch, ehe ich ihn vollends umhaue, noch einmal fragen.

Du thust wohl daran, sagte der Pfarrer, merkte aber doch, daß etwas Krummes um den Weg war.

Die Vorgesetzten aber wunderten gar sehr, wie es mit diesem Vorhaben gehe, und standen mit Ungeduld wartend hinter den Zäunen und Häusern, wo man gegen das Pfarrhaus sieht. Der Speckmolch kroch sogar mit seinem großen Bauche über Garben und Heustock unter das Dachloch, um von da hinunter zu sehen, wie es dem Kalberleder gehe und wann er wieder heim käme. Aber die hinter den Hecken und der unter dem Dachloch wurden übel getröstet, da sie sahen, wie er den Kopf hängte und die Hände lampen (fallen) ließ, als er wieder zum Pfarrhaus hinaus ging. Sie eilten aber doch zu seinem Vater, den Bericht ganz zu vernehmen. Dieser wollte noch groß thun und rühmen, was sein Sohn ausgerichtet; aber sie stopften ihm den Mund und schwuren voraus, was er heimbringe, sei eine hinkende Botschaft.

Ihr könnt's doch auch nicht wissen, bis er da ist, sagte der Vater.

Wohl freilich, sagten die Bauern, als eben der Bube anlangte. Er warf das Holzgeschirr so stark in das Tenn hinein, daß die Stube davon erzitterte; kam dann erst, nachdem ihn sein Vater zweimal hatte rufen müssen, in die Stube, stellte sich in eine Ecke, grüßte Niemand und sagte nur: Es ist Alles nichts.

Die Bauern aber wollten mehr wissen und er mußte, so ungern er es that, ihnen umständlich erzählen, wie es zugegangen. Als er fertig war, hudelten sie ihn noch einen Augenblick aus, gingen dann nach und nach wieder heim, beladen mit Gedanken und Rathschlägen, die die Angst in ihnen ausbrütete, die aber noch nicht reif waren.

Den alten Kalberleder reute jetzt nichts so sehr, als sein Nußbaum. Ich möchte das helle Wasser weinen, daß ich ihn so leichtsinnig habe umhauen lassen, sagte er, als die Bauern kaum fort waren, zu seinem Buben.

Ich war kein Narr, erwiederte dieser. Ich noderte (stocherte) nur so an den Wurzeln, und er steht deßhalb noch hundert Jahr.

Das ist gut, Bube! was man nicht weggiebt, das hat man noch, sagte der Vater, und bald darauf sagte er

wieder: Aber gelt, es hätte den Pfarrer gefreut, wenn er dieses Garten-Nachbars los geworden wäre?

Der Bub. Das denk ich. Er und der Hans sagten beide, er fresse nur ab ihrem Boden.

Der Vater. Er frißt hoffentlich noch länger darab, als sie beide.

Der Bub. Ich habe dem Pfarrer, da ich sah, daß es mit dem Vogt nichts war, gesagt: Ich glaube, ich habe dich unrecht verstanden, und du habest vielleicht einen andern Baum gemeint.

116. Kapitel.

Die Dorfmeister suchen in ihrer Angst beim Teufel und seiner Großmutter Hülfe.

Den geängstigten Bauern aber gingen gar wunderliche Dinge in ihren Köpfen herum. Nicht nur Einem kam es in den Sinn, wenn der Pfarrer oder der Junker oder nur einer von beiden todt wäre, so wäre die Gefahr für sie völlig vorüber, doch blieb es dabei. Es ging Keiner hin, sie todt beten zu lassen, und Keiner schlug sie todt. Aber sie hinter einander zu bringen und ihnen so viel Arbeit und Verdruß zu machen, als nur immer möglich, dahin zielten zuletzt ihre Entschlüsse; denn sie glaubten auf diese Weise sie dennoch endlich von dem, was der Hummel etwa sagen möchte, abzulenken. Und es traf sich just, daß schon seit dem letzten Sonntag unter der Hand ein Gerücht ging, es sei an der letzten Gemeind nicht natürlich zugegangen, und der Hühnerträger habe die Leute mit Teufelskünsten verblendet. Bisher hatte zwar Alles, was ein wenig Vernunft hatte, und besonders die Vorgesetzten, über diesen Narreneinfall gelacht; aber jetzt schien er ihnen in den Kram zu dienen, und sie hoben an, ganz ernsthaft darüber zu reden, und machten durch hunderterlei Fragen jedem Dümmsten, den sie vor sich hatten, den Kopf darüber groß. Sie lobten den Hartknopf überlaut,

daß er so standhaft sei, und was wahr ist, sagen dürfe, wenn man ihn schon links und rechts und sogar auf der Kanzel darüber auslache. Dieser schmunzelte mit dem Munde, wenn er sich so loben hörte, wie wenn er Zucker darin hätte, und war vom Morgen bis an den Abend ohne Aufhören im Eifer, seine Meinung wider den Hühnerträger allenthalben auszubreiten. Sie fand auch unter dem Schutze, den sie jetzt hatte, vielen Glauben; denn die Dorfmeister boten Alles auf, Dieses und Aehnliches jetzt zum Trumpf und zum einzigen Gespräch zu machen, worüber sich Jung und Alt aufhielt.

Man zog sogar den Doktor Treufaug, des alten Henkers von Arnheim ehrlich gemachten Großsohn, ins Spiel, und machte ihm begreiflich, wie sein Brotkorb daran hange, daß solche Teufelsgeschichten immer guten Glauben fänden, und daß es jetzt die beste Zeit sei, hierüber ein wenig den Mund aufzuthun. Dieser ließ es sich nicht zweimal sagen. Wo er eine Klappertasche oder einen Hans Dampf antraf, bot er ihm eine Prise Tabak und fing an, mit ihnen zu schwatzen.

Was meint ihr, sagte er dann, was meint ihr, wie hätte ich Haus und Hof zusammengebracht und einen so großen Bauch erstritten, wenn es keine bösen Leute gäbe? Ja, wenn ich reden dürfte .... Just, wo man solche Sachen am stärksten läugnet, giebt man mir am meisten Dublonen zu verdienen. Ich will nichts geredet haben; aber wenn ich sagte, wie es in den Schlössern und Pfarrhäusern aussähe, ihr würdet Maul und Augen aufthun. Erst vor acht Tagen hat mich so ein hoffärtiger Junker mit dem Hut unter dem Arme und dem Seckel in der Hand bitten müssen, ihm Ruhe zu schaffen. Sr. Gnaden Herr Sohn, der schon Jahr und Tag in einer papiernen Kutsche heimgekommen, erschien dem Alten richtig alle Frohnfasten in seiner Kammer; aber unser einer muß schweigen, ihr könntet sonst merken, wer es ist. — Er wußte sogar den Leuten, ohne daß er es ausdrücklich sagte, einzuschwatzen, daß Arner ihn selber brauche, weil es unrichtig im Schloß stehe, seitdem der Alte todt sei. —

Durch solche Mittel und Wege that die Schelmenbande allen Narren, die jemals Gespensterartiges glaubten, das Maul auf.

Man erzählte auch wieder viel von dem Haus, das der Hoorlacherin gehörte, und so ungeheurig war, daß Jahre lang Niemand darin wohnen konnte, bis es endlich der Vogt um einen Spottpreis gekauft und dann durch den Kapuziner Münchthal den Teufel ins Tobel zu hinterst am Eichwalde verbannt. Auch die Geschichte des Krähenbaums bei der Schmiede kam wieder in alle Gespräche, wie nämlich seit zehn Jahren alles Unglück das Haus verfolge, und wie der Schmied es alle Morgen, wenn der Vogel auf dem linken Ast, der kohlschwarz war und darum auch Teufelsast hieß, absaß, sicher zum voraus wußte, daß vor Sonnenuntergang ein Unglück im Hause sein würde. Da half dann kein Beten, kein Frommsein, kein Rechtthun. Wenn die Krähe am Morgen nüchtern das Maul auf dem Ast aufthat, so war das Unglück beschlossen und vor Abend sicher im Hause. Das ist bei zehn Jahren in einem fort so gegangen, bis endlich der Schmied den Baum umhieb und verbrannte. Von der Zeit an sei Jahr und Tag kein Unglück mehr geschehen, außer daß der Schmied selber ein Narr geworden ist und man ihn an Händen und Füßen hat anbinden müssen; aber sonst war es, wie wenn das Glück zum Dach hineinregnete, seitdem die Krähe nicht mehr auf dem Teufelsast absitzen konnte.

Solche Geschichten waren jetzt allenthalben wieder der Text im Dorfe. Die guten und schlechten Mütter redeten wieder fleißig mit den Kindern vom schwarzen Manne, der sie holen würde, wenn sie nicht recht thäten, und dergleichen.

Die junge Kienholzin, die aus Hoffart Jahr und Tag ungläubig war, und mit ihren Kindern über Gespenster und Hexen den Spaß trieb, kehrte jetzt den Spieß wieder um und betete alle Morgen und Abend mit ihnen das Gebet wider die Nachtgespenster, bösen Geister und Hexen.

Die Kinder sagten zwar am ersten Abend: Mutter, warum müssen wir jetzt auch das Gebet wieder beten? Du sagtest ja erst vorgestern, die Leute seien Narren, die es thun.

Mutter. Es ist mir jetzt wieder anders geworden. Ihr müßt es jetzt wieder so fleißig beten, als den Glauben und das Vaterunser.

Kinder. Hat es jetzt denn wieder Gespenster, Mutter?

Mutter. Daß Gott erbarm! ja freilich, die ganze Welt voll.

Kinder. Wie weißt du's jetzt gerade wieder, daß es die ganze Welt voll hat?

Mutter. Ach, ihr guten Kinder, es gehen gar gräuliche Sachen im Dorf vor. Betet nur fleißig eure Gebete und behütet und besegnet euch fleißig, wenn ihr zum Haus hinaus geht, und nehmet ja keiner alten Frau etwas ab, es mag Obst sein oder Brot, oder was es will.

Auch das Katzenschwanz-Spiel, das die guten Kinder des Maurers und des Rudi spielten, wurde immer bedenklicher gemacht. Der Hartknopf sagte überlaut, es sei ein Teufelsspiel. Die Speckmolchin, ein Weib, dazu gemacht, Gift aus Honig zu ziehen, und aus Mücken Elephanten zu machen, traf des Rudi Grithe unglücklicher Weise auf der Gasse an, und wollte jetzt auch so recht darauf kommen, was da hinter dem Katzenspiel, von dem man so verdächtig rede, doch stecke. Sie gab dem Kind freundlich die Hand und sagte: Habt ihr euch gestern in des Maurers Haus brav lustig gemacht?

Kind. Das glaub' ich.

Frau. Gelt, Kind, es war eine schöne Katze in der Stube?

Kind. Ei ja!

Frau. Eine schwarze?

Kind. Eine kohlschwarze.

Frau. Sie hatte doch feurige Augen?

Kind. Ja, wenn sie unter der Bank war.

Frau. Was machte die Katze?

Kind. Nichts.

Frau. Saß sie immer still?

Kind. Nein, sie streichelte uns an den Beinen herum und spulte, sie ist mir einmal fast auf den Schooß gesprungen.

Frau. Während des Betens?

Kind. Meint ihr, die Katzen wissen, wenn man betet?

Frau. Rührtet ihr sie an?

Kind. Ja doch.

Frau. Während des Betens?

Kind. Ja, wenn sie uns zu nahe kam.

Frau. Mußtet ihr die Hände nicht zusammenhalten während des Betens?

Kind. Wohl freilich.

Frau. Wie konntet ihr sie denn anrühren?

Kind. Mit den Beinen unter dem Tische.

Frau. Aber gelt, sie war kohlschwarz?

Kind. Nicht überall.

Frau. Aber doch fast; gelt, viel schwarz?

Kind. Ja.

Frau. Und sie hatte feurige Augen?

Kind. Hast es ja gehört, wenn sie unter der Bank war.

Aus diesem Gespräch, welches die Speckmolchin links und rechts mit Zusätzen noch vermehrte, und größeren Narren, als sie war, ins Ohr raunte, war innerhalb weniger Stunden herausgebracht, daß sei doch keine natürliche Katze gewesen. Wie ein Lauffeuer ging es im ganzen Dorfe herum, wie unrichtig es in des Maurers Haus stehe, und etliche Tage nach einander war dieses Haus das einzige Gespräch des Dorfes.

Weder dem Maurer noch dem Rudi sagte aber lange Niemand ein Wort von Allem. Sie merkten nur, daß man sie allenthalben gar wunderlich ansah, und ihre Kinder kamen oft heim, weinten und klagten, wo sie hinkämen, sei es, als wenn man sie scheue, und die liebsten Kinder, mit denen sie immer gut gewesen, wollten nichts mehr mit ihnen haben, und man rufe ihnen zu den Fenstern

hinaus und hinter den Zäunen nach: Katzenschwänzler und Katzenschwänzlerin.

117. Kapitel.

Die Fahne dreht sich.

Wie es aber dann geht, wenn man Narrheiten und Bosheiten zu weit treibt: es gab Leute, die merkten, was hinter diesem steckte.

Der Vorgesetzte Renold und ein Paar andere Ehrenleute sagten laut, man rede und thue da Sachen, die fehlen könnten, und die nicht recht und brav seien; sie haben in ihrer Jugend den Katzenschwanz auch gezogen, wie des Maurers Kinder, und manchmal vor und nach dem Beten sich lustig gemacht; aber es wäre einer ihren Eltern nicht wohl angekommen, wenn er versucht hätte, aus solchen Kindersachen dergleichen Geschwätzwerk anzustellen.

Das machte so viel, daß der Eine und Andere anfing, sich in Acht zu nehmen, was er rede. Es ging auch nicht mehr lange, so sagten gute Freunde es dem Maurer, und die Schnabelgrithe traf das Unglück, daß eine Nachbarin, die ihr gehässig war, sie bei dem Maurer verklagte und sagte, sie schwatze vom Morgen bis an den Abend bei Jedermann, den sie antreffe, von dieser Historie.

Der Maurer war einen Augenblick so blaß als der Tod, da ihm die Frau dieses sagte, dankte ihr aber und lief dann spornstreichs und wie wüthend vor das Haus der Schnabelgrithe und klopfte mit seinem Zollstecken so hart ans Fenster, daß es ein Glück war, daß er das Holz getroffen, und keine Scheibe in die Stube fiel. Es war aber Niemand im Haus; denn die Grithe stand bei dem Brunnen auf der Gasse. Er sah sie nicht, sie hingegen sah ihn und erschrak, rief aber dennoch, da es so an ihren Fenstern rasselte: Was giebts, was giebts, Maurer?

Maurer. Bist du da mit deinem gottlosen Maul?.. Du Diese und Jene! Was hast du mit meinen Kindern, daß du so verfluchtes Zeug über sie herum tragen darfst?

Was, was? fragte die Grithe.

Maurer. Ich will dir zeigen, was, was!

Die Speckmolchin, die auch da war, stupfte die Grithe und sagte: Du mußt leugnen, es könnte sonst fehlen. Die andern Weiber aber, denen sie diese Teufelshistorie eben in diesem Augenblick wieder erzählt, glaubten nichts weniger, als daß sie ihre Worte zurücknehmen würde. Sie hatte gerade eben jetzt sich verflucht und verschworen, daß sie dem Lumpen-Maurer und seiner Frau alle Worte ins Angesicht hinein sagen würde, wenn sie da ständen. Aber wie verwunderten sich die Weiber, da sie jetzt auf einmal anfing zu leugnen, und zum Maurer sagte, sie habe nie etwas wieder ihn gehabt und wisse auch von seinen Leuten nichts, als alles Liebe und Gute.

Nein, das ist doch vom Teufel, so muß mir's das Mensch nicht machen, sagte eine Renoldin, die da stand, zu den andern Weibern, und rief im Augenblick darauf dem Lienhard: Maurer! es ist doch wahr, sie hat's gerade jetzt wieder erzählt.

Schweig doch, sagten die andern Weiber, was willst du dich doch darein mischen? Es geht dich ja nichts an.

Nein, ich will nicht schweigen, sagte die Renoldin. So eine könnte es ja morgen dir und mir und einer jeden so machen, und wenn es vor den Junker kommt, so will ich's ihr ins Gesicht sagen, daß sie es gesagt hat.

Das Wort Junker war ihr kaum zum Munde heraus, so sorgte die Speckmolchin für sich selber und rief überlaut: Ich einmal habe nichts gehört und nichts gesagt; ich habe da mein Kraut gewaschen und nichts geachtet, was vorgefallen.

Ich einmal habe auch nichts gehört und nichts gesagt, und ich einmal auch nicht, sagten bald mehrere.

Es fragt euch ja Niemand, sagte der Maurer, und drohte der Schnabelgrithe mit dem Junker.

Diese aber heulte und bat, er solle doch nichts daraus machen.

Ja, aber da vor diesen Weibern mußt du bekennen und sagen, daß Alles faul und falsch sei, erwiederte Lienhard.

Die Grithe murmelte und sagte stockend, es sei ihr leid, und es sei nicht wahr.

Maurer. Du mußt es laut sagen, so laut, daß die Leute, die da in den Nachbarshäusern die Köpfe zum Fenster hinaus strecken, verstehen, daß du eine Erzlügnerin bist.

Ob sie wollte oder nicht, sie mußte das vor allen Weibern, die da standen, ihm laut nachsprechen. Dann verschwor er sich noch, sie müsse ihm durch alle Gassen des Dorfes laufen und vor allen Häusern sagen, es sei Alles erlogen, was sie über seine Frau und seine Kinder gesagt.

118. Kapitel.

Wie lange werden die Weiber noch denken und sagen: Mein Mann heißt Nabal*) und Narrheit ist in ihm.

In einem solchen Zustande ist Lienhard, seitdem er vom Hummel wieder erlöst worden, niemals heimgekommen. Er war fast außer Athem und rief der Gertrud in die Küche um Wasser, welches sie ihm brachte. Er hatte die Augen fast außer dem Kopfe und feuerroth, das Haar über die Stirn herunter und das Kamisol umgekehrt am Leibe.

Der Wasserkrug fiel der Gertrud fast aus den Händen, als sie ihn so antraf. Um Gottes willen, was ist's, was ist dir begegnet? sagte sie und stand mit klopfendem Herzen vor ihm.

Ach, es ist nichts, gar nichts, antwortete er; konnte aber fast nicht reden, nahm ihr den Wasserkrug hastig aus der Hand und trank ihn fast ganz aus.

Gertrud. Um Gottes willen, es ist etwas begegnet. Rede, was ist es?

Lienhard. Nichts, weiß Gott! nichts als Geschwätzwerk. Sie hat so verfluchtes Zeug über unsre Kinder gesagt.

*) 1 Samuelis 25, 25.

Gertrud. Wer? Was? Was für Geschwätzwerk?

Lienhard. Von der Schnabelgrithe.

Gertrud. Nur Geschwätzwerk von dieser, und du siehst so aus?

Lienhard. Es ist gewiß sonst nichts.

Gertrud. Es ist mir, ich sei im Schlaf. Weißt du auch, daß du das Kamisol umgekehrt an hast?

Lienhard sah jetzt auf sich selber herunter und sagte: Es ist wahr, ich bin nicht schön in der Ordnung.

Gertrud. Ich möchte doch jetzt gern bald wissen, was es gewesen, wenn du keinen Rausch hast.

Ich habe keinen Tropfen getrunken, antwortete Lienhard, und erzählte ihr dann die ganze Historie, redete aber noch immer, wie im Fieber, und ging während des Erzählens noch zweimal in die Küche, um Wasser zu trinken.

Gertrud hörte ihm umständlich zu und unterbrach ihn nicht, so lange er erzählte; aber sobald er fertig war, sagte sie zu ihm: Die Art und Weise, wie du gehandelt hast, erbaut mich gar nicht, und ich hätte dir etwas Anderes zugetraut.

Lienhard. Wie, was Anderes?

Gertrud. Daß du dich bei so etwas Unwichtigem mehr beherrschen könntest!

Lienhard. Was, ist das etwas Unwichtiges?

Gertrud. Gesetzt, es sei nicht ganz unwichtig, so läßt es sich gar nicht entschuldigen, wie du dabei verfahren bist.

Lienhard. Warum das?

Gertrud. Ich möchte noch fragen! So thun, wie du gethan hast, wenn man nicht gesunder und stärker ist, als du jetzt bist, heißt sich muthwillig vor der Zeit unter den Boden bringen.

Lienhard. Darin hast du Recht. Das Herz klopft mir noch jetzt, und es ist mir, als wenn man mir Arme und Beine zerschlagen hätte.

Gertrud. Ach, es ist mir angst. Geh' doch ins Bett, Lieber! und siehe, daß du jetzt ein wenig schlafen kannst.

Lienhard. Ja, ich will eine Weile mich ins Bett legen.

Gertrud. Aber ein andermal beherrsche dich doch auch besser!

Lienhard. Ja, wenn ich's nur könnte!

Gertrud (mit Thränen in den Augen). Lieber, denke doch in solchen Fällen an mich und deine Kinder, und wenn du doch auch kannst, so spare uns in Gottes Namen auch einen alten Vater.

Lienhard (sie bei den Händen fassend und traurig). O du Liebe! Ich weiß nicht, wie ich mich so vergessen und nicht daran denken kann, was ich dir und diesen Lieben schuldig bin. Wills Gott, will ich mich in Zukunft mehr beherrschen.

Thu es doch, lieber Vater! sagte Gertrud.

Während dieses Gesprächs kam Lienhard ins Bett, und Gertrud that die Fensterladen gegen die Sonne zu, damit es dunkel werde und ihr Mann ruhiger schlafen könne. Nach einer Stunde erwachte er wieder, und sie fingen wieder an, über den Vorfall mit der Schnabelgrithe zu reden.

Gertrud. Auch in Beziehung auf den Junker bist du zu weit gegangen.

Lienhard. Warum das?

Gertrud. Du hast ihr ja eine Strafe auferlegt, als wenn du Herr im Lande wärest.

Lienhard. Du hast recht; ich habe auch an das nicht gedacht.

Gertrud. So wie er ist, glaube ich nicht, daß er es auf die hohe Achsel nehmen würde, wenn er es vernehmen sollte; aber man muß doch nie etwas sagen, wobei man nicht sicher ist, ob es fehlen könne. Wenn ich du wäre, ich würde wieder mit der Frau reden, und den Befehl, daß sie vor allen Häusern abbitten solle, zurücknehmen.

Lienhard. Wenn ich mich nicht schämte, ich thäte, was du sagst.

Gertrud. Was schämen, wenn man recht thut?

Lienhard. Soll ich gehen?

Gertrud. Du meinst es selber.

Lienhard. Und du auch?

Gertrud. Das glaube ich.

Lienhard. Ich mag doch fast gar nicht.

Gertrud. Lieber, überwinde dich, und ziehe die ganze Sache in Spaß.

Lienhard. Wenn ich das nur so leicht könnte!

Gertrud. Weißt du, was du thun kannst? Nimm eins von unsern jungen Kätzchen und bringe es dem Grithli zum Geschenk, damit sie sehe, daß unsere alte gute Mauserin nicht der Teufel, sondern ein ehrliches, braves Hausthier sei.

Das ist verzweifelt lustig und muß so sein, sagte der Maurer, nahm auf der Stelle eins von ihren Jungen ins Fürfell und ging wieder zu der Grithe, die ihn von fern kommen sah. Diese erschrak mächtig, stellte sich etwas Erschreckliches vor, weil er schon wieder komme, und sprang, wie wenn man sie jagte, von dem Fenster aus der Stube zu ihrem Mann, der hinter dem Hause war und den Zunamen Murrbär hatte, und rief ihm keuchend: Der Maurer ist schon wieder da.

Ich wollte, du hättest dein Maul, wo der Pfeffer wächst! sagte der Murrbär. Sie aber ließ ihn reden und kroch eilends auf den Heuboden.

119. Kapitel.

Zu gut ist dumm.

Der Murrbär war, wie des Sigristen Volk sämmtlich, hochmüthig und fürchtete erschrecklich, das Narrenstück könnte seine Frau ins Gefängniß bringen, welches seinen Ehren nachtheilig wäre; darum schmiegte er sich im Anfang vor dem Maurer, so viel er konnte und mochte.

Murrbär. Meister Maurer, wir waren doch auch noch immer gute Freunde und Vetterleute. Meine Frau hat freilich nicht Recht; aber sie erkennt es ja und muß

dir deine Ehre und deinen guten Namen wieder geben, so lieb er dir ist. Aber gieb dich wieder zufrieden, es ist doch zuletzt nur ein Weibergeschwätz, und mag sich gewiß nicht der Mühe lohnen, so ein Weites und Breites zu machen.

Maurer. Du nimmst mir gerade aus dem Mund, was ich sagen wollte. Es ist, wie du sagst, ein Weibergeschwätz. Ich wollte lieber, es wäre nicht begegnet und will gern wieder gut Freund sein, wie vorhin. Meine Frau und ich haben bei mehrerem Nachdenken auch gefunden, daß wir es zu weit getrieben und es gar nicht nöthig sei, daß deine Frau im Dorf herum laufe und ihre Worte zurück nehme.

Sobald der Murrbär merkte, daß er von Lienhard nichts mehr zu befürchten habe, war er im Augenblick nicht mehr der Pudel, der sich schmiegte, sondern der Pudel, der knurrte und die Zähne hervor ließ. Er sagte jetzt zum Lienhard: Es ist gut, daß du wieder zu dir selber gekommen bist, daß man mit dir reden kann.

Der ehrliche Lienhard antwortete: Es ist mir leid, daß ich mich so wenig beherrschen kann.

Murrbär. Es ist so gut, wenn in solchen Fällen unter Zweien auch einer Verstand hat. Wenn ich vor ein Paar Stunden mich so wenig zu beherrschen gewußt hätte, wie du, es hätte Mord und Todschlag absetzen können; aber ich dachte, es müsse einer der Gescheidtere sein, und ich wollte dich nur auswüthen lassen, es sei dann etwa morgen noch Zeit, zu sehen, was es für eine Bewandtniß habe, und ob dein Gerichtsherrenweib im Ernst über meine Frau so Urtheil und Recht sprechen könne.

Lienhard. Es ist hiermit gut, daß ich aus mir selber gekommen, deiner Frau diese Arbeit zu schenken.

Murrbär. Vom Schenken möchte ich, wenn ich du wäre, so wenig reden, als ich könnte. Das ganze Dorf von unten bis oben hat aufs Haar gesagt, was meine Frau. Ich weiß zwar wohl, du stehst jetzt gut im Schloß; aber denke daran, wenn der Junker vernimmt,

daß ihr so den Meister spielen und Urtheil sprechen wollt, er wird anders mit euch sprechen.

Lienhard. Ich übereilte mich hierin.

Murrbär. Und überall, Maurer, ihr seid an Allem selber Schuld. Wenn an der ganzen Geschichte auch nichts wahr ist, als was ihr selber erzählt, daß die Kinder den Katzenschwanz bis hinter den Tisch, wo sie beteten, gezogen, so ist das schon nicht recht, und sollte einem Muster, wie deine Frau sein will, nicht entgehen. Hinten nach, wenn man Geschwätz veranlaßt hat, ist es dann gar schwer, den Leuten die Mäuler wieder zu verstopfen.

Diese Sprache verwirrte den ehrlichen Lienhard gar sehr, daß er nicht wußte, wie er es mit der Katze im Fürfell anfangen sollte, und er wäre wahrlich wieder mit ihr heimspaziert, ohne etwas davon zu sagen, wenn der Murrbär ihn nicht endlich selbst gefragt hätte, was er im Fürfell habe, es sei, wie wenn er ein Kind vertragen wolle.

Der Maurer antwortete: Nein, es ist nur eine junge Katze. Meine Frau will sie deiner zum Gruße schicken, damit sie sehe, daß unsere Alte eine ehrliche Katze ist, und brave, gute Mauser bringe.

Trag du deine Katze, wenn ich dir gut zum Rathe bin, nur wieder heim, und sag deiner Frau, wir brauchen keine solchen Späße. Das ist verflucht unverschämt, und wie wenn ihr von neuem Händel suchtet. Das war das letzte Wort, das der Murrbär zum Maurer sagte.

Das ist doch eine Sprache, die der jetzt gegen mich nicht haben sollte, murmelte der Lienhard, als er jetzt mit seiner Katze im Fürfell wieder heim ging. Und als er das ganze Gespräch der Gertrud wieder erzählte, rümpfte diese den Mund und sagte zu ihm: Du weißt nie, wen du vor dir hast.

120. Kapitel.

Der Hühnerträger findet keine Hühner und Tauben feil.

Indessen hatte die Geschichte mit dem Katzenschwanz wegen der Historie beim Brunnen doch ihren Kredit ver-

loren, und die Schelmenbande, die wider den Junker, den Pfarrer und ihren Anhang Feuer bliesen, mußte sie fallen lassen, so unlieb es ihnen war. Desto eifriger aber betrieben sie das Gerücht wider den Hühnerträger, und es mußte jetzt übers Teufels Gewalt wahr sein, daß er am Samstag die Leute verblendet und mit Teufelskünsten die Leute glauben gemacht habe, was nichts weniger als wahr sei. Sie brachten es hierin auch so weit, daß, da Christoph am Freitag ins Dorf kam, Hühner, Tauben und Eier zu kaufen, ihm kein Mensch eine Eierschale feilbot, und ihn sogar Niemand ins Haus hinein lassen wollte. Er mußte vielmehr da und dort hören, ein Mann, wie er, könnte ihnen die Hühner verderben und den Enten und Tauben weiß nicht was anthun.

Der Meister Hühnerträger wußte sich gar nicht zu fassen ob dem, was ihm begegnete. Er setzte sich mit seinem Korb auf eine Bank nieder beim Haus seines alten, bekannten Nachbars Leupi, mit dem er sein Lebtag so manches Glas Wein in Fried und Liebe getrunken, stützte seinen Kopf und sagte in seinem Mißmuth: Meine Teufelsarbeit und mein Trinkgeld dazu ist mir übel bekommen, Nachbar!

Behüte uns Gott davor, daß du dich um ein Trinkgeld in so etwas eingelassen! sagte der Leupi und stand von der Bank auf, daß ihm ja nicht etwas begegne, wenn er länger neben ihm sitze.

In was eingelassen? sagte freilich der Hühnerträger; aber der Leupi ließ ihn ohne Antwort. Hingegen war innerhalb einer Stunde im Dorfe herum bekannt, er habe vor vielen Leuten auf der Bank vor des Leupi Haus selber eingestanden, daß er sich um ein Trinkgeld mit dem Teufel in einen Bund eingelassen.

Diese Worte dienten der Schelmenbande so sehr, daß ihrer Etliche sagten, wenn man sie mit Gold hätte herauswägen müssen, sie wären nicht zu theuer. Dergleichen Dinge sind in solchen Fällen wie ein Lauffeuer in jedem Dorf herum. Ein Weib sagt es dem andern. Ein Narr sagt es dem andern. Wenn eine Gans gackert, so gackern die andern auch, und je dummer eine Sache oft ist, desto

leichter findet sie Glauben. Das wußte die Schelmenbande und freute sich herzlich, daß bald kein Mensch im Dorf auch nur einen Zweifel daran setze, daß dem also sei. Selbst die besten Freunde vom Hühnerträger glaubtens, wie's Evangelium. Doch sagten noch einige, wenn man davon redete: Es ist doch Schade um den Mann, er ist sonst ein so guter Mensch, ich hätte so etwas mein Lebtag nicht von ihm geglaubt.

Sonst hatte auch hie und da der Eine und Andre seine Freude darüber, daß der Hühnerträger jetzt mit dem Hühnerkorb ohne Geflügel und Eier ins Schloß spazieren könne.

Fressen sie jetzt auch einmal Erdäpfel und Rüben, sagten die Kerls an ihren Tischen bei ihrem Speck, und machten sich mit ihren Weibern darüber herzinnig lustig.

Er hat sicher jetzt noch kein Geflügel und findet sonst keines als hier, sagte eine, die sich aufs Hühnerausbrüten verstand.

Ha, wir wollen unsre jungen Tauben am Sonntag zum Trotz selber essen, sagte eine, die etwas Gutes sehr liebte.

Wenn sie jetzt nur auch das Schloß voll Gäste bekämen, sagte eine, die nie lachen mochte, als wenn ein Haus brannte.

Ich einmal würde dann doch ins Schloß schleichen; ich würde das Doppelte lösen, sagte ihre Schwester, die das Geld mehr liebte als die Hühner.

121. Kapitel.

Art und Weise, die Obrigkeit zu berichten und dahin zu lenken, wohin man sie gern führt.

Das Hauptanliegen der Vorgesetzten und größeren Bauern war, die Vertheilung des Weidgangs zu hintertreiben. Das Bekenntniß des Hühnerträgers, daß er sich um ein Trinkgeld in einen Bund mit dem Teufel ein-

gelaſſen, ſchien ihnen jetzt eine große Stütze in ihrem Vorhaben. Sie hielten auch beinahe Tag und Nacht Rath, wie die Sache am ſchicklichſten anzugreifen ſei.

Dem Junker gerade ins Geſicht wieder abzuſchlagen, was ſie ihm verſprochen, weil die Sache nicht mit rechten Dingen zugegangen, und man Teufelskünſte gebraucht, um ſie um ihren Weidgang zu bringen: das hätten ſie wohl am liebſten gethan. Aber ſie durften nicht trauen, und fürchteten, er möchte den Erſten, der dieſes anbringen würde, alſo bei den Ohren kriegen, daß den Andern die Luſt, daran Theil zu nehmen, vergehen würde. Sie begnügten ſich alſo nur, Ausflüchte und Auswege zu ſuchen, und einer rieth an, man könne für jetzt nichts thun, als trachten, die Sache bis in den Herbſt aufzuſchieben; hernach werde es ſich ſchon zeigen, was weiter zu thun ſei. Nach ſeiner Meinung ſollte man dem Junker vorſtellen laſſen, es ſei jetzt gar eine unſchickliche Zeit zu dieſer Vertheilung; ſie ſeien alle mit Vieh überſtellt und mit dem Futter nicht dazu eingerichtet, den Weidgang zu entbehren, und könnten doch unmöglich ihr Vieh jetzt in den Ställen verhungern laſſen; der Junker werde das wohl auch ſelber nicht wollen.

Eine andere Meinung war, ſie wollten zur Probe ein Stück Land, das im Winkel zwiſchen dem obern und untern Wald lag und voll großer Steine und Sümpfe war, zur Vertheilung Preis geben. Das Stück wird denen, die es bekommen, ſagten ſie unter einander, von ſelbſt erleiden, daß ſie daſſelbe nicht recht bauen, und wir müſſen Stöcke ſein, wenn wir dann nicht machen können, daß der Junker darüber unzufrieden, und eben nicht mehr ſo eifrig ſein wird, unter die faulen Hunde, die das erſte Stück nicht recht bauen, das andere zu vertheilen.

Nach langem Streite, welche von dieſen zwei Meinungen die beſſere ſei, fanden ſie endlich, daß ſie beide gut ſeien, und entſchloſſen ſich, beide mit einander dem Junker vorbringen zu laſſen. Hiezu hatten ſie aber den Untervogt Meyer nöthig; denn keiner von ihnen konnte, des Amtes wegen, ſo ſchicklich mit dem Junker reden, wie dieſer. Sie gingen alſo zu ihm hin und machten ihm

den Vortrag. Er aber sagte zu ihnen: Es sind ja alles lauter Lügen, was ihr vorbringt, und ihr müßt doch nicht glauben, ich wisse nicht, daß ihr die Scheuern noch voll Heu habt, und daß der Markt für das Weidvieh auch erst über acht Tage ist, und daß der Winkel, den ihr vertheilen wollt, ein Sumpfloch ist, das Niemand umsonst zum Eigenthum nehmen würde. Die Bauern antworteten ihm: Vogt, du stehst zu spät auf, um uns zu berichten, und wir wissen sicher so gut als du, wie viel Vieh und wie viel Heu wir haben, und was der Winkel werth ist; aber wir wissen auch, was wir wollen, und was du dem Junker sagen mußt, und sind gar nicht da, darüber viel zu schwatzen.

Der Vogt erwiederte: Aber er müßte ja auch an beiden Augen blind sein, wenn er nicht merkte, daß ihr mit ihm den Narren spielen wollt.

Sie antworteten ihm: Du glaubst etwa, weil du ungefähr weißt, wie viel Heu und Vieh im Dorfe ist, der Junker wisse es dann gerade auch. Und was das Blindsein an beiden Augen betrifft, so müßte er gar nichts vom Großvater und Aehni (Ahnherr) geerbt haben, wenn er das nicht wäre.

Der Vogt erwiederte: Ihr habt gut lachen; aber mir ist angst und bang ob dem, was ihr wollt.

Darüber spotteten sie ihn aus und sagten ihm, er habe einen schwachen Magen, prophezeiten ihm aber, er werde innerhalb Jahr und Tag einen bessern bekommen und mehr verdauen mögen, wenn er nur noch ein Jahr Vogt bleibe.

Der Vogt sagte in aller Ehrlichkeit: Wie meinet ihr das?

Der Hügi antwortete ihm: Siehe Vogt, sie verstehen das so: Wenn Baumwollenspinner und junge Buben Holz spalten, so giebt es Schwielen und thut ihnen weh; wenn sie es aber forttreiben, so giebt es keine Schwielen mehr und thut ihnen nicht mehr weh. So, meinen sie, werde es auch dir gehen, wenn du in deinem neuen Handwerk nicht mehr Lehrbub bist. Und sie haben sicher Recht, glaub es mir, Vogt! und sei nur guten Muthes.

Ja, der Hügi hat Recht, fluchten die Andern. Du wirst innerhalb Jahresfrist gewiß einen so dicken Bauch bekommen, daß Alles hinein mag. Thue nur ordentlich auf unsre Gefahr hin, was wir sagen und was wir wollen.

Ob es ihm in den Kopf wollte oder nicht, das war gleichviel; sie übertäubten ihn, bis er ihnen versprach, zu thun, was sie wollten.

122. Kapitel.

Erziehungs- und Haushaltungs-Grundsätze.

Die einzige Hütte, die an der Unruhe und den Mühseligkeiten dieses Thorenlebens keinen Theil nahm, war die Hütte der Gertrud.

Um zu erklären, wie das möglich gewesen, muß ich sagen: Diese Frau war eine Ausnahme in Bonnal und hatte eine gleichsam von allem Schmutz dieses Dorfes unbefleckte Seele. In der höchsten Einfachheit und Unschuld besaß sie eine Festigkeit des Willens und eine Reinheit des Herzens, die ihr in allem ihren Thun eine seltene, selbstständige Kraft gab. Merkwürdig ist, wie sie nach alter Großmutterart vielerlei Sprüchlein hatte, mit denen sie sich selbst und andern Leuten immer leicht den rechten Weg weisen konnte.

Die vorzüglichsten Sprüche aber waren:

Zu allem schweigen, was einen nicht angeht.

Von dem den Mund nicht aufthun, was man nicht wohl versteht.

Beiseits gehen, wo man zu laut oder zu leise redet.

Das wohl zu lernen suchen, was man wohl brauchen kann.

Mit Kopf und Herz immer am rechten Orte und nie an gar vielen auf einmal sein, aber immer bei sich selber.

Denen, so man schuldig ist, und denen, die man liebt, mit Leib und Seele zu dienen.

Solche kleinen Sprüche waren dieser Frau der Leitfaden zu einer häuslichen und bürgerlichen Weisheit, über die sich Bücher schreiben ließen, wenn es möglich wäre, ihre Weisheit zu besitzen, und doch Bücher schreiben zu können.

Im Sturm des aufgebrachten und verirrten Dorfes entging dieser Frau kein einziges Wort, das man nur hätte mißdeuten können; keins, bei dem man sie ins Spiel hinein ziehen; keins, ob dem man sie hassen; keins, bei dem man sie nur auslachen konnte.

Des Rudi Kinder waren jetzt fast alle Tage bei ihr und lernten täglich immer mehr auf sich selber und auf Alles, was um sie her ist, Achtung geben und Sorge tragen. Bei ihrem Spinnen und Nähen lehrte sie die guten Kinder auch noch zählen und rechnen.

Zählen und Rechnen ist der Grund aller Ordnung im Kopfe: Das war eine der Meinungen, die Gertrud am eifrigsten behauptete, und die in ihrer Erziehung einen großen Einfluß hatten. Ihre Manier war diese: Sie ließ die Kinder während des Spinnens und Nähens ihre Fäden und Nadelstiche hinter sich und für sich zählen, und mit ungleichen Zahlen überspringen, zusetzen und abziehen.

Die Kinder wetteiferten bei diesem Spiele unter einander, welches am geschwindesten und sichersten darin fortkomme. Wenn sie dann müde waren, sangen sie Lieder, und am Morgen und am Abend las sie ein Kapitel aus der Bibel und betete mit ihnen, und wenn eine Stelle in diesem Kapitel sie vorzüglich rührte, so sprach sie dieselbe ihnen den Tag über während der Arbeit so oft vor, bis sie selbige auswendig konnten. Ihr liebstes Gebet und das, welches sie die Kinder zuerst lehrte, heißt also:

O Gott, du frommer Gott!
Du Brunnquell aller Gaben!
Ohn' den nichts ist, was ist,
Von dem wir Alles haben:

Gesunden Leib gieb mir,
Und daß in solchem Leib
Die Seele unverletzt,
Rein das Gewissen bleib!

123. Kapitel.

Ein Stück aus einer Leichenpredigt.

Ich möchte so gern viel von dieser Frau reden und weiß so wenig von ihr zu sagen; dagegen muß ich so viel von der Schelmenbande reden.

Es kann nicht anders sein. Wo es krumm und dumm geht, da giebt es alle Augenblick etwas Anderes; wo es hingegen gut und in der Ordnung geht, da bleibts immer gar gern und gar lang beim Alten. Leser, jetzt denke ich an die Worte eines frommen Geistlichen, der in einer Leichenpredigt zu dem hochmüthigen und unruhigen Volk von allerlei Gattung, welches einen braven und stillen Mann zu seiner Ruhestätte begleitete, also sprach:

„Selig ist der Mensch, hinter dem, wenn er todt ist, Niemand mehr viel von ihm redet. Selig ist er, wenn hinter ihm die stille Thräne des Armen weint! Selig, wenn hinter ihm, seinem Weibe, seinem Kinde, seinem Freunde, seinem Knecht das Herz blutet!"

„Aber wenn hinter seinem Sarge tausend Mäuler aufgehn und weit und breit Alles über ihn redet, so wandelt es mich immer an, daß ich mißtrauend nachforsche, ob auch seinem Weibe und seinem Kinde das Herz blute, daß er todt ist, und ob auch sein Freund und sein Knecht weine, daß er nicht mehr da ist. Und tausendmal fand ich dann dieser Aller Augen trocken." —

124. Kapitel.

Ein Frauenbild, aber nicht zu allgemeinem Gebrauch.

Leser! Ich möchte dir dennoch ein Bild suchen von dieser Frau, damit sie dir lebhaft vor Augen schwebe und ihr stilles Thun dir immer unvergeßlich bleibe.

Es ist viel, was ich sagen will; aber ich scheue mich nicht, es zu sagen.

So geht die Sonne Gottes vom Morgen bis an den Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte und dein Ohr hört ihren Lauf nicht; aber bei ihrem Untergang weißt du, daß sie wieder aufstehen und fortwirken werde, die Erde zu erwärmen, bis ihre Früchte reif sind.

Leser! es ist viel, was ich sage; aber ich scheue mich nicht, es zu sagen.

Dieses Bild der großen Mutter, die über der Erde wandelt, ist das Bild der Gertrud und eines jeden Weibes, das seine Wohnstube zum Heiligthum Gottes erhebt und ob Mann und Kindern den Himmel verdient.

125. Kapitel.

Die Arbeit Arners.

Aber sie ist nicht allein. Auch Arner wandelte die Wege der lieben Sonne und die Wege des Weibes, das ob ihrem Manne und ihren Kindern den Himmel verdient.

Er ritt dieser Tage fast alle Abend auf die Gemeindweide, die er vertheilen wollte. Er gönnte sich keine Ruhe, bis er dieses Stück Land vollkommen kannte, und ließ sogar seinen lieben Sperzer (Hühnerhund), den er sonst immer fast allenthalben mitnahm, zu Hause, damit er keinen Augenblick an seiner Arbeit aufgehalten würde. Wohl hundertmal band er sein Pferd an Zäun' und Hecken und watete durch Sümpfe und Gräben, um dieses Stück Land

von Grund aus kennen zu lernen. Er sah jede Ecke desselben genau an und dachte bei jeder Ecke an das Ganze, und er that es nicht vergebens. Er fand am Fuße des Berges in dem schlechtesten, zertretenen Stücke der Weide drei starke Quellen von fettem Wasser. Um sie herum wuchs Brunnenkresse und Bachbungen. Der Heerd um die Quellen war schwarzer Moder, und viele dicke und große Pflanzen wuchsen um dieselben. Er maß mit eigenen Händen die Höhe ihrer Lage und die Gründe, auf welche man den Reichthum derselben leiten könnte, und hatte jetzt doppelte Freude. Er hörte nicht auf, alle Abend auf diese Weide zu reiten, bis er vollends mit sich selber ausgemacht hatte, wozu jede Ecke dienlich sei, wie weit die Quellen hinlangen könnten, um mit ihnen gute Wiesengründe anzulegen, was für Land zu gutem Ackerland übrig bleibe, und welches zu nichts Anderem als zu Ried und Holzboden tauglich sei. Er trug dann jeden Tag Alles, was er mit sich selber ausgemacht hatte, aufs Papier, bis er seinen Plan also vollendet.

126. Kapitel.

Der Lohn seiner Arbeit.

So sucht ein Vater seinen Kindern in seinem Garten Beete aus, daß sie darin Blumen und Kohl, Kräuter und Bäume pflanzen. Er zeigt ihnen den Ort der Tulpe und der Lilie, den Ort des gemeinen Kohls und des Blumenkohls, den Platz der Zwergbäume und Obstbäume, und freut sich dann im Geiste alles dessen, was einst seine Lieben da pflanzen werden. Ach, er freut sich dann des Kindes, das noch in der Wiege liegt, und des Säuglings, und der Geschlechter, die noch ferne sind, und fühlt dann, daß seine Kinder Gottes Kinder sind, und daß der Garten nicht sein ist, sondern daß er Vater ist, daß er ihnen gebe, vervollkommne und hinterlasse, was er hat, und sie das-

jenige nutzen und brauchen und ihren Kindern hinterlassen lehre, was sie bekommen.

Das fühlte jetzt Arner. Eine Thräne floß in sein Antlitz, als er in der Kühlung der Abendluft unter hohen Eichen bei einem rauschenden Wasserfall die Freuden und Pflichten des Vaters auf den Thronen, und die Freuden und Pflichten des Vaters in den niedrigsten Hütten also fühlte. Langsam ritt er gegen die eben untergehende Sonne. Hand und Zügel ruhten auf seinem Schooß; sein Auge sah den Himmel, und sein Herz war bei dem Vater der Menschen.

Therese empfing ihn im Wäldchen vor seinem Thor, und der Abend ging vorüber in Gesprächen über den Stand der Fürsten und des Adels. Das letzte Wort Arners an Therese war aber: Gottes Gesetz für Fürsten und Edle ist dieses, daß ihr Reich nicht das ihrige sei, sondern daß sie vielmehr Fürsten und Edle sind, damit sie ihrem Volk dasjenige geben, sicher stellen und vervollkommnen, was sie ihm geben können, und dasselbe das nutzen und brauchen und Kindeskindern hinterlassen lehren, was sie ihm geben. Und Arner und Therese segneten ihren Stand, umarmten ihre Kinder und baten Gott, daß sie immer menschlich bleiben, und das Gesetz Gottes, das über Fürsten und Edle ist, von ihrer Jugend bis auf ihre friedliche Ruhestätte erkennen und befolgen möchten.

127. Kapitel.

Leid und Freud in einer Stunde.

Das waren Gertruds und Arners Wege. Aber nicht weniger edel und schön war der Weg ihres Pfarrers. Er arbeitete jetzt immer an der Wiederherstellung des armen zerrütteten Vogts.

Dieser war, seitdem ihm die Härte seiner Mitvorgesetzten durch die Kalberleder-Historie zu Ohren gekommen, niedergeschlagener als vorher. Der Pfarrer tröstete

ihn zwar oft, aber es war jetzt tief in seine Seele hinein gegraben, kein Mensch habe mehr Mitleid mit ihm, und er verdiene nicht, daß ein Mensch mehr Mitleid mit ihm habe. Er saß seither oft mit Thränen in den Augen in des Pfarrers Stube, und wollte oft nicht mehr von dem Weine trinken, den der Pfarrer ihm vorstellte. So saß er besonders den letzten Donnerstag neben dem Pfarrer, und dieser war betrübt und nachdenkend darüber, wie er ihn doch zufrieden stellen und wieder beruhigen könnte; aber er wußte nicht recht, was er thun solle. Da kam eben der Hübelrudi, um dem Pfarrer zu sagen, er könne es nicht länger mehr anstehen lassen, mit dem Vogt zu reden, und ihm zu sagen, was ihm seine Mutter auf dem Todbett befohlen, und auch, was er ihm in seinem Unglück Gottlob! jetzt Gutes thun könne und wolle.

Das Herz war dem Pfarrer leicht, sobald er den Hübelrudi sah, und da er mit ihm geredet, dankte er dem Vater im Himmel, daß die Hand seiner Allmacht seinen leeren Worten zu Hülfe gekommen sei, und sagte dann zum Rudi, daß er auch ihm danke und sich freue, wenn er sicher sein könne, daß es ihn nie gereuen werde, was er ihm so eben wieder für den armen Vogt versprochen habe.

Rudi. Mein Gott, nein! fürchtet doch das nicht, Herr Pfarrer, fürchtet doch das nicht! Es wird mich gewiß nicht gereuen.

Pfarrer. Nun, in Gottes Namen, ich will dich auch nicht davon abhalten.

Dann gingen sie mit einander zum Vogt.

128. Kapitel.

Ein Gespräch voll Güte auf der einen, und voll Angst auf der andern Seite.

Man sah es dem Vogt an, daß die ganze Last seiner innern Zerrüttung und seines äußern Elendes schwer auf

ihm lag. Er saß da, den Kopf auf seine linke Hand gestützt, und bewegte sich nur wenig, um zu sehen, wer komme. Aber es war, wie wenn er am ganzen Leibe erstarrte; seine Augen und sein Mund waren eine Zeit lang unbeweglich, da er den Hübelrudi erblickte.

Dieser sah es und sagte zum Pfarrer: Es übernimmt ihn so, mich zu sehen, daß ich wünschte, ich wäre nicht da, oder ich hätte es ihm vorher sagen können.

Es macht nichts, es macht gar nichts! antwortete der Vogt; ich bin froh, daß du da bist. Er zitterte aber am ganzen Leibe und wollte aufstehen.

Ich will doch gern jetzt wieder gehn und ein andermal kommen, sagte der Rudi.

Nein, nein! erwiederte der Vogt, bleibe doch, bleibe doch! Indem er dieses sagte, stand er zitternd auf, warf sich plötzlich dem Rudi zu Füßen und stammelte fast unverständlich: Um Gottes willen, um Gottes willen verzeihe mir!

Um Gottes willen, um Gottes willen! was machst du? Bist du nicht bei Sinnen? sagte der Rudi, und wollte ihn mit beiden Händen aufheben; aber vergebens. Der Vogt wollte nicht aufstehn und bat ihn immer, die Hände in einander geschlossen, um Gottes willen um Verzeihung.

Was soll ich doch machen, daß er wieder zu sich selbst kommt und aufsteht? sagte der Rudi zum Pfarrer.

Pfarrer. Stehe doch auf, Vogt! er hat dir gewiß verziehen.

Rudi. Mein Gott, mehr als verziehen! Stehe doch um Gottes willen wieder auf!

Der Vogt stand jetzt auf, und der Pfarrer und der Rudi halfen ihm vom Boden.

Rudi. Es ist mir so leid, daß ich dir Unruhe gemacht habe.

Vogt. Du bist nicht Schuld. Meine Unruhe kommt von mir selber.

Rudi. Ich habe sie veranlaßt und wollte gern, es wäre nicht.

Vogt. Mein Gott, du bist nicht Schuld; mein bö-ses Gewissen ist es allein. Denk, Rudi, da du die Thür aufthatest, meinte ich, deine Mutter komme mit dir und folge dir auf dem Fuße nach.

Rudi. Du weißt doch, daß sie gestorben ist?

Vogt. Ich weiß es freilich; aber ich konnte mir es nicht anders vorstellen, und es ist mir noch jetzt, sie stehe mir vor den Augen.

Rudi. Wir wollen sie jetzt in Gottes Namen ruhen lassen. Es ist ihr, will's Gott, jetzt wohl.

Vogt. Für sie ist es wohl gut, daß sie gestorben ist; aber, mein Gott! für mich ist es anders. Wenn sie nur auch noch einen Augenblick lebte! — Gelt, Rudi, sie hat es bis zu ihrem letzten Athemzuge noch Gott geklagt, was ich ihr gethan?

Rudi. Glaube doch das nicht!

Vogt. Ja, ja, glaube doch das nicht. — Ich sehe sie vor mir, wie sie auf ihrem Todbette es Gott klagt, was ich ihr gethan habe, und Rache über mich schreit. Ich sehe sie vor mir, wie sie ihr Wehklagen und Rache-schreien mit sich ins Grab nimmt, und todt — todt noch — das Entsetzen über mich zeigt, mit dem sie ausge-athmet.

Pfarrer. Nein, Vogt! Gott sei ewig Lob und Dank! Das Todbett der Katharina war nicht wie du denkst. Sie hat in ihren letzten Stunden zu Gott für dich gebetet, dir verziehen und an Leib und Seele alles Gute angewünscht.

Der Vogt sah ihn mit offenen, steifen Augen an, und zeigte, ohne zu reden, aus seinem starren Blicke, daß er das nicht glaube, was der Pfarrer sagte.

Dieser sah es und sagte dann wieder: Vogt, du mußt an dem, was ich sage, nicht zweifeln. Der Rudi ist wirklich bloß darum da, um dir zu sagen, was seine Mutter um deinetwillen auf dem Todbette ihm befohlen hat.

Rudi. Ja, Vogt. Es wird dich gewiß freuen, und ich will es dir mit ihren Worten sagen.

Vogt. Sage es doch, sage es doch!

Rudi. Sie sagte: Wenn ich todt bin und begraben, so gehe zum Vogt hin und sage ihm, daß ich mit versöhntem Herzen gestorben sei, und Gott gebeten habe, daß es ihm wohl gehe und er noch zur Selbsterkenntniß komme, ehe er von hinnen scheide.

Der Vogt stand eine Weile sprachlos da, und Thränen fielen von seinen Augen; dann sagte er: Lohne es ihr Gott in Ewigkeit! Sie hat mir Gutes gethan und ich habe ihr Böses erwiesen. — Nach einer Weile sagte er wieder: Gott hat ihre Bitte erhört und mich in Umstände gesetzt, wo ich noch zur Selbsterkenntniß kommen kann, wenn ich nicht der Verworfenste unter allen Menschen sein will. — Eine Weile war wieder Alles still; dann unterbrach der Vogt das Stillschweigen und sagte: Rudi, ich muß dich noch fragen: Weißt du sicher, welcher Tag es gewesen, da sie das zu dir gesagt hat?

Rudi. Es war an ihrem Todestage.

Vogt. An ihrem Todestage?

Rudi. Ja.

Vogt. Und bei welchem Anlaß kam ich ihr an ihrem Todestage in den Sinn?

Rudi. Es war gerade, als du vor unser Haus kamst, um mir die Arbeit am Kirchhof anzusagen.

Vogt (mit sichtbarer Bewegung und heftig). War es damals?

Rudi. Ja. Aber warum fragst du so heftig?

Vogt. Wenn es damals war, so ist sie vor Schrecken über mich gestorben.

Rudi. Nein, das ist es nicht.

Vogt. Sage jetzt, was du willst. Es ist mir, wie wenn es diesen Augenblick geschehen wäre. Dein Kind ist ja, da ich noch da stand, heraus gekommen, dir zu sagen, daß sie gestorben sei.

Rudi. Es war nur eine Ohnmacht, und sie hat sich nachher wieder erholt.

Vogt. Hat sie sich wieder erholt?

Rudi. Ganz gewiß.

Vogt. So ist sie doch ob mir in Ohnmacht gefallen? — Sage mir nur die Wahrheit, ich weiß sie ja schon.

Der Rudi wußte nicht, was er sagen sollte, und sah den Pfarrer an. Dieser aber sagte ihm, er solle nur die Wahrheit sagen.

Rudi. So will ich dir's in Gottes Namen sagen. Ja, sie ist ob dir erschrocken, weil sie meinte, du wollest Geld von mir, und wußte, daß ich keins hatte.

Vogt. Deßwegen ist sie in Ohnmacht gefallen? Mein Gott, mein Gott, an ihrem Todestage!

Rudi. Vergiß jetzt das, Vogt, und denke an das Andre. Ich war kaum von ihr weg und zu dir heraus gegangen, als sie anfing, mit sich selbst von dir zu reden, und deutlich und verständlich sagte, der liebe Vater im Himmel habe es so geleitet, daß du noch so nahe vor ihrem Ende vor ihr Fenster kommen mußtest, damit sie noch den letzten Groll überwinde und für dich bete.

Vogt. Wie weißt du das, da du doch bei mir warst?

Rudi. Der Rudeli, der bei ihr war, hat es mir gesagt.

Vogt. Aber warum ist sie denn in Ohnmacht gefallen?

Rudi. Sie hörte dich da wieder laut reden und ist darüber erschrocken.

Vogt. O Gott!

Rudi. Sie war in Gottes Namen todtschwach und fast am Ende.

Vogt. Und das, was du mir zuerst gesagt, hat sie das nach der Ohnmacht geredet?

Rudi. Wohl drei Stunden hernach.

Vogt. Und sie hat mir nach der Ohnmacht wieder verziehen?

Rudi. Ja gewiß, Vogt.

Vogt. Was ich für ein Unmensch bin! Ich möchte mich vor dir und allen Menschen vergraben.

Rudi. Was ist jetzt das wieder?

Vogt. Daß du mich noch fragst! Du hast es ja gehört, was ich dir nachrief, da du von mir wegliefst, als das Kind dir sagte, daß sie todt sei.

Rudi. Nein, ich habe es nicht gehört, und ich hätte vor Schrecken auch Nichts verstanden, du hättest mögen sagen, was du gewollt hättest.

Vogt. So will ich es dir jetzt sagen.

Rudi. Es ist ja nicht nöthig.

Vogt. Wohl, Rudi, ich will es dir sagen, ich muß es dir sagen. Du mußt wissen, was ich für ein Unmensch bin, und was ich in dem Augenblicke, da sie mir verziehen und für mich gebetet hat, ihr Böses und Abscheuliches gethan.

Rudi. Schweig doch! es mag sein, was es will, und mache mir und dir das Herz nicht schwer.

Vogt. Ich kann nicht schweigen und will nicht schweigen; du mußt es wissen. Ich rief dir in jenem Augenblicke nach: Es ist kein Schade, wenn die alte Hexe einmal todt ist.

Rudi. Hast du dies auch sagen können?

Vogt. Ich habe es gesagt.

Dem Rudi entfiel jetzt eine Thräne, und er konnte einen Augenblick nicht reden.

Der Vogt aber sagte dann wieder: Ich verdiene nicht, daß Jemand mehr Mitleid mit mir habe, und es geschieht mir nur recht, wenn im ganzen Dorfe mir Niemand mehr ein Stück Brot giebt und Niemand mehr eins wünscht.

Der Pfarrer nahm jetzt das Wort und sagte: Vogt, das Wesen, das im Himmel wohnt, ist größer als wir denken. Gott handelt nicht mit uns nach unsern Sünden und vergilt uns nicht nach unserer Missethat. Lobpreise den Namen deines Herrn! Seine Barmherzigkeit ist groß gegen dich, und er hat dir Hülfe gesendet in den Stunden, wo du keine Hülfe hattest. Von der Hand derer, die du unglücklich gemacht, giebt er dir das Brot deines Alters. Stehe jetzt auf, Vogt, und höre, was ich dir sagen muß. Der Mann da, dessen Auge noch voll Thränen ist, wegen des Leidens seiner Mutter und des grausamen Wortes, das du noch an ihrem Todestage gegen sie geredet hast, der gute Rudi, den du so elend gemacht, will dein Freund sein, so lange du lebst, und seinen Wohlstand, den du ihm so lange vorenthalten, wie ein Bruder mit dir theilen.

Denke, Vogt, er versichert dir, so lange du lebst, die Freiheit, alle Jahr für eine Kuh Sommer- und Winter-Futter ab seiner Matte nehmen zu dürfen.

Der Rudi bestätigte, was der Pfarrer sagte, und setzte noch hinzu: So lange du und deine Frau, oder eins von beiden leben, so lange soll es gelten.

Der Vogt konnte nicht reden; es war ihm zu viel. Er stammelte Worte, nicht zum Danken, sondern um auszudrücken, wie unwürdig er sei, und wie erschrecklich er sich an ihnen versündigt habe; und war in einem Zustande, daß der Pfarrer und der Rudi inniges Mitleiden mit ihm hatten.

129. Kapitel.

Die Himmelstropfen.

Dennoch aber fand er sich bald darauf durch diesen Vorfall gestärkt und erquickt. Seine Frau hingegen erlag unter dem Schrecken und Verdruß, den sie die Zeit über gehabt, und zum Unglück gerieth sie dem Treufaug unter die Hände.

Dieser gab ihr von seinen Himmelstropfen. Das sind Tropfen, die unter seinem Großvater noch Henkerstropfen hießen. Nachdem sein Vater aber ehrlich geworden war, wollte er sie nicht mehr unter diesem Titel verkaufen, sondern gab ihnen den Namen Himmelstropfen, unter welchem Namen sie bis auf die jetzige Zeit für Menschen und Vieh vielen Abgang hatten. Als nun die Vögtin dem Treufaug ihre Noth klagte, war seine erste Antwort: Gieb mir Kirschwasser; ich bin so durstig, daß ich etwas trinken muß, ehe ich mit dir reden kann.

Sie gab es ihm und klagte dann ferner der Länge und Breite nach ihre Noth.

Dieser aber antwortete erst, nachdem er fast ausgetrunken hatte, und sagte dann: Was magst du doch so viel schwatzen? Wenn du kein Wort reden würdest, so

wüßte ich eben so gut, wo es dir fehlt, als wenn du einen halben Tag davon erzählst. Die Krankheit ist an der Leber, und es ist große Zeit, daß man zu helfen suche; denn sie ist halb faul, und wenn man nicht wehrt, so geht dir in Kurzem das Maul auf eine Art zu, daß es nicht wieder aufgeht. Aber ich will dir etwas schicken, das schon Prinzen und Pfaffen und großen Herren ihre Leber wieder kurirt hat, wenn nur noch ein Stück von einem halben Batzen groß gesund daran gewesen ist, und es muß der Teufel sein Spiel treiben, wenn es dir nicht auch hilft. Aber du mußt das saufen, was ich dir schicke, und ich will es dir im voraus sagen, daß es kein Schleckwerk ist. Du wirst meinen, es sei aus der Hölle, so wird es dich brennen; aber Böses muß Böses vertreiben und wenn es dir schon bange macht, so fahre nur fort auf mein Wort hin, und nimm alle zwei Stunden ein Paar Löffel voll, bis du damit fertig bist. Wenn es dann durchgebrochen ist, wird es schon besser werden.

Die Tropfen wirkten, wie er sagte, bis sie durchbrachen, und sie feuerten ihr im Munde, wie der höllische Teufel und brachten sie in einen Jast (Hitze), als wenn sie das größte Fieber hätte. Seitdem sie dieselben brauchte, ward ihr Athem sichtbar schwerer. Sie konnte nicht mehr schlafen wie vorher, hatte viel stärkere Beklemmungen auf der Brust, und auch der Schweiß, den sie vorher hatte, verlor sich. Bei allem dem dachte sie an nichts weniger, als daß die Himmelstropfen daran Schuld seien, und sie brauchte sie nur desto gewissenhafter, je kränker sie davon wurde.

130. Kapitel.

Ein Gespräch zwischen zwei Menschen, die in zehn Tagen Vieles gelernt hatten, das sie vorher nicht kannten, und Vieles erfahren, das sie vorher nicht wußten.

Als der Vogt ihre Umstände vernahm, bat er den Pfarrer, daß er ihn doch möchte eine Nacht nach Hause gehen lassen.

Der Pfarrer erlaubte es ihm gar gern und verſprach, es über ſich zu nehmen, die Sache beim Junker zu verantworten.

Wenn er von den Todten auferſtanden wäre, es hätte ſeine Frau nicht ſo überraſchen können; und die Freude, ihn zu ſehen, war ſo groß, daß ſie zuerſt nicht reden konnte. Eine Weile weinten beide mit einander, und es ging ſehr lange, ehe ſie einander fragen konnten, wie es ihnen auch gegangen ſei. Nach und nach aber erholten ſie ſich und erzählten dann faſt die ganze Nacht hindurch einander, was vorgefallen war.

Zuerſt erzählte der Vogt, wie gut der Pfarrer mit ihm ſei und wie gern er ihn dieſe Nacht heimgelaſſen habe. Bald darauf fragte er dann: Aber, wie geht es auch dir, Frau? Du haſt dieſe zehn Tage ſehr abgenommen.

Vögtin. Wie könnte es auch anders ſein? Wenn es nur Gottes Wille iſt, daß er mich bald zu ſich nähme!

Vogt. Wünſche doch das nicht! Es geht will's Gott! von nun an beſſer.

Vögtin. O Mann! ich wünſche es von Herzen für dich und mich, und mag dir den Kopf nicht groß machen; aber vom Beſſergehen mag ich auch nicht hören. Unſre Zeit iſt vorüber, und was uns bevorſteht, iſt Jammer und Elend.

Vogt. Ich weiß es; aber wir wollen auf Gott trauen und tragen, was er uns zu tragen giebt.

Vögtin. Verblende dich doch nicht immer, und glaube nicht, daß du jemals etwas geduldig tragen werdeſt, was dich ſchwer drückt.

Vogt. Du glaubſt vielleicht, ich ſei noch der alte Menſch?

Vögtin. Was ſoll ich anders glauben?

Vogt. Daß ich es nicht mehr bin.

Vögtin. Du biſt einmal auch ſtiller heim gekommen, als ich erwartet habe. Ich meinte ſicher, wenn du mir wieder unter die Augen kommeſt, du werdeſt raſen, wie ein wüthendes Thier.

Vogt. Mein altes Nasen hat, seitdem ich unter den Händen des Pfarrers bin, aufgehört.

Vögtin. Wie ist das auch möglich?

Vogt. Frau, es müßte einer kein Mensch sein, wenn er unter seinen Händen nicht zahmer würde. Er läßt einen thun und sagen, was man will, und zeigt einem dann erst, daß man sich irrt, wenn er auch recht und völlig verstanden hat, was man meint. Aber er bringt einem auch zum Kopfe hinaus, was man am härtesten darin hat. Ich meinte ehedem immer, an Allem, was mir begegne, seien andere Leute Schuld, und es kam mir nie in den Sinn, nachzudenken, wie viel ich selber fehle, und darum bin ich immer hundertmal wie ein Narr über die unschuldigsten Leute rasend geworden.

Vögtin. Ach, du hattest immer Leute bei dir, die dir den Kopf drehten, wohin sie wollten, und dich nicht ruhig nachsinnen ließen, was auch allemal an der Sache sei.

Vogt. Das muß jetzt gewiß anders kommen, und ich will gewiß Ruhe vor ihnen in meiner Stube haben.

Vögtin. Das wird jetzt nicht schwer sein. Es betritt kein Mensch, als etwa ein Hiobsbote unsere Stube.

Vogt. Das ist kein Uebel.

Vögtin. Gott gebe, daß du das immer sagest!

Vogt. Glaube mir doch auch!

Vögtin. Ich will dir gern glauben; aber es ist mir doch noch angst.

Vogt. Es ist dir nicht zu verargen.

Vögtin. Aber weißt du auch, wer mir diese Zeit über am meisten Liebes und Gutes erwiesen hat?

Vogt. Wie sollte ich das wissen?

Vögtin. Rathe nicht lange, ich will dir es sagen. Hans Wüst ist vom ersten Tage an, da du gefangen warst, alle Abend zu mir gekommen, mich zu trösten und mir zu helfen. Er spaltete mir Holz und holte mir Wasser und that, was er konnte und was ich wollte. Er war jetzt ganz munter und sagte, er sehe jetzt auch wieder freudig Sonne, Mond und Sterne an, weil alles am Tage und Jedermann sein Recht widerfahren sei. Er schlug hundertmal seine Hände zusammen und sagte: Weiß Gott,

es geht deinem Mann nicht übel, und es ist auch für ihn besser, daß Alles an den Tag gekommen ist, und er wird sich jetzt will's Gott! auch ändern, was er ohne das nie gethan hätte. Dann haben mir Hübelrudi und Gertrud auch viel Gutes erwiesen. Sie ist vier- oder fünfmal bei mir gewesen; aber jetzt ist sie unwillig, daß ich den Treufaug brauche, und sie sagte mir in das Gesicht, sie wisse sicher, daß er mit seinen Henkerstropfen schon viele Leute vergiftet habe.

Vogt. Es ist mir mit den Tropfen auch nicht ganz recht. Ich habe schon so allerlei davon erzählen hören, daß du sie mir nicht hättest nehmen dürfen, wenn ich da gewesen wäre.

Vögtin. Es wird, will's Gott, nicht so böse sein.

Vogt. Hast du noch viel davon?

Vögtin. Nein, ich bin fast fertig.

Vogt. Es macht mir angst.

Vögtin. Mache mir jetzt den Kopf nicht so groß; es ist jetzt, was es ist.

Vogt. Du hast Recht. Ich will dir jetzt etwas erzählen, das dich freuen wird, und das ich dir zuerst hätte erzählen sollen. Denke auch, der Rudi hat mir und dir, so lange eins von uns beiden lebt, alle Jahr für eine Kuh Gras und Heu ab der unglücklichen Matte, die er Gottlob! jetzt wieder hat, versichert!

Vögtin. Herr Jesus, was du auch sagst! Ist das auch möglich von ihm?

Vogt (mit Thränen in den Augen). Es ging mir wie dir; ich konnte es fast nicht glauben und ihm fast nicht danken. Und ohne das ist er noch zu mir gekommen, um mir zu sagen, daß seine Mutter auf dem Todbett mir verziehen und mir alles Gute an Leib und Seele angewünscht habe.

Vögtin. Ach, das freut mich fast noch mehr, als sein Heu und Gras, so sehr wir auch dieses nöthig haben.

Vogt. Und mich gewiß auch. Aber du hast während dieser Zeit gewiß etwas Freudiges gehabt.

Vögtin. Wohl freilich habe ich auch etwas Freudiges gehabt; aber dann freilich auch Andres.

Vogt. Nicht wahr, meine besten Freunde waren die schlimmsten?

Vögtin. Es ist fast so. Im Anfang war Alles gut, und sie sind alle Abend zu mir geschlichen und haben mir alles Gute versprochen, wenn ich machen könne, daß du keinen von ihnen mit ins Spiel zieheſt. Ich sagte ihnen aber geradezu, wie es war, und ich könne nichts machen. Auf dieses hin sind sie nicht mehr gekommen; hernach aber muß etwas vorgefallen sein, das ich nicht weiß; kurz sie sind alle auf einmal wie wüthend über uns geworden und haben mir die entsetzlichsten Sachen sagen und drohen lassen, bald uns Hungers sterben zu lassen, bald, dich hinter dem ersten Hag zu erschießen, bald, uns das Haus über dem Kopfe sammt uns zu verbrennen.

Vogt. Das sind Großmäulerreden, sonst nichts.

Vögtin. Ich habe es auch dafür aufgenommen; aber ob der Schnabelgritte bin ich fast toll geworden.

Vogt. Was hat denn die gemacht?

Vögtin. Sie hat mit dem Maurer wegen ihres ewigen Schwatzens Händel gekriegt. Dieser hat sie beim Brunnen vor einer ganzen Schaar Weiber zu Schanden gemacht, wie sie es verdiente. Auf dieses hin ist sie spornstreichs in aller Wuth zu mir gelaufen und hat ein Geschrei und einen Lärm ob dem, was ihr begegnet ist, angefangen, als wenn sie am Spieß hängen würde. Sie gab uns Schuld und sagte, wir seien ein verfluchtes Volk, wir bringen noch alle Menschen im Dorfe ins Unglück und um Leib und Seele. Es war mir gar nicht wohl, und ich wußte nur halb, was begegnet war; aber doch verstand ich so viel davon, daß ich ihr antwortete, wenn sie ihr Maul gehalten hätte, so wäre ihr nichts begegnet. Sie fuhr aber doch immer fort und sagte, sie habe nie etwas wider den Maurer gehabt, und wenn sie wegen der Paar Worte, die ihr entwischt seien, ins Unglück komme, so habe sie dasselbe nur uns zu danken. Ich ließ sie lange reden; endlich aber sagte ich doch: Base, ich meinte doch, du solltest wissen, daß ich jetzt sonst genug zu thun habe, und daß du nicht mit mir über so etwas,

woran ich weder wenig noch viel schuldig bin, streiten solltest. Darauf antwortete sie: Es geschieht euch nur Recht, daß euch das begegnet, ihr habt es schon längst verdient; aber daß ich und andre Leute noch mit euch ins Unglück kommen, das ist nicht recht. Damit bekam ich doch genug und ich sagte zu ihr: Gritte, wenn du Händel und Streit willst, so suche Jemand, der es besser ertragen kann, als ich jetzt, und hiemit ging ich von ihr weg in die Küche. Darüber wurde sie so wild, daß sie beim Weggehen noch auf der offenen Straße durch die Stiege hinauf mir zurief: Ihr seid ein verfluchtes Volk, und wer etwas mit euch hat, der kommt ins Unglück! Die Stubenthür schlug sie so stark zu, daß sie aus der Angel fuhr.

Vogt. Es nimmt mich gar nicht Wunder; denn für das habe ich sie schon mein Lebtag gekannt.

Vögtin. Es ist wahr, aber du weißt doch auch, wie viel Gutes sie bei uns genossen hat, und wie sie allemal, wenn etwas mehr als sonst in die Küche kam, herzuschlich und den Ranzen füllte, ohne mir einen Heller zu zahlen.

Vogt. Das sind jetzt alte Kalender, dafür uns Niemand nur ein „danke dir Gott!" sagt.

Vögtin. Es ist wohl so. Denke auch, wie der Kriecher gegen mich hat handeln können. Von dem Augenblick an, da dir dein Unglück begegnet ist, ist er immer vor unserm Hause vorbeigestrichen und hat überall, wo er Jemand unter einem Fenster oder unter einer Thür sah, gespöttelt und geträtzelt, und vor mir selber auf offener Straße beim Brunnen die Zunge heraus gestreckt und überlaut vor allen Leuten gesagt, wenn wir das Unglück, das über uns gekommen, mit Nichts verdient hätten, so hätten wir es damit verdient, daß wir ihn beim Pfarrer so durchgezogen haben; aber wir können jetzt die Wochenbrötli, die wir ihm abstehlen wollten, selber brauchen.

Vogt. So! Doch seit letztem Mittwoch hat er das gewiß nicht mehr gethan?

Vögtin. Nein, ich habe ihn seit dem Mittwoch nicht mehr gesehn.

Vogt. Ich denke es wohl.

Vögtin. Warum?

Vogt. Weil er am Dienstag seinen Lohn dafür bekommen hat.

Vögtin. Von wem?

Vogt. Vom Pfarrer.

Vögtin. Hat der es schon erfahren?

Vogt. Das glaube ich. Es ging keine Stunde vorbei, so wußte er es schon. Du weißt nämlich, am Dienstag kommen die Wochenbrötler ins Pfarrhaus, und der Kriecher schickt aus Hoffart immer Jemand anders; aber der Pfarrer gab es ihm diesmal nicht, sondern sagte, er solle nur selber kommen. Er wollte das nicht gern thun, und sandte deßwegen sein Kind, mit dem Bericht, er sei krank und liege im Bette, und er lasse um die Gabe bitten, sie hätten keinen Mund voll Brot mehr im Hause. Der Pfarrer schickte aber auch das Kind ohne Brot heim mit der Antwort, er kenne seine Krankheit, sie sei schon alt, und das Spazierengehen sei gesund für ihn, und er solle und müsse kommen, er wisse wohl warum? Er kam endlich in der Dämmerung, da ich gerade in der Nebenstube war, und es ist mir, ich höre den Pfarrer noch jetzt mit der Faust auf den Tisch schlagen, daß er zitterte, und ihm dann sagen: Kriecher, du hast dich diesen Vormittag beim Brunnen gegen die Vögtin aufgeführt, daß nicht ein Pfarrer, sondern ein Kerl mit der Hundspeitsche mit dir reden sollte. Ich habe dich hundertmal in der Kirche und auf der Straße mit meinen Augen vor dem Vogt bücken und schmiegen sehen, wie ein Hund; und jetzt, da er im Unglück ist, und seine Frau in der tiefsten Betrübniß, streckst du auf offener Straße die Zunge gegen sie heraus und brauchst dein Maul, sie mit den unverschämtesten Bosheiten und Lügen zu kränken. Aber der Kriecher wollte noch Recht haben und antwortete, man lüge über ihn, und es sei nicht wahr; er sei ein unglücklicher Mann. Wenn einer, der ab dem Galgen gefallen, etwas über ihn sage, so glaube man es ihm. Der Pfarrer kam darüber so in Eifer, daß ich ihn mein Lebtag nie so gesehen und ihn nie solche

Worte habe brauchen hören. Er sagte zu ihm: Du hast es nicht nur gethan, sondern du hast noch bei den Taglöhnern auf dem Kirchhofe den Spaß darüber getrieben, daß du es gethan hast. Aber jetzt fort! fort! und aus meinen Augen, und danke Gott, daß mir mein Amt und mein Alter verbieten, den Stock, den ich in den Händen habe, zu gebrauchen, wie ich jetzt wünschte! Der Kriecher murrte im Weggehen noch immer von Leuten, die ab dem Galgen gefallen und lieber seien, als er; auf der Stiege aber wurde er stille. Er stieß im ersten Augenblick, da er allein war, so viel Brot ins Maul, daß er dem Hans, der mit einem Zuber Wasser die Stiege herauf kam und ihm einen guten Abend wünschte, nicht einmal „dank dir Gott!" sagen konnte.

131. Kapitel.

Hundestreue, die eine Menschenempfindung veranlaßt.

So unterhielten sie sich die ganze Nacht hindurch, die aber der Vögtin gar nicht wohl that; denn so stark sie sich die Nacht über fühlte, so schwach befand sie sich am Morgen. Ich darf aber doch auch den Umstand, daß die ganze Nacht ihr alter Türk zu ihren Füßen lag, nicht vergessen. Er heulte in den ersten Tagen, da der Vogt gefangen war, ganz abscheulich vor dem Pfarrhofe, so daß es der ganzen Nachbarschaft angst war. Denn obgleich Jedermann ihn kannte und wußte, warum er heulte, so tönte es doch den Leuten so fürchterlich in die Ohren, daß ihrer viele sein Geheul gar nicht für ein Alltagsgeheul von einem Hunde, der seinen Meister sucht, sondern für Unglück weissagend erklärten, und der Sigrist ließ in der zweiten Nacht den Hund der Vögtin wieder ins Haus führen und sagte zum Wächter, der ihn brachte: Wenn das Geheul ein Unglück bedeutet, so ist es immer besser, der Hund heule, wo er zu Haus ist, und es treffe den, der es verdient, als die Kirche und das Pfarrhaus,

welche wir alle mit einander wieder bauen müßten, wenns abbrennte. Die Vögtin mußte von nun an den Hund Tag und Nacht anbinden; aber er kam jetzt fast gar nicht mehr aus dem Hundestall heraus, indem Jung und Alt, was seinem Meister gehässig war, ihn reizte und Steine auf ihn warf. Er war nunmehr acht Tage lang so an der Kette; da aber jetzt der Vogt heim kam, ward er wie wild, schleppte den ganzen Hundestall mit seinen Ketten von der Scheune zur Hausthür, und da man ihm das Haus aufthat und ihn abließ, sprang er mit beiden Füßen dem Vogt auf die Achsel und war fast gar nicht wieder von ihm abzubringen. Da er endlich folgen mußte, legte er sich wieder, hielt die rechte Tatze dem Vogt auf den Schooß, und entzog ihm kein Auge.

Es freute den Vogt auch, daß sein Türk sich so anhänglich zeigte. Er streichelte ihn und nahm seine Tatze in die Hände; aber fast in eben diesem Augenblick dachte er daran, er sei mit keinem Menschen so treu gewesen, wie mit diesem Hund, und darum sei ihm auch kein Mensch so treu geblieben, wie dieser Hund. Nun verschwand die Freude über die Treue seines Hundes; er seufzte jetzt und ließ seine Tatze fahren.

132. Kapitel.

Lips Hüni, ein Wächter.

Die Schelmenbande hatte es schon am Abend erfahren, daß der Pfarrer ihn diese Nacht heim lassen wolle. Sie ließen darum dem Vogt, wenn er wieder zurückkehren sollte, aufpassen vor seinem Hause, damit sie sicher wissen und sagen könnten, der Pfarrer lasse ihn machen, was er gern wolle, damit er ihm sage, was er gern höre. Lips Hüni war von ihnen zum Wächter bestellt worden; und er trank bis am Morgen um drei Uhr hinter dem Ofen beim Kalberleder, der zunächst beim Vogt wohnte, Gebranntes. Nachdem es drei Uhr geschlagen, machte

er sich dann hinter den Hag nahe bei des Vogts Thür und wartete so bis um fünf Uhr, da der Vogt heraus kam. Da kroch er ihm auf allen Vieren hinter dem Hag den Weg vor, und verbarg sich hinter des alten Leuthold Nußbaum unten an der Kirchhalde, wo dieser hart an ihm vorbei gehen mußte, und rief ihm da plötzlich hart an die Ohren: Behüte uns Gott und segne uns Gott! was ist das? Der Vogt fuhr einen Augenblick zurück, sah den Kerl, welcher den Kopf hinter dem Baume hervorstreckte, und sagte zu ihm: Was giebt es da? Was willst du? Der Hüni kam jetzt hinter dem Baume hervor, sah dem Vogt mit einem hämischen Gesicht scharf in die Augen und sagte: Bist du es, Vogt, oder bist du es nicht? Ich glaubte, du steckest im Loch, und jetzt bist du auf der Straße.

Der Vogt merkte am Branntwein, der ihm zum Maul hinaus roch, und an Allem, daß er nicht für ihn, sondern für Andre das Maul aufthue, und sagte zu ihm: Wie viel hast du Lohn, daß du mir hier aufpassest?

Das will ich dir ein andermal sagen, antwortete der Hüni. Aber höre, Vogt, wenn du kein Gespenst bist, so sage mir, was thust du hier? Gelt, du willst dich im Nachtwandeln üben, damit du, wenn du es einst thun mußt, es wohl könnest? Vogt, wenn ich es erlebe, so will ich dir dann alle Frohnfasten zusehen. Ich weiß deinen Hauptweg zum voraus. Er geht vom Markstein zum Galgen und vom Galgen wieder zum Markstein.

Solche Bosheiten rief ihm der Hüni durch alle Gassen nach, bis er im Pfarrhofe war, so daß Jedermann, der schon aufgestanden war, ans Fenster kam; um zu sehn, was das für ein Lärm sei.

133. Kapitel.

Es ist wohl so, wie sie sagen; aber wo die Hirten sich schlagen, da werden die Schafe gefressen.

Und das war just, was die Vorgesetzten wollten, und warum sie den Hüni an diesen Platz stellten. Sie wollten

nämlich machen, daß Jedermann im Dorfe davon schwatze, der Vogt sei des Nachts heimgelassen worden, damit sie den Meyer zwingen könnten, auch das noch dem Arner wider den Pfarrer anzubringen. Dieser sperrte sich zwar wie immer und sagte ihnen: Ihr wißt doch auch, daß Arner so etwas nicht annimmt, und daß es gerade ist, als wenn man ihm nichts sage, wenn man ihm mit so etwas kommt. Aber die Bauern hatten, wie immer, keine Ohren für das, was sie nicht wollten.

Kienast. Es müßte der Teufel sein, wenn das ihn nicht wider den Pfarrer aufbringen sollte.

Kalberleder. Nein, bei Gott! das fehlt nicht. So alt ich bin, habe ich es noch nie erlebt, daß es nicht Händel absetze, wenn ein Pfarrer etwas gethan, wie das ist.

Moosbauer. Es ist sicher dem Junker ins Amt gegriffen.

Die Bauern alle beharrten darauf, der Meyer müsse das anzeigen und so hoch treiben, als er nur könne, und der gute Meyer ließ sich endlich auch das noch aufladen.

134. Kapitel.

Ein Schelm, dessen Herz gerührt worden, erscheint in einem schönen Licht.

Aber der Pfarrer schrieb es dem Junker selber. Er gab dem Michel, der ehedem mit dem Vogt so eng verbunden war, aber seit Kurzem so gut mit dem Lienhard geworden war, ein Fürbittschreiben an den Junker, und sagte darin, wenn er nur eine halbe Stunde selber mit dem Michel reden würde, so sei seine Fürbitte gewiß überflüssig. In eben diesem Briefe meldete er dem Junker, daß er den Vogt diese Nacht heim gelassen habe, und warum.

Der Junker ließ den Michel warten, bis er Zeit fand, sich mit ihm einzulassen. Es vergingen fast zwei

Stunden; unterdessen machte der Michel allerlei Kalender, und war eben im Stall und pfiff den Pferden vor, als der Junker unter die Linde kam und ihn rief.

Arner sah den Michel ernsthaft vom Kopf bis zu den Füßen an; der Michel stand aber auch da mit der Miene eines Mannes, der in seinem Innern Ruhe hat und Stärke. Er zeigte, daß er hoffe, Verzeihung zu erhalten, und auch daß er fühle, dieser Verzeihung werth zu sein. Arner befahl ihm, umständlich Alles zu erzählen, worin er verwickelt sei. Der Michel that es im Augenblick, ohne sich zu bedenken, und erzählte, wie er unter seinem Großvater für den Vogt und die andern Bauern aus der Schloßscheuer ganze Säcke voll Korn ab den Garben getreten, an Seilen in den Schloßgraben herunter gelassen, und von da ins Wirthshaus, wo das Ablager war, getragen habe; wie er wohl hundertmal des Nachts die Schloßzeichen ab den besten Eichen und Tannen gezimmert, und den Bauern geholfen habe, sie als eigenes Holz auf die Säge zu führen; wie sie hundertmal im Wirthshaus mit den Schloßknechten um Werkzeug, Seile, Säcke, Körbe und anderes dergleichen gespielt hätten. Er erzählte dann ferner, wie noch jetzt viele Bauern Kleider trügen, die mit solchen gestohlenen Säcken gefüttert seien; wie ganze Räder und halbe Wagen und Pflüge, und eine Menge Naben, Pflugeisen, Riestern, Stoßkarren, Tragbahren, Güllen-, Wein- und Bierfässer in den Bauernhäusern ständen, die das Schloßzeichen hätten, oder doch zeigten, daß es ausgekratzt und ausgehauen worden sei; wie darum auch alle Handwerksleute es so mit dem Vogt gehalten, und für ihn umsonst Schmiede-, Schlosser-, Wagner-, Zimmermanns-, Tischler-, Schneider- und Schuster-Arbeit verrichtet hätten, weil er ihnen immer allerhand solchen Abgang aus dem Schloß um einen Spottpreis verschaffen konnte.

Das gerade, offne Wesen, der Muth, mit dem er das Böse von sich selber gleich ungescheut wie von den Andern sagte, und die Kenntniß, die er von allen Umständen und von den Ursachen aller Unordnungen im Dorf zeigte, brachte den Junker dahin, daß er mit einem

Zutrauen mit ihm redete, welches vermögend gewesen wäre, aus dem Michel einen braven Kerl zu machen, wenn er es nicht schon gewesen wäre.

Er fragte ihn einst mitten im Gespräche über diese tausenderlei Bosheiten, warum es auch so schwer sei, die Leute von einem so unglücklichen Leben abzubringen?

Und Michel antwortete ihm: Der Mensch ist immer mit gar vielen Fäden an sein Leben angebunden, und es braucht viel, ihm neue anzuspinnen, die ihn so stark als die alten auf eine andere Seite hinziehen.

Diese Antwort überraschte den Junker, daß er sich einen Augenblick von ihm wegkehrte, und dieselbe von Wort zu Wort wiederholte. Er sagte dann zu sich selber: Es ist wahr, die Fäden, womit ein Verbrecher an sein altes Leben angebunden ist, abzuschneiden und ihm neue anzuspinnen, die ihn zu einem bessern Leben führen sollen, ist das einzige Mittel, den Verbrecher zu bessern; und es ist wahr, wenn man dieses Mittel nicht braucht, so ist Alles, was man sonst an ihm thut, wie ein Tropfen Wasser ins Meer.

Er redete noch über eine Stunde mit ihm und ließ sich besonders die Geschichte mit dem Gespenst in des Hoorlachers Haus gar weitläuftig erzählen.

Des Michels eigene Worte hierüber lauteten also:

Der Hoorlacher hat das Haus Anno 1767 von Wagner Leupi um 450 fl. gekauft, und für mehr als 300 fl. darin verbaut, und der Vogt hat ihm, da er noch lebte, 600 fl. dafür angeboten. Nachdem er aber gestorben war, wollte er es nicht mehr, und er ließ durch mich und den Ständlisänger ausstreuen, der Hoorlacher sei keines natürlichen Todes gestorben, und man habe hinter seinem Bette den abgehauenen Strick noch gefunden, an dem er erstickt sei. Innerhalb acht Tagen war die ganze Gegend von diesem Gerücht voll, und man setzte noch hinzu: sein Nachbar, der Kirchmeier, habe den Strick selber ins Pfarrhaus getragen; aber der Pfarrer habe ihm verboten, davon zu reden, weil der Hoorlacher jetzt doch schon begraben sei, und es nur Aergerniß erwecken würde. Auf dieses hin schickte der Vogt alle Monat ein Paar Mal einen von

uns ins Haus, die Nachbarn zu erschrecken, als ob ein Gespenst darin wäre. Das that er mehr als ein Jahr lang, bis kein Mensch mehr das Haus vergebens genommen hätte; dann kaufte er es der Hoorlacherin aus Mitleiden, wie er sagte, um 200 fl. ab und versprach, diesen Greuel aus dem Dorfe zu bannen, und zwei Kapuziner wohl hundert Stunden weit her kommen zu lassen. Aber er redete nur mit dem Sauf-Waldbruder in der Haberau ab, ließ ihn acht Tage lang sich im Hause verstecken, und dann und wann sich an den Fenstern zeigen und Grimassen machen. Indessen fraßen, soffen und spielten wir alle Nacht mit dem Bruder, und thaten so laut, daß der Wächter Leuthold es endlich merkte. Er erkannte vor den Fenstern alle drei Stimmen, und kam am folgenden Morgen mit dem Geschwornen Kalberleder, seinem Bruder und dem Hügi, auf den Schlag 12 Uhr, mitten im Jubiliren vor das Haus. Der Pfaff war, sobald sie anklopften, wie der Blitz verkrochen, und ich auf dem Dache und von da über den Birnbaum hinunter und fort. Der Vogt kroch in den Ofen; aber er konnte ihn nicht zumachen, weil schon Holz darin war. Die vier Männer stießen die Thüren mit Gewalt auf und waren im Augenblick mit einem Licht und einem Hunde in der Stube, und des Vogts Katze flüchtete sich vom Tisch weg zu ihrem Meister in den Ofen. Dieser wußte nicht, was es war, und that einen erbärmlichen Schrei. Da ist der Vogt! riefen die Kerls, zündeten ihm mit dem Lichte zum Ofen hinaus, und zwangen ihn, damit sie ihm den Spaß nicht ausbrächten, das Geld, das er bei sich hatte, mit ihnen zu theilen. —

Endlich befahl der Junker dem Michel, ihm bis übermorgen ein Verzeichniß zu bringen von den im Schlosse gestohlenen Sachen, die jetzt noch im Dorfe sich befänden. Hierauf entließ er ihn freundlich.

135. Kapitel.

Weil er Vater von Allen ist, so hält er zuerst und am stärksten seinen ältesten Buben im Zaum.

Er war kaum fort, so kam der Untervogt Meyer, um dem Junker vorzubringen, was er der Schelmenbande versprochen hatte. Aber schon, da er den Junker grüßte und dieser ihm freundlich die Hand bot, zeigte er sich so steif, angsthaft und verändert, daß Arner in den Paar ersten Minuten, da er vor ihm stand, merkte, wo er mit ihm zu Hause sei, und sich nicht enthalten konnte, zu sich selber zu sagen: Er ist kaum acht Tage Vogt, und macht schon Maul und Augen, als wenn er sich innert Jahr und Tag erhenken möchte, oder Land und Leute verrathen wollte.

Der Vogt aber fing dann bald an, dem Junker zu verstehen zu geben, daß es gar viele Schwierigkeiten haben werde, die Allmend zu vertheilen, und daß es seiner unmaßgeblichen Meinung nach besser wäre, man würde zuerst mit einem kleinen Stück, z. E. mit dem Winkel zwischen dem Wald eine Probe machen, und dann sehen, wie es etwa weiter gehen wolle.

Junker. Was ist das für ein Winkel?

Vogt. Der da zu oberst an der Weide liegt, wo sie sich zwischen den Tannen gegen den Berg hinzieht.

Junker (ihn steif ansehend). Der da?

Vogt. Ja, oder wenn Euer Gnaden ein anderer beliebt.

Junker (ihn forthin steif ansehend). Aber du meinst diesen und redest von diesem?

Vogt. Ja.

Junker. Ist es dir auch Ernst?

Vogt. Es sind gar viele Männer im Dorfe dieser Meinung.

Junker. Aber du auch?

Vogt. Ja.

Junker. Kennst du den Winkel?

Vogt. Ha, so zum Theil.

Junker. Darfst du nicht sagen, du kennst ihn ganz? Du hast ja Güter, die an denselben anstoßen.

Vogt. Ich kenne ihn, gnädiger Herr, ich kenne ihn.

Junker. Aber du glaubst wohl, ich kenne ihn nicht?

Vogt. Daran dachte ich nicht.

Junker. Woran?

Vogt. Daß Sie ihn nicht kennen.

Junker. Hättest du mir ihn anrathen dürfen, wenn du geglaubt hättest, ich kenne ihn?

Vogt. Es ist mir leid.

Junker. Was ist dir leid?

Vogt. Daß ich Ihnen denselben angerathen habe.

Junker. Warum ist dir das leid?

Vogt. Weil Sie, wie es scheint, finden, daß er nichts nütze ist.

Junker. Findest du es nicht auch?

Vogt. Ich kann ihn nicht rühmen.

Junker. Warum hast du mir ihn denn angerathen?

Vogt. Die Vorgesetzten waren alle der Meinung.

Junker. Warum waren sie dieser Meinung?

Vogt. Ich weiß es nicht.

Junker. Das kann ich jetzt glauben oder nicht, ich will es dahin gestellt sein lassen; aber was sein muß und unverzüglich sein muß, ist, daß nicht der Winkel allein, sondern die ganze Allmend, wie sie versprochen worden ist, vertheilt werden muß.

Vogt. Ihr Gnaden werden doch nicht zürnen, wenn ich noch ein Wort sage?

Junker. Nein, gar nicht.

Vogt. Es wird doch diesen Sommer fast nicht möglich sein, die Allmend zu vertheilen.

Junker. Warum?

Vogt. Es ist kein Mensch im Dorf jetzt dazu eingerichtet, das Vieh im Stall zu halten und die Weide zu entbehren.

Junker. Fehlt es an Futter in eurem Dorfe?

Vogt. Ja, man sagt, es sei gar wenig da, und hingegen gar viel Vieh.

Junker. Was will dieses „man sagt?“ Weißt du es nicht sicher?

Vogt. So ganz sicher nicht, gnädiger Herr.

Junker. So? Aber wieviel du selber Futter hast, weißt du doch?

Vogt. Das wohl.

Junker. Hast du genug, um dein Vieh im Stalle halten zu können?

Vogt. Ich kann es nicht läugnen.

Junker. Was läugnen?

Vogt. Ich meine, ich dürfe nicht nein sagen.

Junker. Du hast eine eigne Sprache. Aber das Heu ist im letzten Jahre so ausgefallen, daß man glauben könnte, es sollten alle genug haben, wie du. Doch, um abzukürzen — es ist gut, daß man das Vieh zählen und das Heu messen kann, und das muß sein; denn ich will wissen, woran ich bin. Du mußt dieses gerade heute mit dem Weibel thun; es wird sich dann zeigen, was hinter diesem Anbringen steckt, und wie weit man die Weide diesen Sommer nöthig habe oder nicht.

Der Vogt erschrak darüber gar sehr und wußte nicht, ob er noch anbringen solle, daß der Pfarrer den Hummel des Nachts zu seiner Frau heim lasse. Aber es machte ihm so bang, daß er es den Vorgesetzten versprochen, daß er endlich das Herz in die Hand nahm und sagte: er müsse Seiner Gnaden noch anbringen, daß der Pfarrer den Vogt zu Zeiten zu seiner Frau nach Hause lasse.

Das ist wieder etwas Krummes, sagte der Junker zu sich selber und zum Vogt: Bringst du mir das von dir selber, oder haben es Andere dir aufgetragen?

Der Vogt wußte nicht, was er antworten sollte, sagte aber endlich doch: Sie haben mir es befohlen zu sagen.

Junker. Wer?

Vogt. Die Vorgesetzten.

Junker. Wie heißen sie?

Vogt (zitternd und todtenblaß). Einer wie der Andere.

Junker. Wie heißen sie?

Vogt. Kienholz, Kalberleder, Moosbauer, Rabſer, Kienaſt, Hügi u. ſ. w.

Junker. Wie kamſt du zu dieſen Herrn?

Vogt. Ha, wie es ſich ſo giebt.

Junker. Das möchte ich eben wiſſen, wie es ſich gebe. Gingſt du zu ihnen, oder kamen ſie zu dir? Trafſt du einen Jeden allein an, oder waren ſie bei einander, da ſie dir dieſes befohlen haben?

Vogt. Sie waren bei einander.

Junker. Bei wem und bei welchem Anlaß?

Vogt. Beim Kienholz.

Junker. Und bei welchem Anlaß?

Vogt. Das weiß ich gerade nicht; ich war nur einen Augenblick da.

Junker. Du wirſt doch auch wiſſen, was ſie den Augenblick thaten, da du da warſt?

Vogt. Ich will es in Gottes Namen ſagen.

Junker. Daran thuſt du ſehr recht.

Vogt. Sie ſuchen die Weidvertheilung zu hintertreiben.

Junker. Und du haſt dich brauchen laſſen, mir Lügen zu hinterbringen, damit ſie zu dieſem Endzweck kommen?

Der Vogt ſtand da, wie ein armer Sünder, ſchlug die Augen nieder und antwortete kein Wort.

Der Junker hatte Erbarmen mit ihm, als er ſo da ſtand, und ſagte zu ihm: Meyer, es iſt das erſte Mal, und ich will es gut ſein laſſen; aber ſorge dafür, daß du mir nicht zum zweiten Mal kommſt. Einen Augenblick darauf ſagte er noch: Aber warum haben ſie den Pfarrer verklagen wollen? Was geht das die Allmend an?

Vogt. Ich denke, ſie haben durch dieſen Bericht den Junker und den Pfarrer gegen einander aufbringen wollen.

Junker. Und dann?

Vogt. Und dann vielleicht gehofft, daß die Allmendvertheilung deſto eher nicht vor ſich gehen werde.

Junker. So? Und auch das hätteſt du angezettelt, wenn du gekonnt hätteſt?

Vogt. Es iſt mir leid.

Junker. Ich habe dir verziehen. Aber du siehst, daß ich weiß, was du gethan hast; darum denke daran. Ich will dich jetzt nicht länger aufhalten. Verrichte heute mit dem Weibel, was ich dir befohlen habe, und bringe mir morgen das Verzeichniß.

Hierauf ließ er ihn gehen.

136. Kapitel.

Der neue Vogt neben seinen Bauern.

Stellet euch jetzt den Vogt vor, wie er fortgegangen ist, und dann die Bauern, wie sie den Vogt empfangen haben, als er zurück kam. Er hatte dem Junker einschwatzen sollen, der Winkel zwischen dem Walde schicke sich gar wohl zum Vertheilen, und er kommt mit der Antwort, der Junker sage, er sei zum Vertheilen nichts werth. Er hatte ihm sollen einschwatzen, sie haben gar viel Vieh und wenig Futter, und er kommt mit der Antwort, er müsse das Vieh zählen und das Futter messen. Er hatte sollen den Junker wider den Pfarrer aufbringen, und der Junker wird über das Anbringen aufgebracht. Er hatte ihn sollen herumführen, wie wenn er ein Narr wäre, und dieser packt das Geschäft an, wie wenn sie Schelmen wären.

Sie staunten und zankten jetzt bald mit einander und bald mit dem Vogt; dieser aber ließ sie sitzen und ging fort, den Weibel zu suchen, der ihm sollte helfen das Heu messen.

Da er fort war, sagte der Hügi: Wir sitzen jetzt da bei einander, wie im nassen Jahrgang.

Es hatte nämlich Anno 1759 in der Erntezeit vier Wochen nach einander geregnet, so daß fast alles Korn auf dem Felde wieder anfing auszuwachsen. Da kamen dann die Bauern oft zusammen, und alle Augenblick fragte einer den andern: Wann wird dieses Wetter doch einmal aufhören? Ist denn auch gar nichts mehr zu machen?

Daran erinnerte sich jetzt der Hügi.

137. Kapitel.

Der Vogt neben des Weibels Töchterli.

Aber der Vogt traf den Weibel nicht an, und das Kind, das ihm unter der Thür Antwort gab, ſagte: der Vater komme vor Nacht nicht heim, er ſei auf dem Wochenmarkt.

Der Vogt wußte, daß der Weibel ſonſt immer zu Hauſe war, und nie ſelber auf den Markt gehe, und meinte alſo, er verläugne ſich nur, und wiſſe ſchon, warum es zu thun ſei.

Das Letzte war auch wahr. Die Vorgeſetzten hatten ihm, ſobald ſie es mit dem Heumeſſen und Viehzählen vernommen, im Augenblick ſagen laſſen, er ſolle heut ein wenig beiſeits gehn, und vor Sonnenuntergang nicht wieder heim kommen.

Der Vogt, der bei ſich ſelber ſchon ſo verdrießlich war, als er nur konnte, ſagte dem Kinde, er glaube, ſie treibe den Narren mit ihm, und der Vater ſei wohl daheim.

Das Töchterli aber, das gar nicht furchtſam war, und, wie die ganze Haushaltung des Weibels, dem Vogt nicht wohl wollte, fing an, anſtatt zu antworten, zu ſpötteln, und ſagte: Es ſcheint, der Herr Untervogt ſei gar nicht guter Laune.

Vogt. Wenn ich dir gut zu Rathe bin, ſo ſag' du, dein Vater ſolle herunter kommen, ich muß mit ihm reden.

Töchterli. Wenn einmal jetzt der Junker von Arnheim in eigener Perſon vor mir ſtände, Herr Untervogt, ſo müßte ich warten, bis der Vater wieder die Stiege hinauf wäre, ehe ich ihn könnte heißen herunter kommen.

Vogt. Iſt er im Ernſt zu Markt gegangen?

Töchterli. Im ganzen Ernſt.

Vogt. Das iſt vom Schinder!

Töchterli. Ich will es nicht hoffen.

Vogt. Iſt er heut früh fort, und wann kommt er wieder?

Töchterli. Er ist gerade eben jetzt fort und kommt vor Nacht nicht wieder.

Vogt. Wenn er gerade jetzt fort ist, so schicke ihm doch nach.

Töchterli. Ja er ist auf dem Roß, und ich weiß nicht, ob er über das Moos oder über den Berg geht.

Vogt. Er hat bei Gott! gewußt, was ich will, daß er eben jetzt fort ist.

Töchterli. Er ist doch kein Hexenmeister.

Vogt. Ich weiß jetzt nicht, was ich machen muß.

Töchterli. Vielleicht könnte es der Vater euch sagen, wenn er da wäre; aber er ist einmal jetzt nicht da.

So ließ des Weibels Töchterlein den neuen Untervogt fortspazieren, und lachte dann aus vollem Halse die Stiege hinauf ob der neuen Obrigkeit, die vor ihm fast weinen wollte, daß sie den Vater nicht hinter dem Ofen angetroffen hatte.

138. Kapitel.

Der Vogt ist wieder in des Kienholzen Stube, und dann auf der Gasse beim Weibel, der auf dem Rosse sitzt.

Der Vogt ging jetzt wieder zurück zu des Kienholzen Wohnung, und sagte den Vorgesetzten, es müsse ihm jetzt einer von ihnen helfen, weil der Weibel nicht da sei.

Aber es wollte keiner, und der Kienholz sagte zu ihm: Es ist gar viel besser, du machest diese Arbeit über acht Tage; denn sie freut uns gar nicht so wohl, daß wir dir dazu helfen möchten.

Der Vogt antwortete: Ihr wisset doch, wie der Junker ist, wenn etwas versäumt wird.

Sie ließen ihn aber reden und sagten ihm kurz, sie würden ihm nicht helfen.

Er hielt lange in allen Ecken an, aber es gab ihm keiner Gehör. Endlich gab ihm der Hügi den Rath:

Wenn du das Verzeichniß doch haben mußt, und dir Niemand helfen will messen und zählen, so laß du das Messen auch bleiben, und dir von Jedem angeben, wie viel Heu und Vieh er noch habe; dann hast du wenigstens gethan, was du konntest.

Vogt. Aber ich will Heu und Futter beim Eid wissen.

Das versteht sich, beim Eid! sagten die Bauern und lachten einander an.

Vogt. Ich will jetzt gerade anfangen. Und ihr werdet doch auch alle zu Hause sein, wenn ich komme?

Wie sollten wir anders dürfen? antworteten Einige, die just das Gegentheil im Sinn hatten.

Hügi. Nein, man muß hierüber nichts versäumen.

Es war aber gut, daß der Vogt diesen Fürsprech aus ihrer Mitte hatte; denn ihrer etliche hätten ihn sonst gewiß das Dorf zehnmal durchlaufen lassen, ohne daß er sie angetroffen hätte. So brachte er aber das Verzeichniß endlich zu Stande.

Beim Heimgehn traf er dann just noch den Weibel an, der vom Markt heim kam.

Dieser sagte ihm vom Roß hinunter: Was hast du da für eine Bürde Papier unter dem Arme?

Vogt. Ich wollte, dein Roß wäre heut vernagelt gewesen, damit du daheim geblieben wärest. Du hättest mir nothwendig helfen sollen.

Weibel. Worin?

Vogt. Ich habe das Heu und Vieh, das im Dorf ist, aufschreiben müssen.

Weibel. Warum das? — Giebt es Krieg?

Vogt. Nein, nur wegen der Weide.

Weibel. So?

Vogt. Wenn du nur auch da gewesen wärest!

Weibel. Warum hast du mir es nicht am Morgen sagen lassen? Ich bin erst am Mittag fortgegangen.

Vogt. Ich bin auf Schlag 12 Uhr selber zu dir gekommen, und habe es dir sagen wollen.

Weibel. Das ist doch fatal. Ich bin kaum um die Hausecke herum gewesen, so habe ich Jemand klopfen

und mit meiner Tochter reden hören. Gewiß bist du es gewesen.

Vogt. Daß du auch nicht umgekehrt bist!

Weibel. Es hat mir nicht geträumt, daß du es seist, oder was du wolltest, und du hättest mir ja nur pfeifen können.

Er konnte sich aber des Lachens fast nicht enthalten und sagte: Mein Roß ist im Schweiß, es muß in den Stall.

Ich bin auch im Schweiß, sagte der Vogt; und sie gingen von einander.

139. Kapitel.

Renold, ein braver Mann, tritt auf.

Die Nacht hindurch war ein Treibjagen und ein Herumlaufen im Dorfe, wie im Walde unter den Zigeunern, wenn sie erfahren, daß eine Jagd auf sie angestellt ist. Die Vorgesetzten wollten mit Gewalt Alles unter einen Hut bringen, und schickten wohl dreimal zum alten Renold, vor dem sie sich fürchteten, um ihn zu bitten, er solle in diesen Umständen doch auch zu ihnen stehen, und abwenden helfen, daß nicht noch mehr Unglück im Dorf entstehe.

Er ließ ihnen aber zweimal antworten, er möge die Sache ansehen, wie er wolle, so glaube er, es wäre das Beste, wenn man sich demüthigen und um Verzeihung bitten würde.

Aber dafür hatte Niemand Ohren. Bis auf den Schulmeister behauptete Alles, die Demuth sei jetzt kein goldener Apfel in silbernen Schalen.

Man schickte zum dritten Mal zu ihm hin, ihn zu bitten, er solle doch um tausend Gotteswillen wenigstens schweigen, und morgen einmal auch nichts Unvorsichtiges sagen.

Er wünschte, daß er morgen nicht nur sein Maul, sondern auch seine Augen und Ohren verschließen könnte: das war das letzte Wort, das er ihnen sagen ließ.

Alles Volk in Bonnal fürchtete sich vor dem kommenden Tage; Arner aber eilte mit himmelreinem Vaterherzen zu dem Volke hin, das sich vor ihm fürchtete.

Wenn nach langen, heißen Tagen die Erde dürstet und alle Pflanzen nach Wasser schmachten, und dann an Gottes Himmel ein Gewitter aufzieht, so zittert der arme Bauer vor den steigenden Wolken am Himmel, und vergißt das Dürsten des Feldes und das Serben der Pflanzen im brennenden Boden, und denkt nur an das Schlagen des Donners, an die Verheerung des Hagels, an den zündenden Strahl und an die überschwemmende Fluth. Aber der, welcher im Himmel wohnt, vergißt nicht das Dürsten des Feldes und das Serben der Pflanzen im brennenden Boden, und sein Gewitter tränkt mit Segen die Felder der armen Leute, die im Blitzglanz der Mitternachtsstunde, beim donnernden Himmel, zitternd nach den Bergen hinsehen, von denen sein Gewitter daher rollt. Denn am Morgen sieht der Arme die Hoffnung seiner Ernte verdoppelt und faltet die Hände vor dem Herrn der Erde, vor dessen Gewitter er zitterte.

Das ist das Bild der armen Leute, die sich vor ihrem Herrn fürchteten, und das Bild Arners, der jetzt zu ihrem Troste und zu ihrer Hülfe nach Bonnal eilte.

140. Kapitel.

Die Morgenstunde Arners an einem Gerichtstage neben seinem Pfarrer.

Arner stand nun da. Beladen mit den Entschlüssen des Tages, und aufgeregt von den Bildern einer schlaflosen Nacht, war er stiller und ernster als sonst. Er fühlte jetzt die Last des kommenden Tages und die Sorgen des Mannes, dessen Kinder die Wege ihrer Thorheit vor

ihrem Vater verbergen. Schon beim Aufgang der Sonne stand er im Pfarrhofe neben seinem Pfarrer. Die ersten Strahlen glänzten auf der Thräne des Mannes, der sanft und mild gegen sie hinsah und sagte: Gott gebe, daß ich sie heute mit leichtem Herzen untergehen sehe!

Das gebe Gott! erwiederte sein Pfarrer, und auch er hatte eine Thräne in dem Auge.

Sie redeten dann von den Geschäften des Tages und vom Hummel, wie er jetzt Alles so ganz anders ansehe als vorher, und wie seine Erfahrungen ihm mitten durch seine Thorheiten und Laster einen so großen Wahrheitssinn ertheilt haben, daß der Pfarrer hundertmal darüber erstaunen müsse.

Sie kamen auch auf die Obstbäume zu reden, welche der alte Junker schon vor mehr als zwanzig Jahren auf dem Bonnaler Ried gepflanzt und der Gemeinde verehrt hatte, die aber alle serbten und nirgendshin wollten.

Der Hummel hatte nämlich dem Pfarrer gestern gesagt, es fehle da gar nicht am Boden, sondern nur an der Besorgung, und man solle die Bäume nur unter Leute austheilen, die Obst nöthig hätten, so würden sie gewiß bald groß und schön sein.

Der Junker verwunderte sich über die Ausgaben, die jährlich der Gemeinde für das Ried verrechnet wurden, und über die Frohndienste, die die Gemeinde jährlich auf diesem Ried thue. Der Pfarrer sagte ihm aber, dieses alles geschähe nur zum Schein, damit die Vogesetzten ein Paar Tage im Jahr mehr auf gemeine Kosten fressen und saufen könnten, und sie möchten den Armen so wenig einen Obstwachs gönnen, als sie ihnen die Allmend gönnten, und darum werde aus diesen Bäumen, so lange es so sei, nie etwas werden.

Der Junker sagte bei diesem Anlaß, seine Leute äßen bei der sitzenden Lebensart, die je länger je mehr aufkomme, gewiß zu viel und zu unvermischt Erdäpfel, und man könne darum das Pflanzen der Obstbäume gewiß nicht genug betreiben.

Auch der Pfarrer bedauerte, daß so gar viele Leute sich fast nur mit Kraut, Rüben und Erdäpfeln behelfen müßten.

Junker. Es wäre doch, weiß Gott, allenthalben so leicht einzurichten, daß die ärmste Haushaltung immer auch etwa ein Dutzend tragbare Obstbäume und auch eine Ziege halten könnte.

Pfarrer. Und es ist doch nirgends eingerichtet.

Ach, es ist für den Armen nirgends etwas eingerichtet, bis man ihn ins Spital nimmt, sagte der Junker, und erklärte sich im gleichen Augenblicke, nicht nur die Bäume auf dem Ried zu vertheilen und eigenthümlich zu machen, sondern für alle seine Leute in seinen Baumschulen so viel junge Bäume zu ziehen, als sie nöthig hätten. Er setzte hinzu: Und ich will Alles thun, damit ihnen die Bäume recht lieb werden und sie bald Frucht daran haben. Ich denke, ich wolle ihnen allemal bei ihren Hochzeiten und Taufen welche schenken.

Pfarrer. Ein solches Andenken an die wichtigsten und freudigsten Umstände ihres Lebens kann nicht anders als für ihr Herz und für ihr Glück eben so viel Gutes wirken, als für die Bäume selber.

Junker. Gott gebe es!

Pfarrer. Was mir in den Sinn kommt, Junker! Sie müssen auch den Kindern, die zum ersten Male zum Tische des Herrn kommen, solche Bäume schenken.

Junker. Das will ich gern.

Pfarrer. Das Projekt mit diesen Bäumen macht mich zwanzig Jahre über mein Ziel hinaus träumen, so sehr nimmt es mich ein.

Junker. Nun, was träumen Sie denn so weit hinaus?

Pfarrer. Ich kann mir jetzt vorstellen, wie Sie einst mit meinem, so Gott will, bessern und stärkern Nachfolger Ihre Leute auf dieses Ried, welches bis dann ein Baumgarten, und ein herrlich schöner Baumgarten für Ihre Armen werden kann, hinführen, und da mit ihnen ein Volksfest feiern werden, das Ihrer würdig sein wird.

Junker. Was für ein Volksfest?

Pfarrer. Das Fest der dankbaren Armuth, die Sie mit diesen Bäumen erquicken werden.

Junker. Sie machen mich auch träumen.

Pfarrer. Denken Sie, was das für ein Fest sein wird, wenn Ihre Leute am schönsten herbstlichen Tage auf ihrem Ried unter dem Schatten von Bäumen voll reifer Früchte, im Angesichte des Himmels und der Erde ihren Taufbund und ihr Nachtmahlgelübde erneuern und das Angedenken der Freuden ihrer Hochzeittage und ihres Kindersegens feiern werden.

Junker. Würde ich wohl ein Mensch sein, wenn ich dieses Fest denken könnte, und nicht stiftete?

Pfarrer. Sie werden es stiften.

Junker. Ja, ich will es stiften, und so lange mein Volk dasselbe feiern wird, soll es Ihrer gedenken.

Eine Weile staunten er und der Pfarrer still dem großen Gedanken nach; dann sagte der Junker: Aber, ach! so schön als wir träumen, wird nie etwas auf Erden.

Es ist wahr, sagte der Pfarrer. Aber der Lohn der Tugend ist nicht, daß sie das Unkraut von der Erde vertilge. Genug ist es dem Frommen, daß im Acker des Fleißigen der gute Same aufkommt, und es freut ihn, daß seine Bäume, die er pflanzte, Früchte tragen, wenn er längst von der Erde hingenommen sein wird. —

141. Kapitel.

Arner fängt seine Tagesarbeit an.

So ging heut die erste Stunde nach dem Aufgang der Sonne dem Junker und dem Pfarrer von Bonnal vorüber.

Gegen acht Uhr kam der Untervogt Meyer mit dem Verzeichniß von Vieh und Heu. Er entschuldigte sich, daß er dasselbe nur beim Eid habe aufnehmen können, weil der Weibel, der ihm hatte helfen sollen messen und zählen, auf dem Markt gewesen sei.

Junker. Warum hast du nicht an seiner Statt einen andern Vorgesetzten zu dir genommen?

Vogt. Es hat Keiner kommen wollen.

Junker. Hast du ihnen gesagt, es sei mir daran gelegen, daß dir Jemand helfe?

Vogt. Ich habe es freilich gesagt.

Junker. Und doch hat Keiner kommen wollen?

Vogt. Nein. Ich habe mögen sagen, was ich gewollt, so war es vergebens.

Junker. Hast du also gar Niemand bei dir gehabt, und ist das Verzeichniß von Niemand unterschrieben?

Vogt. Nein.

Junker. So nimm dasselbe nur wieder mit dir, und gehe so geschwind als du kannst, und lies einem Jeden in Gegenwart zweier Vorgesetzten von Neuem vor, was er ausgeredet hat, und bringe das Verzeichniß von diesen zwei Zeugen unterschrieben zurück. Aber eile, daß du mit der Arbeit fertig werdest, ehe die Gemeinde angeht!

Vogt. Ich treffe sie just beim Kienholz beisammen an.

Junker. So! Was thun sie da bei einander?

Vogt. Nichts Besonderes. Sie haben es so im Brauch, daß sie allemal vor der Gemeinde zusammen kommen.

Junker. Wer?

Vogt. Alle, welche meinen, sie haben etwas zu bedeuten.

Junker. Es ist gut, daß ich das weiß. Ich vernehme vielleicht ein ander Mal, was sie bei einander machen.

142. Kapitel.

Bauern, die von ihrem Herrn reden.

Der Vogt ging jetzt zum Kienholz und sagte der Stube voll Herren, sie müßten ihm ihr Heu und Vieh noch einmal angeben.

Warum das? sagten die Kerls; und da und dort sah ihn einer an, wie wenn er ihn fressen wollte.

Er meint, glaube ich, ihr oder ich seien verirrt, antwortete der Vogt.

Er hat immer etwas zu meinen, sagte der Eine.

Er kann ja selber kommen und messen, sagte der Andere.

Nein, im Ernst, sagte der Meyer; ich muß einem Jeden vorlesen, was er gesagt hat, und dann müssen zwei Vorgesetzte unterschreiben, daß es alle bestätigt haben.

Hügi. Dahinter steckt der Teufel! Es kann dann Keiner mehr sagen, du seiest mit der Feder verirrt, oder du habest ihn nicht recht verstanden.

Vogt. Ich kann nicht helfen.

Aber es wollte keiner an den Tanz, weder zum Angeben, noch zum Unterschreiben, bis der Vogt zuletzt den Rodel wieder unter den Arm nahm, das Dintenfaß in die Tasche schob und sagte: Mir gilt es zuletzt gleichviel. Wenn ihr nicht wollt, so sage ich es nur wieder dem Junker; er mag dann meinethalben machen, was er will.

Da begriffen sie doch, daß es besser sei, sie bestätigten, was sie nun einmal gelogen hatten, und ließen es ordentlich unterschreiben. Aber obgleich es ihnen sehr angst war, trieben doch auch jetzt noch Einige den Narren, und der Moosbauer sagte laut: Aber wenn mein Fleck heute kalbt, so habe ich noch ein Stück Vieh mehr im Stall; du kannst ihm das noch mündlich beifügen.

Der Weibel, der als Zeuge unterschrieb, und so sehr er dem Vogte gehässig war, sich dennoch nie in etwas Verfängliches einließ, sagte ihnen: Es wird gut sein, wenn es beim Schreiben bleibt; denn wenn es zum Reden kommen sollte, so möchte es fehlen.

Der Hügi rief dem Vogt, als er fort ging, noch nach, er solle doch machen, daß der Junker damit zufrieden sei.

Ich kann mit ihm just so viel machen, als mit euch, sagte der Meyer.

Dann ist es eben wenig, dachte der Hügi, und ließ ihn gehen.

143. Kapitel.

Arner thut die Thür zu.

Jetzt weiß ich doch sicher, was sie ausgeredet haben. Was ich jetzt aber weiter wissen muß, ist, was daran wahr sei. So sagte der Junker, und da ihm der Meyer das bestätigte Verzeichniß zurück brachte, befahl er ihm, ungesäumt mit dem Weibel von Haus zu Haus zu gehn und ein neues Verzeichniß aufzunehmen, aber es sich nicht angeben zu lassen, sondern das Vieh sorgfältig zu zählen und das Heu zu messen. Dann ließ er läuten, zum Zeichen, daß sich die Gemeinde versammeln solle und sagte: Ich will gerade, daß die Hausväter nicht zu Hause seien, wenn ihr zählen und messen müßt, und wenn ein Weib oder ein Knecht unter dem Titel, der Meister sei nicht daheim, sich widersetzen will, so lasset sie, es mag sein, wer es will, durch den Fink gefangen hierher bringen, und fahret mit eurer Arbeit ungesäumt fort. Ich gebe euch den Michel von hier und den Hühnerträger von Arnheim bei, die euch helfen sollen.

Vogt. Es wäre doch auch besser und es hätte mehr Ansehn, wenn wir einen Vorgesetzten mitnähmen.

Junker. Ich will, daß ihr jetzt diese mitnehmet.

Vogt. Es ist diese Woche allerlei Geschwätz über den Hühnerträger vorgefallen, und ich fürchte, es setze Verdruß ab, wenn er in alle Häuser hinein gehen muß.

Junker. Eben deßwegen muß er gehen, und wenn ihn Jemand nicht hineinlassen will, so wißt ihr, was ihr zu thun habt.

Hierauf ließ der Junker noch alle Zugänge zum Gemeindplatz besetzen, und befahl den Wächtern, unter keinem Vorwand einen Menschen vom Platze wegzulassen, bis die Gemeinde beendigt sei.

144. Kapitel.

Sie werden jetzt bald aufhören, zu rathſchlagen wider ihren Herrn und wider ihr Heil.

Die Gemeinde war nun bei der Linde verſammelt; aber ſo lange Bonnal ſteht, ſahen die Bauern nie ſo wunderlich aus als heute. Viele, die den Kopf ſonſt immer hoch trugen und die Beine ſtellten wie Soldaten, ließen ihn jetzt hängen und ſchlichen daher wie alte Weiber. Leute, die einander ſonſt haßten, ſtanden jetzt zuſammen und flüſterten einander in die Ohren; Leute, denen der Mund vom Morgen bis an den Abend nie zuging, redeten jetzt kein Wort; Leute, die ſonſt immer die Sonntagskleider anzogen, wenn ſie an die Gemeinde gingen, kamen jetzt in Werktagshoſen und Fürfellen. Die Meiſten ſaßen da, als wenn ſie nicht wüßten, was ſie mit einander reden wollten, und mancher fragte ſeinen Nachbar wohl zwei bis dreimal: Giebt es dieſen Abend nicht Regen? Der Hügi und einige Vorgeſetzte, die das bemerkten und glaubten, es ſei doch nicht das Spiel, daß Alles ſo traurig thue, fingen an, ihr Maul zu brauchen, wie wenn ſie ſich nicht fürchteten. Einige redeten luſtig vom Junker Heumeſſer und Herrn Kühzähler; Andere ſchwuren, er richte nichts damit aus. Denn eine Gemeinde, ſagten ſie, hat einen Arm, wenn ſie zuſammenhält, und darf ſich alle Stunden mit einem ſolchen Junkerlein meſſen, wenn es Ernſt gilt.

Der Hartknopf that am weiteſten ſein Maul auf und behauptete, man müſſe für den Teufel nicht ſeine leibliche und geiſtige Freiheit ſich ſo leicht rauben laſſen, und ſagte dann: Wir haben jetzt ja unpartheiiſche Zeugen, daß ſein Hühnerträger es ſelber eingeſtanden hat, daß er mit dem Teufel in einem Bunde iſt; und wer in der Welt ſollte uns zwingen können, etwas zu halten, was man uns mit ſolchen Teufelskünſten zu verſprechen überredet hat?

Die Schelmenbande gab ihm lauten Beifall und behauptete, man müſſe das treiben, ſo weit man könne, und damit anfangen.

Ein einziger junger Arnold widersprach und sagte: Ich für mich glaube, der Junker werde da anfangen, wo er will, und unpartheiische Zeugen habt ihr keine; denn wenn eine Gemeinde klagt, so können ihre Bürger nicht unpartheiisch zeugen.

Wir müssen erwarten, was kommt, sagte der Rabserbauer; und Viele, die es hörten, sagten, das sei das Allervernünftigste.

145. Kapitel.

Der alte Trümpi bringt eine böse Nachricht.

Indem sie so redeten, kam noch der alte Trümpi, der sein Lebtag immer allenthalben zu spät kam, und brachte die Nachricht: der Vogt und der Weibel spazieren mit dem Michel und dem Hühnerträger hinunter gegen das Dorf, und haben Papier und Dinte und Federn bei sich.

Wie ein Lauffeuer ging diese Nachricht in allen Bänken unter der Linde herum. Von allen Bänken und von allen Ecken rief man dem Trümpi: Was sagst du? Was ist das? Was sagst du? Vornehmes und Gemeines, Alles streckte die Köpfe jetzt nur gegen den Trümpi, und so lange er lebte, hatte er nie so viel zu antworten als jetzt. Es ist nichts anders, als daß das verfluchte Kuhzählen und Heumessen wieder angeht, sagten die Bauern aus einem Munde, und sie begriffen jetzt, wohin es langen könne, daß sie ihre Aussage wieder hatten bestätigen müssen. Alles war so betroffen, daß ich wohl sagen kann, von den dicken Bauern hatte kein einziger seine natürliche Farbe mehr, als der dickhäutige Rabser, und der kothfarbige Kienast, und auch diesen sah man es am Maul an, daß sie sich entfärbt hätten, wenn sie sich jemals hätten entfärben können.

Wenige Augenblicke darauf kam es dem Einen in den Sinn, er habe sein Schnupftuch, dem Andern, er habe seinen Tabak vergessen, dem Dritten, er habe nothwendig

mit seiner Frau zu reden, dem Vierten, er habe etwas herumliegen lassen, das ihm könnte gestohlen werden: kurz, es kam einer Menge von ihnen in den Sinn, daß sie heim gehen sollten. Der Speckmolch fing sogar an, aus der Nase zu bluten, damit er heim könne.

Aber der Harschier, der in der Lindengasse stand, hieß sie alle wieder zurück gehn, und rieth ihnen, Tabak und Schnupftuch bei den Nachbarn zu entlehnen, und diesmal das Nasenbluten bei dem Brunnen unter der Linde zu stillen. Kurz, sie mußten zurück, und auf ihren Bänken erwarten, was der Vogt, der Weibel, der Hühnerträger und der Michel bei ihren Weibern daheim Gutes oder Böses anstellen möchten.

146. Kapitel.

Es fängt an, ernst zu werden.

Ihre Angst vermehrte sich einen Augenblick darauf noch mehr, da jetzt der Befehl zur Linde kam: die Vorgesetzten alle und die größeren Bauern, zusammen ihrer siebzehn, sollten auf der Stelle zum Junker ins Pfarrhaus kommen.

Was will er mit uns allein thun? sagten die Kerls.

Was weiß ich? antwortete der Wächter.

Sie waren aber kaum fort, so fing es an, den Gemeinen nicht ganz übel zu gefallen, daß er diese allein rufe.

Hans und Heini murmelten in den Bänken: Wenn er Schelmen sucht, so hat er sicher die rechten.

Ein Leisi sagte: Es wäre wohl gut, wenn er es mit diesen allein ausmachen würde, und uns Andere gehen ließe.

Einer, den sie Hallöri nannten, sagte: Es sind Etliche unter ihnen, sie sind bei Gott schlimmer als der Vogt.

Einer, der Stickelhauer hieß, sagte seinem Nachbar ins Ohr: Ein Stück ab der Allmend wäre doch nichts so Schlimmes!

Indessen suchte Arner die siebzehn Männer im Pfarrhause mit Freundlichkeit zu einem freiwilligen Bekenntniß zu bringen; aber es war umsonst. Sie glaubten jetzt vielmehr, er fürchte sich, daß er so um den Brei herum rede; und der Kalberleder unterbrach ihn sogar, fast ehe er ausgeredet hatte, und sagte: Wir wissen und begreifen nicht, weder was Sie sagen, noch was Ihre Klage ist.

Junker. Wer sind die „Wir," in deren Namen du redest?

Kalberleder. Ha, Niemand. Ich rede nur in meinem Namen.

Junker. Nein, Kalberleder, ihr habt es abgeredet, und darum ist dir das „Wir" entronnen. Darüber aber verliere ich kein Wort. Ihr wollt meine Klage wissen? Sie ist diese, daß ihr das Gemeindgut veruntreut, die Gemeindrechnungen verfälscht, und mit Allem, was unter euern Händen war, wie meineidige, untreue Buben gehandelt habt!

Das war jetzt deutlich und mehr und härter, als sie erwartet hatten. Sie sahen einander an, und eine Weile redete Niemand; doch bald darauf sagte der Moosbauer: Ich für mich begehre Recht und Gericht wider diese Klage in aller Form und Ordnung. Die andern Bauern begehrten, zwar betroffen, aber doch aus einem Munde, das Gleiche, und schlugen dem Junker ab, neben dem Hummel ein Wort auf Alles, was dieser anbringen möchte, zu reden. Der Junker warnte sie noch einmal; aber sie blieben standhaft und behaupteten, sie seien unschuldig.

Es ist genug, sagte jetzt der Junker, und von dem Augenblick an seid ihr Gefangene. Ihr werdet nicht anders, als mit einer Wache nach euren Plätzen an die Gemeinde zurückkehren, und es ist euch verboten, daselbst mit irgend Jemand weder über wenig noch über viel euch zu unterreden. Entfernt euch!

Die Wache folgte ihnen auf dem Fuße nach, und die Befehle, sie zu bewachen, waren scharf.

Aber der Renold, der bei ihnen war, stand zu hinterst und außer der Thür. Die Andern drängten sich ihm mit Fleiß vor, damit er dem Junker nicht zu nahe unter

die Augen komme, und da die Stube des Pfarrers klein war, so kamen die Hintersten nicht völlig hinein, und der Renold, dem das Herz so groß war, daß er, wenn er gekonnt hätte, wohl gern hundert Stunden weit von Allem gewesen wäre, stand in einer Ecke in der Laube, weit von der Thür, und wußte noch kein Wort von Allem, was vorgefallen war, als Arner jetzt laut der Wache befahl, sie zu begleiten.

An der Gemeinde ward es plötzlich mäuseſtill, als die Männer mit der Wache zurück kamen. Freunde und Vettern standen jetzt um sie her und fragten: Was ist das? Aber ihre Antwort „wir dürfen nicht reden!“ schlug allen denen, die mit ihnen läugnen wollten, den Muth nieder, und der Hartknopf, der jetzt wider den Hühnerträger, wie das letzte Mal wider den Pfarrer, eine Rede studirt hatte, sagte zu seinem Nachbar: Es ist heute nicht gut predigen.

147. Kapitel.

Der Unverstand der Gewaltigen pflanzet die Lügen des Volks; aber ihre Weisheit macht die Menschen wahrhaft.

Indessen kam Arner und befahl den Gemeindsgenossen, niederzusitzen, und den Beklagten, stehn zu bleiben. Dann erzählte er, daß die siebzehn Männer, denen er wichtige Klagen, die er jetzt wiederholte, aus Freundlichkeit und Schonung im Pfarrhause eröffnet habe, sich mit ihrer Unschuld groß gemacht und ihm sogar abgeschlagen hätten, in Gegenwart des Hummel sich auch nur zu verantworten, und daß er um deßwillen ihnen jetzt vor der ganzen Gemeinde sagen und zeigen wolle, wer und was sie seien. Dann befahl er dem Schreiber, aus dem Verzeichniß der Diebstähle aus dem Schlosse, diejenigen Artikel vorzulesen, welche diese siebzehn Männer beträfen.

Der Schreiber las hierauf wie folgt:

Im Wagenschopf des Richters Kienast stehen zwei Räder, die aus dem Schlosse gestohlen sind.

Des Kalberleders Benne (Karren) ist aus dem Schlosse gestohlen.

Des Kirchmeiers Hoorlacher junge Bäume sind aus den Schloßreben.

Des Moosbauers Güllenfaß ist aus dem Schloß. Es hält fünfzehn Saum und ist Nr. 44 aus dem vordern Keller.

Der Speckmolch hat einen Pflug, an dem alles Eisen noch jetzt das Schloßzeichen hat.

Die große Winde auf dem Rabserhofe ist aus dem Schlosse.

Des Hügi große Kuhschelle ist aus dem Schlosse.

So las der Schreiber fast eine Viertelstunde Sachen vor, die aus dem Schlosse gestohlen worden waren, und sich in den Häusern der Männer, die da standen, befanden. Von allen siebzehn war außer dem Renold kein einziger, den diese Vorlesung nicht traf. Die Andern alle waren darüber sehr erschrocken; denn diese Punkte waren jetzt bestimmt, und sie wußten, daß wenn sie diese läugnen würden, er gerade in ihre Häuser schicken könnte, sie zu überweisen.

Das ist gar nicht die Hauptsache; aber es ist die Frage, ob ihr vorläufig das läugnen wollet? — sagte jetzt der Junker.

Eine Weile antwortete Niemand; dann aber stand Kienholz auf und sagte: Gnädiger Herr, wollten Sie uns eine Viertelstunde Bedenkzeit erlauben?

Man führe den Kienholz ins Gefängniß! war die Antwort des Junkers; und es geschah alsobald.

Die Uebrigen standen jetzt da und wußten weder was sie sagen, noch was sie thun wollten. Aber es ward auf einmal in allen Bänken lautes Gerede. Freunde und Verwandte riefen ihnen zu: Um Gottes willen, ihr seht ja, daß er Alles weiß, warum bekennet ihr doch nicht? — Doch sie standen noch da wie verstummt.

Aber der alte Renold, der wieder einer von den Hintersten war, drängte sich jetzt hervor, warf sich dem

Junker zu Füßen und sagte: Gnädiger Herr! Ich bin ein alter, eisgrauer Mann, und Gott weiß, daß ich keinen Gefallen hatte an dem Uebel und an der Bosheit, die unter uns geherrscht hat; aber was Sie klagen, ist wahr.

Der Junker antwortete ihm: Alter Mann, du dauerst mich mit deinen eisgrauen Haaren. Ich weiß, daß du unter Allen am wenigsten schuldig, und es ist mir leid, daß du mit Leuten verwickelt bist, die so viel gefehlt haben, und die noch nicht einmal, wie du, bekennen wollen.

Renold. Gnädiger Herr, solche Umstände, wie die unsrigen, nehmen einem Herz und Sinnen.

Arner. Was für Umstände?

Renold. Sich schuldig zu wissen, und vor Angst doch nicht bekennen dürfen.

Arner kehrte sich jetzt zürnend gegen die Andern und sagte: Warum widersprecht ihr dem Manne nicht, der wider euch zeuget?

Aber der Muth zu leugnen war ihnen jetzt entsunken. Sie warfen sich ihm zu Füßen und baten um Gnade.

Als Arner sie so zu seinen Füßen sah, entsank ihm eine Thräne. Er trocknete sie vor allem Volke und sagte: Einen traurigern Anblick kann ich mir fast nicht vorstellen! Dann wandte er sich wieder zu dem Renold und sagte zu ihm: Alter Mann, stehe auf! Ich habe gegen dich keine Klage, als daß du zu diesen Sachen allen geschwiegen hast. Aber warum hast du das gethan, und deiner Obrigkeit solche Verbrechen, die dir seit zwanzig und mehr Jahren bekannt sein müssen, so lange verhehlt?

Der Renold wollte zuerst mit der Sprache nicht heraus und antwortete: Gnädiger Herr, Sie möchten es übel nehmen, wenn ich es sagte, oder meinen, ich suche jetzt, da ich zum Bekennen genöthigt worden bin, noch Ausflüchte und Entschuldigungen.

Der Junker befahl ihm zu reden; aber der Renold bat den Junker, ein Paar Schritte beiseits zu kommen, und sagte dann zu ihm: Unter Ihrem Großvater ist es unmöglich gewesen, über alle diese Unordnungen zu klagen, wenn man nicht muthwillig in sein eigenes Unglück hat rennen wollen.

Kannst du mir Leute nennen, fragte ihn der Junker, die unter ihm unglücklich geworden, weil sie das versucht? Der Renold nannte ihm den Bamberger und mehrere Andere.

Indessen kamen die, welche das Vieh zählen und das Heu messen mußten, wieder zurück.

Der Junker sah sie und sagte zum Renold: Ich will heute noch mehr mit dir reden. Hierauf nahm er das Verzeichniß, das diese eben aufgenommen hatten, und verglich es langsam und genau mit der alten Aussage. Dann sagte er: Es sind ihrer zweiundzwanzig, die da ihr Vieh und ihr Heu falsch angegeben haben, und von euch, ihr sechszehn, die ihr wegen noch wichtigerer Verbrechen da knieet, mangelt auch hier kein Einziger. Da er dieses sagte, seufzte er.

Die Zweiundzwanzig sind folgende: Der Geschworne Kalberleder; Christoph Kalberleder, sein Bruder; Jakob Kalberleder, der Dicke; der Geschworne Kienast; Joggel Kienast, der Metzger; der Geschworne Kienholz; Christoph Moosbauer; Hans Moorlauer; der Rabserbauer; der Rabser Kuri, sein Bruder; der Geschworene Speckmolch; der Sennbauer, sein Schwager; der Geschworne Meier; Meier, der Freßmolch genannt; der Geschworne Hügi; der Sigrist; der Schulmeister; der Rütibauer; der Lindenberger; der Kuhhändler Stoffel; der Stierenbauer Heirech; des Roßrütschers Röppi.

148. Kapitel.

Ein Sigrist und ein Schulmeister, zwei Brüder dem Leibe nach und auch der Seele.

Der Sigrist und der Schulmeister waren keine Bauern, sondern der eine ein Schneider und der andere ein Schuhmacher; aber sie machten den Betrug aus lauter Hochmuth mit ihrem wenigen Vieh und Heu den andern Bauern auch nach. Es ist ihnen aber gar übel bekommen. Zum

Spaß oder zum Unglück waren sie beide, als der Vogt und die Männer ins Dorf kamen, zu Hause; der eine wegen der Schule, und der andere wegen des Läutens. Sie wohnten unter einem Dache und waren Brüder.

Der Sigrist hatte noch alles Heu von dem Kirchhof, und weil er kein Vieh hatte, verkaufte er alle Jahr das Heu um baares Geld. Aber er erschrak gar gewaltig, als die Männer ins Dorf kamen, denn er hatte angegeben, er habe nur ein Klafter Futter, und es waren mehr als zwei. Geschwind deckte er jetzt eine Ecke vom Heu mit so viel Strohwellen zu, als er nur hatte, und als die Männer in sein Tenn kamen, sagte er, die Kappe unter dem Arme haltend, und die Hände reibend: Ihr wisset wohl, ihr Herren, ich mache keinen Halm Futter, als ab dem Kirchhöfli, und das macht etwa ein Klafter, wie ich es angegeben habe.

Hühnerträger. Du verkaufst doch sonst alle Jahre zwei Klafter.

Sigrist. Es sind einmal jetzt gewiß nicht zwei.

Weibel. Wir müssen es messen.

Sigrist. Ihr könnt doch von Auge sehn, daß das nicht zwei Klafter sind.

Michel. Ist hinter diesen Wellen Stroh kein Heu mehr?

Sigrist. Kein Halm; ich versichere, kein Halm. Es ist Stroh, das ich schon zwei Jahre habe.

Ich kann's doch fast nicht glauben, sagte der Michel, und indem er es sagte, legte er etliche Strohwellen beiseits, und hinter den Wellen war Heu.

Das schmeckt nicht nach dem Kirchendienst, sagte der Michel, und der Weibel maß jetzt das Heu und sagte dann: Es ist viel über zwei Klafter.

Der Sigrist erschrak darüber und antwortete ihnen in einem giftigen Tone: Wenn ihr Jedermann so alle Winkel ausgesucht habt, so wird sich Mancher um ein Klafter geirrt haben.

Vogt. Wenn du nur zwanzig Klafter hättest, so würde es dann gar nichts machen, wenn du schon um eins verirrt wärest.

Sigrist. Thut mir doch den Gefallen und schweigt von diesem Klafter.

Michel. Das kann nicht sein, man muß einen halten, wie den andern.

Sigrist. Du machst dich groß, Michel! Aber du bist gar ein ehrlicher Mann.

Michel. Und du bist Sigrist.

Vogt. Es ist nicht möglich, wir müssen es anzeigen.

Jetzt gingen sie zum Schulmeister. Dieser hatte anstatt einer Kuh zwei angegeben. Er wollte deßwegen den Vogt und seine Leute auch gar nicht in den Stall lassen. Als er aber zuletzt mußte, sagte er: Jä, ich habe jetzt einmal nur noch eine Kuh, die andere ist gestern fortgekommen.

Hühnerträger. Aber ich habe sie doch schon vor acht Tagen fortführen sehen.

Schulmeister. Du hast gewiß eine andere für die meinige angesehn. Es sind noch nicht vier Tage, seit die meinige fort ist, und dann wußte ich's nicht einmal; denn meine Frau hat den Stall unter den Händen.

Vogt. Das ist jetzt gleichviel. Wir können dir jetzt nur eine aufschreiben, weil nur eine da ist.

Schulmeister. Wenn sie doch auch nur ein Paar Tage fort ist?

Michel und Vogt. Wir können da nicht eintreten.

Schulmeister. Ihr wißt auch wenig, was es heißt, Barmherzigkeit erweisen.

Michel. Die Barmherzigkeit ist in diesem Falle des Junkers Sache und nicht die unsrige.

Und damit gingen sie von ihm weg in einen andern Stall. Da aber die Schule aus war, ging der Schulmeister eilend zum Sigrist und beide klagten einander ihre Noth. Nach einer Weile aber sagten sie, sie wollten jetzt noch an die Gemeinde gehen, damit der Junker nicht meine, sie seien um ihres Heues und ihrer Kuh willen zu Hause geblieben. Und sie gingen wirklich mit dem Vogt und den Männern, die jetzt mit ihrem Geschäft fertig waren, dahin. Aber ziemlich von fern, schon oben an der Kirchgasse, sah der Sigrist die siebzehn auf den Knieen.

Sie schlichen jetzt so langsam hinten nach, als wenn ihnen die Füße lahm geworden wären, und plötzlich wollten sie sogar wieder zurückkehren. Aber der Hühnerträger, der es merkte, räusperte der Wache, und diese ließ sie nicht mehr zurück. Sie machten jetzt aus der Noth eine Tugend und gingen, wohin sie mußten; aber sie setzten sich doch auf die hintersten Bänke und hielten sich gar stille.

149. Kapitel.

Er versteht das Fragen besser, als sie das Lügen.

Nachdem der Junker das alte und neue Verzeichniß mit einander verglichen, und die zweiundzwanzig Männer, welche Heu und Vieh falsch angegeben, mit Namen genannt, befahl er dem Weibel, die sechs, welche neben den sechszehn da standen, die schon bekannt hatten, hervorzurufen.

Der Weibel that's, und ihrer vier kamen sogleich; aber der Sigrist und der Schulmeister zauderten.

Sind diese nicht hier? sagte der Junker.

Ja wohl sind sie hier, sagte leise der Meyer.

Und „wohl freilich sind sie hier!" riefen jetzt laut Etliche aus den hintersten Bänken.

Wer sagte nein? antwortete der Sigrist, und trat nun mit dem Schulmeister auch hervor, stellte sich dann ehrerbietig vor den Junker hin, machte in aller Ordnung eine Reverenz und sagte dann, die Hände zusammenhaltend und die Augen verkehrend: Ach, mein gnädiger Junker! ich mache doch auch keine Hand voll Futter, als ab dem armen Kirchhöfli, und hatte jetzt das Unglück, ob dem elenden Bischen Heu zu verirren, und es für weniger anzusehn, als es ist.

Der Junker sah ihn an, wie wenn er ihm sagen wollte: Du möchtest lügen und kannst es nicht. Er ließ

ihn einige Augenblicke so stehn und schwitzen; endlich sagte er: Du bist also verirrt, Sigrist?

Sigrist. Ja, gewiß, Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer.*)

Junker. Um wie viel?

Sigrist. Um ein Klafter.

Junker. Wie viel hast du Futter ab deinem Kirchhöfli?

Sigrist. Sie sagen jetzt, es seien zwei Klafter, und ich muß es wohl gelten lassen.

Junker. So. Aber es wird doch wahr sein, was sie sagen?

Sigrist. Ae, ja.

Junker. Und wie viel hast du angegeben?

Sigrist. Eine Klafter.

Junker. Also eins weniger, als du hattest?

Sigrist. Ich bin in Gottes Namen verirrt.

Junker. Unter allen Schelmen, die da sind, ist doch keiner um das Halbe verirrt, wie du.

Sigrist. Es ist mir leid.

Junker. Halt dein Maul!

Da er jetzt schwieg, fing der Schulmeister an und sagte: Ihr seid erzürnt, gnädiger Herr! aber ich bitte unterthänigst um ein Wort.

Junker. Zwei, wenn du willst, und auch vier; aber die Wahrheit, wenn es dir lieb ist!

O gewiß die Wahrheit, gewiß alle Wahrheit, sagte der Schulmeister, und erzählte dann, wie vor ein Paar Tagen ohne sein Wissen seine eine Kuh aus dem Stall gekommen.

Junker. So, du bist also bei der Kuh verirrt, und dein Bruder beim Heu; ihr seid beide schöne Herren.

Schulmeister. Es ist mir leid; aber ich habe einmal vergessen, daß der Metzger von Rebstal sie schon abgeholt hat.

---

*) Es ist ein erschreckener Sigrist, dem der Leser verzeihen muß, daß er in diesem Zustande zu dem Junker „Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer sagt."

Junker. Du mußt sehr am Gedächtnisse leiden!

Schulmeister. Die Zeit her gar sehr.

Junker. Ich hörte sonst immer, du habest ein gar gutes Gedächtniß, aber wenig Verstand.

Schulmeister. Es ist nicht mehr wie vor Zeiten. Ueberhaupt aber nimmt sich meine Frau fast allein des Stalles an. Ich habe in der Schule zu thun.

Junker. Du hättest also deine Frau sollen angeben lassen, wie viel Vieh du habest.

Schulmeister. Es ist wahr; aber ....

Junker. Ich brauche keine Aber. Du bist Schulmeister, und die Jugend des Dorfes ist in deinen Händen, und du hast mit kaltem Blute eine Meineid-Aussage zweimal bestätigt.

Schulmeister. Aber in Gottes Namen, man kann doch auch etwas vergessen.

Junker. Schweige mit deinem „in Gottes Namen!" Kerl, wenn du nicht hättest betrügen wollen, du hättest in den Stall gehen können, zu sehen, ob du eine oder zwei Kühe habest, und ich meine, du solltest wissen, daß man schuldig ist, seine Augen zu brauchen, wenn man beim Eide etwas aussagen will.

Man hätte glauben sollen, das wäre jetzt für Alle genug gewesen. Aber der Kuhhändler Stoffel meinte es nicht. Er trat auf und sagte: Aber ich, Junker, ich bin völlig unschuldig. Ich erwarte das Vieh, das ich angegeben habe, alle Tage.

Junker. Aber man hat dich doch nicht angefragt, wie viel Vieh du erwartest, sondern wie viel du jetzt habest.

Stoffel. Das ist wohl wahr; aber da ich das Vieh alle Stunden erwartete, mußte ich wegen der Weide darauf zählen.

Junker. Nicht wahr, du hast acht Stücke mehr angegeben, als du hast?

Stoffel. Zu dienen, Ihr Gnaden.

Junker. Hast du diese acht Stücke schon wirklich alle gekauft?

Stoffel. Ganz sicher, Ihr Gnaden.

Junker. Von wem hast du sie gekauft?

Stoffel. Sie kommen mir von ungleichen Orten.

Junker. Auf wann erwartest du sie?

Stoffel. Spätestens in drei Tagen.

Junker. Alle acht Stück?

Stoffel. Ganz sicher.

Junker. Ich hoffe, das sei wahr, was du mir da sagst.

Stoffel. Wenn die acht Stück innerhalb drei Tagen nicht kommen, so will ich nicht entgelten, wie recht ist.

Junker. Dein Anbringen ist in seiner Ordnung, wenn es wahr ist.

In diesem Augenblick standen jetzt noch ihrer vier auf und sagten, sie haben auch Vieh gekauft und erwarteten dasselbe. Aber die Mehreren trauten nicht, schwiegen, und wollten mit dem Vieh auf dem Wege nichts zu thun haben. Hingegen der Schulmeister, der sich zuerst erklären ließ, was die Fünf aussagten, guckte jetzt auch noch auf und sagte, er erwarte auch wieder ein Stück Vieh und er habe das seinige nur vertauscht.

Junker. Du sagtest eben, du habest es an den Metzger verkauft.

Schulmeister. Das macht nichts; er hat mir ein anderes versprochen.

So? sagte der Junker, und sah ihn spöttisch an, und fast in allen Bänken lachten die Bauern ob der Kuh, die der Schulmeister an den Metzger vertauscht hatte.

Den Andern aber, die vor ihm gesagt hatten, daß sie Vieh erwarteten, war angst ob seiner Dummheit, die, wie sie meinten, ihnen das Spiel verderbe.

Der Junker aber nahm jetzt wieder das Wort und sagte: Ich halte eure Entschuldigungen für ganz gut, wenn sie wahr sind; aber nehmt euch in Acht, daß ihr nicht lüget.

Sie bestätigten wieder, daß es gewiß wahr sei.

Junker. Ihr saget es freilich, aber mir kann das nicht genug sein. Ich behalte euch alle im Schlosse, bis es am Tage ist, ob ihr die Wahrheit oder die Unwahrheit geredet habt.

Das hatten sie jetzt nicht erwartet, und sie sahen einander an, wie wenn sie einander noch nie gesehen hätten.

Aber warum wollt Ihr uns nicht heim lassen? sagte Stoffel, der Kuhhändler.

Junker. Um des einzigen Grundes willen, weil ihr, wenn ich euch heim lasse, innerhalb vierundzwanzig Stunden eine ganze Heerde Vieh zutreiben könnt, ohne daß ihr jetzt ein einziges Stück davon gekauft habt.

Es entstand hierauf eine große Stille.

Junker. Was bedeutet diese Stille?

Es antwortete zuerst Niemand; nach einer Weile aber sagte der Stoffel: Ja, meine Käufe sind noch nicht alle vollkommen richtig.

Junker. Du sagtest doch eben, daß dir das Vieh, nicht wahr, acht Haupt? bis übermorgen sicher kommen werde?

Stoffel. Ja, wenn ich heimgehen kann, so bin ich sicher, daß mir dann alle kommen.

Junker. Aber da ich dich jetzt nicht heimlasse, so kommen dir jetzt nicht alle acht?

Stoffel. Nein, so bin ich nicht sicher, daß mir alle acht kommen.

Junker. Aber es kommen dir doch auch sicher sieben, wenn du da bleibst?

Der Stoffel antwortete kein Wort.

Junker. Siehe, wenn dir nur sechs kommen, so will ich zufrieden sein.

Aber es erfolgte wieder keine Antwort.

Junker. Es werden dir doch sicher fünf kommen? Aber du antwortest nicht? Du wirst doch wohl vier, oder wenigstens drei erhalten?

Stoffel. Alle acht, wenn ich Bericht schicken kann.

Junker. Was für Bericht?

Stoffel. Nur, daß man sie mir schicken soll.

Junker. Aber gelt, ohne diesen Bericht kommt dir kein einziges Stück?

Stoffel. Nein, ich glaube es nicht.

Junker. Ich glaube es auch nicht und habe es nie geglaubt, so wenig als ich glaube, daß der Schulmeister

dem Metzger seine Kuh vertauscht hat. Oder wie ist es, Schulmeister, wenn du im Schloß bleibst, kommt dir denn die Kuh, die der Metzger dir an die deinige vertauscht hat?

Der Schulmeister antwortete kein Wort, und der Junker fuhr fort: Und ihr Andern, damit ich es kurz mache, nicht wahr, die ganze Heerde Vieh, die ihr erwartet und gekauft habt, ist erlogen, und ihr habt geschwind heim gehen wollen, um euch durch den ersten besten Juden oder Christen, der zu euch gelaufen kommt, das Vieh, das euch mangelt, zutreiben zu lassen? Aber es ist traurig, daß ihr meint, es sei dann Alles gut, wenn ihr eure Obrigkeit nur mit einem Lug hintergehen könnt. Schämt euch! Ich weiß, daß in allen diesen Bänken kein Mann sitzt, der nicht in seiner Seele überzeugt war, daß von Allem, was ihr mir habt angeben wollen, kein einziges Wort wahr ist, und doch habt ihr eine halbe Stunde lang mir Alles, wie wenn es pure, reine Wahrheit wäre, vor der ganzen Gemeinde ins Angesicht behaupten dürfen; und wenn ich euch heimgelassen hätte, das Spiel auszumachen, so wäre es euch noch eine Freude gewesen, euer Gespött über mich zu treiben. Aber glaubt nur nicht, daß es Glück und Segen in euer Dorf und in eure Haushaltungen bringen werde, wenn ihr also mit eurer Obrigkeit umgehet.

In allen Bänken fing jetzt das Volk an, unwillig zu werden und zu sagen, sie hätten das nicht thun sollen. Selbst der Hartknopf gab ihnen jetzt Unrecht und behauptete, wenn er hundert Klafter Heu gehabt hätte, so hätte er es angegeben; aber er hatte keinen Schuh breit Land und war ein Strumpfweber. Doch seine Nachbarn antworteten ihm auf diese Rede, er drehe den Mantel nach dem Winde, und habe erst diesen Morgen noch gesagt, wenn es doch nur Gottes Wille wäre, daß die Vorgesetzten glücklich seien und ihnen nichts Unrechtes auskomme.

150. Kapitel.

Jakob Christoph Friedrich Hartknopf, der Ehegaumer und Stillständer von Bonnal, wird fuchswild gemacht.

Das Geschwätz in den Bänken war so laut, daß der Junker es sah und merkte, daß das Volk seinen Unwillen über die armen Sünder, die vor ihm knieten, zu äußern anfing.

Junker. Ich wollte gern, ich könnte denken, daß die übrigen in den Bänken viel besser seien, als diejenigen, die vor mir stehen; aber es ist mir leid, daß ich sagen muß, daß es oben und unten im Dorf und in allen Ecken gleich steht, und daß fast kein Haus im Dorf ist, in dem nicht Karsten, Seile, Säcke und dergleichen Sachen, die ins Schloß gehören, versteckt sind. Und ich weiß, daß sogar der eine und andere von euch da vor meinen Augen in einem Rocke steckt, der mit Kornsäcken ab meiner Schütte gefüttert ist.

Diese Worte waren ihm kaum aus dem Munde, so legte der Hartknopf seinen Rock über die Hosen zusammen, daß man das Futter davon nicht mehr sehen konnte, und ward feuerroth. Es war aber so auffallend, daß es seine Nachbarn links und rechts merkten, und ihm vorn und hinten die Zipfel umkehrten, das Futter zu sehen. Er ward wie rasend, und er wußte auch warum; denn sie fanden ihm bald wirklich in einem Zipfel das Schloßzeichen am Futter. Darüber entstand ein so lautes Gelächter um ihn her, daß Arner fragen mußte, was das sei?

Der Hartknopf hat das Schloßzeichen im Rockfutter! rief einer überlaut.

Hartknopf. Ich habe das Futter schon vor zehn Jahren gekauft.

Aber das Schloßzeichen ist von den neuen Säcken, die keine fünf Jahr alt sind. Die alten Säcke hatten nur Striche! — rief wieder einer aus den Bänken.

Junker. Wenn ich du wäre, so würde ich den Rock jetzt heim tragen, damit es still würde.

Hartknopf. Gar gern; aber ich habe ihn einmal nicht gestohlen.

Junker. Es kann nicht fehlen, daß das Tuch rechtmäßig in deinen Händen ist; denn du kennst das Schloßzeichen nicht.

Hartknopf. Ich weiß nicht, was der Schneider mir für Zeug zum Futter genommen hat.

Junker. So, — der Schneider hat dir also das Futter dazu gegeben?

Hartknopf. Ja, wahrlich, gnädiger Herr!

Junker. Was für ein Schneider?

Der Hartknopf besinnt sich. Ich weiß nicht, — ich kann es nicht mehr sagen. — Doch wohl, der von Wylau hat mir den Rock gemacht.

Junker. Ist's wahr? Muß ich ihn kommen lassen?

Hartknopf. Ja, er ist todt.

Junker. So? Aber ist der Schneider von Bonnal, der hier ist, nicht dein Gevattermeister?

Hartknopf. Das wohl; aber er hat darum den Rock nicht gemacht.

Junker. Er ist also vergebens so roth geworden, seitdem von deinem Rock die Rede ist? Aber ich mag weder seine, noch deine Verantwortung anhören, und was ich jetzt am liebsten sähe, ist, daß du mit deinem Rocke abziehen möchtest, damit es still würde.

Der Hartknopf ging jetzt. Aber an der Kirchgasse wollte ihn der Wächter nicht weiter lassen, und da er nicht mit dem Wächter zurück gehen wollte, den Junker zu fragen, ob er ihn heimlassen dürfe, so mußte er beim Wächter warten, bis die Gemeinde zu Ende war.

Er setzte sich unter des Kienholzen großen Kirschbaum, erzählte dem Wächter sein Unglück und bat ihn um eine Pfeife Tabak, weil er die seinige im Verdruß auf der Bank habe liegen lassen.

151. Kapitel.

Arners Urtheil über die armen Sünder.

Nach einer Weile, da es wieder still geworden war, verurtheilte Arner die sechszehn Männer, die er ins Pfarrhaus hatte kommen lassen, dahin, unter sich das Loos zu werfen, welche zwei von ihnen am nächsten Sonntag in der Kirche neben dem Vogt der Gemeinde vorgestellt werden sollten, als Männer, die an allen Verbrechen des Vogts Antheil genommen hätten. Den Renold, der der siebenzehnte war, entschuldigte er selber noch einmal vor den Andern und ließ ihn von aller Ahndung frei. Aber der Renold sagte, er wolle nicht, daß man hierin eine Ausnahme mit ihm mache, er wolle das Loos mit den Andern ziehen, und treffe es ihn dann, so wolle er sich in Gottes Namen mit Geduld darin finden. Das rührte Arner so sehr, daß er sich sogleich vornahm, eher den andern Allen diese Strafe zu schenken. Aber er schwieg jetzt darüber und sagte nur noch über den letzten Betrug der zweiundzwanzig Männer mit ihrem Vieh und Heu, er sehe ihn nicht so sehr aus dem Gesichtspunkte an, als ob er gegen ihn geschehen sei, sondern vielmehr, weil die Armen bei dem Endzweck, den man dabei gehabt, hätten leiden müssen, und aus diesem Gesichtspunkte wolle er sie auch bestrafen. Er befahl hierauf dem Weibel, er solle von den ärmsten Männern aus der Gemeinde zwölf alte an die Plätze der Vorgesetzten setzen, und die zweiundzwanzig Männer sollten wegen ihres Vergehens gegen die Gemeinde hier öffentlich auf den Knieen vor ihnen um Verzeihung bitten.

Das geschah sogleich. Der Weibel ging zu den Bänken und sagte es einigen alten Männern. Einige kamen gern; Andere baten, daß er doch Andere suche, und sie sitzen lasse, wo sie seien. Der Kriecher drängte sich, ehe er ihn noch rief, hervor, wie wenn man ihm ein Stück Brot darstreckte.

Weibel. Willst du auch hervor?

Kriecher. Wie ihr meint.

Weibel. Komm nur, wenn es dich ſo gelüſtet!

Er hat doch auch gar keine Scham im Leibe, ſagten ſeine Nachbarn.

Als die zwölf Männer bei einander waren, befahl der Junker der ganzen Gemeinde, das Haupt zu entblößen, und den zwölf Männern, ſich zu ſetzen und die Hüte aufzuſetzen. Da aber die meiſten keine hatten, ließ er ihnen diejenigen der Vorgeſetzten geben, die, wie er ſagte, jetzt keine brauchten. Und der Weibel nahm zwölf Vorgeſetzten die Hüte aus den Händen und gab ſie den Armen, die ſie dann aufſetzten.

Nun mußten die zweiundzwanzig Männer, gegen die neuen Vorgeſetzten gekehrt, niederknieen, und der Junker befahl, einem Jeden zuerſt vorzuleſen, was er bei ſeinem Eide dem Untervogt Meyer an Vieh und Heu angegeben, und dann, was er wirklich beſeſſen habe; und ein Jeder mußte in Anſehung beider Stücke laut und deutlich vor der ganzen Gemeinde bekennen, daß es ſo ſei, wie es ihm vorgeleſen worden.

Der Schreiber las jetzt: Der Geſchworne Kalberleder hat zuerſt zehn Klafter Heu angegeben, und jetzt ſind es achtzehn. Iſt es nicht ſo?

Kalberleder. Es iſt ſo.

Schreiber. Weiter. Zuerſt ſiebenzehn Stück Vieh, und jetzt zehn. Iſt es nicht ſo?

Kalberleder. Es iſt ſo.

Schreiber. Weiter. Chriſtoph Kalberleder, ſein Bruder, hat zuerſt zwölf Klafter Heu angegeben, und jetzt neunzehn. Iſt es nicht ſo?

Chriſtoph. Es iſt ſo.

Schreiber. Weiter. Zuerſt vierzehn Stück Vieh, und jetzt neun. Iſt es nicht ſo?

Chriſtoph. Es iſt ſo.

So fuhr er dann fort vorzuleſen, und nachdem er mit ſeiner Frage, und die zweiundzwanzig Männer mit ihrer Antwort fertig waren, mußten ſie noch, wie oben geſagt, bei einem jeden der zwölf Armen Abbitte thun. Dann entließ Arner die Gemeinde; denn es war ſchon

halb zwei Uhr. Auf den Schlag drei Uhr befahl er, daß die Gemeinde sich wieder versammeln solle.

152. Kapitel.

Es war seine Speise, daß er höre und thue den Willen seines Vaters im Himmel.

Beim Mittagessen ließ Arner den Renold zu sich ins Pfarrhaus kommen und bat ihn, die Geschichte des Bambergers weitläuftig zu erzählen.

Es entfiel dem Renold eine Thräne, da der Junker dies forderte. Denn der Bamberger war ihm von Jugend auf lieb gewesen, und er konnte ihm dies Opfer der Wehmuth nicht vorenthalten. Dann erzählte er, wie der Bamberger von Kindesbeinen auf so gerad und treu gewesen sei, daß er deßwegen hundertmal für einen Narren gehalten worden sei; daß er aber doch bis in sein fünfunddreißigstes Jahr still, ruhig und ungekränkt gelebt habe, in welchem Jahre er von dem alten Junker sel. zum Vorgesetzten gemacht worden sei. Von dieser Zeit an habe er keinen Augenblick mehr in Friede und Ruhe leben können, und sei immer mit allen Vorgesetzten im Streit gewesen, weil er nie zu etwas, das nicht den geraden Weg ging, Hand bieten und ja sagen wollte. Besonders sei der Hummel wie wüthend hinter ihm gewesen, habe ihm von allen Seiten her alles nur erdenkliche Herzeleid angethan, und es so weit getrieben, daß sogar die Schloßdiener auf desselben Anstiften ihrem alten Hunde den Namen Bamberger gegeben hätten, um ihn in allen Ecken zum Gespött zu machen. Er erzählte weitläuftig, wie das Alles ihn zuletzt so weit heruntergebracht habe, daß er Haus und Hof verlassen und ins Kaiserliche habe ziehen müssen, wo er erst vor ein Paar Jahren in Armuth gestorben sei; wie er aber ein Paar Wochen vor seinem Tode durch einen Landsmann noch habe heim sagen lassen, er wolle

lieber unter den Türken sterben, als zurück kommen, so lange es keine bessere Ordnung gebe.

Der Junker redete hernach auch wegen des Hummels mit dem Renold. Dieser sagte unverholen, das Uebel sei vor dem Vogt schon eingewurzelt gewesen; und wenn im Schlosse Ordnung gewesen wäre, so wäre es mit ihm gekommen, wie mit hundert andern Müssiggängern; er hätte entweder aus dem Lande gehen müssen, oder die Noth hätte ihn beten und arbeiten gelehrt. Er sagte noch mehr, und der Junker, obgleich es ihm fast das Herz zerschnitt, ließ ihn reden; denn er sah, daß er die Wahrheit sagte.

Der Junker ließ sogar auch den Vogt eine Weile vor sich kommen, und der Renold drückte ihm freundlich die Hand, tröstete und ermunterte ihn. Das Gleiche thaten auch der Junker und der Pfarrer.

Da es nun bald drei Uhr war, bat der Renold den Junker, er möchte den sechszehn Männern das Looswerfen schenken, oder eher ihn auch unter sie stellen, damit sie keinen Groll gegen ihn faßten. Auch der Vogt bat für sie und sagte die wahren Worte: Sie sind jetzt auf ihre Strafe nicht vorbereitet wie ich, und werden darüber nur wüthend werden. Der Junker dachte einen Augenblick nach, was er thun wollte; dann sagte er: Ich will es allen auf euer Fürwort schenken. Und der Renold und der Vogt dankten ihm herzlich.

Ueber diesen Gesprächen hatte Arner sein Essen beinahe ganz vergessen. Er war überwältigt vom Gefühl des Guten, das im Innern der Menschen, die so tief gefallen waren, noch wallte, nahm den Pfarrer bei der Hand und ging noch einen Augenblick mit ihm in den Garten. Sie redeten noch mit einander darüber, wie gleich die Menschen einander seien, und leicht der Beste werden könne, was der Schlimmste ist, und der Schlimmste, was der Beste ist. Und der Pfarrer sagte zum Junker: Ich will es ewig nicht vergessen, daß ich selber auf Wegen gewandelt bin, auf denen ich hätte werden können, was der Vogt geworden ist. Ja, lieber Junker, damals, da ich vier Jahre ohne Brot, ohne Verdienst und ohne Hülfe

herumirrte, und wie ein Bettler vor das Schloß Ihres Großvaters kam, lernte ich, was der Mensch ist und was er werden kann.

Der Junker umarmte jetzt den Pfarrer. Dieser aber sagte nach einer Weile: Wir alle trinken an der Quelle des Elends, die diesen Mann verheeret hat, und Gott ist's, der den einen früher, den andern später von dem Gifte dieser Quelle heilt. Ihr Gift selbst wird dem Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, dem Andern aber ein Geruch des Todes zum Tode; und wenn wir nicht auf jenes Leben hofften, so wäre der Zustand von Millionen Menschen, welche unter Umständen leben, die sie fast unwiderstehlich und unwiederbringlich ins Verderben stürzen, mit der Gerechtigkeit Gottes nicht zu vereinbaren, ja, der Mensch wäre die elendeste unter allen Kreaturen.

Ja, lieber Pfarrer, sagte der Junker, wir wollen immer auf jenes Leben hoffen. Aber wenn wir Menschen sind und Menschen bleiben wollen, so müssen wir es mit dem armen Volke der Erde, das wir Verbrecher heißen, anders anfangen, und ihre Besserung und Rettung als die erste Angelegenheit der Menschheit betrachten.

Das war das letzte Wort Arners, das er zum Pfarrer sagte, ehe er wieder an die Gemeinde ging.

153. Kapitel.

Wohin bringt den Menschen sein armes Herz, wenn er für dasselbe keinen Zaum hat?

Ehe ich erzähle, was er da gethan hat, muß ich vorher noch ein Wort sagen, wie dieser Mittag auch den Bauern von Bonnal vorüber gegangen ist.

Ihre Weiber und besonders die Weiber der Vorgesetzten, konnten fast nicht erwarten, wie die Gemeinde abgelaufen sei und sprangen ihren Männern aus Stall und Küche eilends entgegen, als sie heim kamen. Aber die Vorgesetzten und überhaupt die zweiundzwanzig Männer,

und was ihren Anhang ausmachte, waren nicht in der Laune, gute Antwort zu geben.

Er ist mit uns umgegangen, wie wenn wir Hunde wären, sagte der Kalberleder.

Du Narr, wärst du mit uns gekommen, so hättest du es gesehen! sagte der Moorlauer.

Es ist mir, ich sei aus dem Fegfeuer entronnen, sagte der alte Meier.

Speckmolch. Laß mich doch auch zuerst verschnaufen, ehe ich mit dir plaudern muß! —

Kienast. Ich will jetzt lieber ins Bett gehen, als essen. —

Und gar alle gaben ihren Weibern zuerst ungefähr solche Antworten. Doch es half nichts; ob sie verschnaufen oder ins Bett wollten, sie mußten doch erzählen, und es ging keine halbe Stunde vorbei, so wußten die Weiber Alles haarklein, was begegnet war. Aber es erbaute sie gar nicht, und die meisten wurden wie wild.

Die Rabserbäuerin, die jede faule Birne unter den Bäumen auflieſt, sagte selbst: Hundert Gulden Buße thäten mir nicht so weh, wie dieses!

Die Kienholzin verschwor sich, Jahr und Tag nicht mehr in die Kirche zu gehn, und sich vor Niemand mehr zu zeigen.

Die Speckmolchin heulte, daß sie jetzt just auf den Sonntag Gevatter stehen sollte, wo ihr Mann vielleicht unter die Kanzel müsse.

Die Kalberlederin brachte just ihren Schweinen das Mittagessen. Die guten Thiere streckten wie gewöhnlich als sie kam, ihr und dem Fressen die Köpfe so weit aus dem Troge entgegen, als sie nur konnten; aber die Frau schlug ihnen mit der Kelle auf die Schnorren, daß sie bluteten.

Die Moorlauerin warf den Hut ihres Mannes, den der Bettelmann Niggeli heute aufgesetzt hatte, den geraden Weg ins Feuer. Sie wollte zwar nicht, daß es Jemand wissen solle; aber der Hut stank so sehr, daß, wer immer nahe beim Haus war, hinzu kam und fragte, was so rie[illegible]. Hinter dem Haus sagte das Elseli dem Hans Löli

geradezu die Wahrheit. Vor dem Haus fragten ihrer drei oder vier, was das sei. Ihr Narren, ein Bein, das man ins Feuer geworfen hat, antworteten der Mann und die Frau. Aber der Löli kam eben dazu und sagte: Ja, ich weiß es besser, dein Hut riecht so, deine Frau hat ihn dir verbrannt. Wer sagt das? schrie die Moorlauerin. Euer Elseli, antwortete Löli. Jetzt warf die Frau das Fenster vor Zorn zu, und schlug dem Elseli die Hand auf das Maul, daß es noch stärker blutete, als der Kalberlederin ihre Sau. Eine Weile darauf aber besann sie sich, der Mann brauche um drei Uhr wieder einen Hut; und das Elseli, das kaum verschnauft hatte, mußte jetzt eilends zum Hutmacher, einen zu holen. Aber der war noch nicht vom Markte heim gekommen, und die Frau wußte vor Angst nicht, was sie machen solle. Sie schickte das Kind jetzt noch zum Dreher, der ihnen schuldig war, und ließ ihn bitten, er solle doch dem Vater den Gefallen thun und ihm den seinigen leihen; aber dieser war schon an der Gemeinde, und der Moorlauer mußte also in der Kappe an die Gemeinde gehen, und sich da wegen des verbrannten Hutes auslachen lassen.

154. Kapitel.

Jetzt gar eine Ohnmacht um des armen, zaumlosen Herzens willen.

So sehr hatten diese Neuigkeiten die Weiber der Dorfmeister in Bonnal verwirrt. Eine Weile konnten sie vor Verdruß nicht erzählen, wie es auch ihnen während der Zeit ergangen sei; dann aber fingen sie doch an, daß sie den verdammten Hexenmeister für des Teufels Gewalt hätten in ihre Häuser hinein lassen müssen.

Besonders klagte über dieses Unglück die junge Kalberlederin. Sie hatte bei Jahr und Tag einen gar großen Glauben an den Johann Jakob Christoph Friedrich Hartknopf, den Chorrichter und Ehegaumer in Bonnal, den

sie bei Tag und Nacht bei sich im Hause stecken ließ. Diese sagte dann ihrem Manne, sie habe sich doch auch dawider verflucht und verschworen, und es jetzt doch thun müssen, und ob ihr das nicht an ihrer Seligkeit schaden könne. Du mußt den Hartknopf darüber fragen, antwortete der Mann. Das will ich auch, sagte die Frau. Ich glaub dir's, erwiederte der Mann, und erzählte ihr dann, daß der Prophet, wie er ihn nannte, an der Gemeinde wegen des gestohlenen Rockfutters erbärmlich zu Schanden gemacht worden sei, und setzte hinzu, er wolle ihn mit dem Hunde vom Hause wegjagen, wenn er wieder kommen würde. Aber die Frau fiel ob dieser Erzählung beinahe in Ohnmacht, und ob der Drohung, daß ihr Prophet nicht mehr zum Hause kommen dürfe, vergaß sie vollends, weiter daran zu denken, ob es ihr nicht etwa an der Seligkeit schaden könne, daß sie den Schwur in Hinsicht des Hühnerträgers nicht habe halten können.

Viele andere Weiber fragten auch, — und einige gar ängstlich, — ob denn mit dem Sonntage gar Alles aus sei, und ob der Junker dann weiter nichts nachforsche? Einige von den Hochmüthigsten erkundigten sich auch, ob sie jetzt den Hühnerträger für einen ehrlichen Mann halten, und Alles mit der Weide und der letzten Gemeinde liegen lassen sollten, wie es liege, und wie es der Junker und ein Paar Bettelbuben gern sähen.

Unter den Gemeinen aber war es in vielen Stuben gar lustig. Mehr als ein Dutzend thaten Thüren und Fenster zu, und verspotteten dann vor ihren Weibern die Herrn Vorgesetzten, wie sie den Bettelmann Niggeli und Compagnie haben um Verzeihung bitten müssen; wie man ihnen einen großen Schelmenbrief vorgelesen, und wie sie zu Allem „es ist so!" haben sagen müssen. Der Eine habe das Maul verbissen, der Andere habe es herabgehängt, der Dritte habe gezittert, der Vierte mit den Füßen gestampft. Viele tranken auf Arners Gesundheit und auf die künftigen Jahre, wo sie, wenn der Junker so fortfahre, will's Gott ruhiger Brot haben würden, und viele Weiber und Kinder weinten Freudenthränen ob diesen Erzählungen.

155. Kapitel.

Die wahre Regierungsweisheit wohnt in Menschen, die also handeln.

Nachmittags legte der Junker der Gemeinde seinen Plan wegen der Weidvertheilung vor, zeigte ihnen, was sie nie wußten und nie dachten, daß nämlich mit den Quellen in den Sumpfgräben mehr als der dritte Theil dieser Weide zu gutem Mattland gemacht werden könne und bewies ihnen überhaupt, daß durch diese Vertheilung ein jeder Gemeindsgenosse vier- bis fünfhundert Gulden wahres Eigenthum erhalten werde. Er nahm die Kosten der Wasserleitung, die sich nach vorläufiger Schätzung auf sieben- oder achthundert Gulden belaufen möchten, auf sich, und bestimmte dafür einen Bodenzins, auf eine halbe Juchart Mattland vier Batzen, um sich den Zins von den vorgeschossenen siebenhundert Gulden zu vergüten. Er versicherte dabei die Gemeinde, daß sie zu ewigen Zeiten von diesem Lande dem Schloß keine weitern Abgaben zahlen dürfe. Ueber diesen Punkt drückte er sich also aus: Das Land ist euer, und euch von euren Vorfahren als Gemeingut, auf dem keine Abgaben hafteten, hinterlassen worden, und ich will nichts weniger, als euch an diesem eurem Rechte kränken. Die erste Pflicht des Menschen ist, der Armuth seiner Mitmenschen, wo er kann, aufzuhelfen, damit ein jeder ohne Drang und Kummer des Lebens Nothdurft erstreiten möge, und diese erste Pflicht des Menschen ist besonders die erste Pflicht derjenigen, die Gott zu Vätern über Andere gesetzt hat. Dann sagte er ihnen noch, er wolle auch die Bäume, die sein Großvater auf diesem Ried gepflanzt habe, unter sie vertheilen und bot Jedermann an, der schickliche Plätze für junge Bäume habe und ihm verspreche, sie wohl zu besorgen, ihn mit solchen aus der Baumschule des Schloßgartens zu versehen.

Das Volk erkannte jetzt seinen Vater und dankte laut. Er aber überließ sie eine Weile ihrer Freude.

156. Kapitel.

Ein Kläger, dem die Sonne scheint.

Indem das Volk von Bonnal anfing, von seiner Furcht vor Arner zu einigem Vertrauen zu ihm zurückzukommen, erschien der Hühnerträger von Arnheim, und brachte vor der Gemeinde an, wie er doch sein Lebtag keinem Kinde etwas zu Leide gethan, und über funfzig Jahre mit Jedermann in Friede und Liebe gelebt, aber jetzt auf einmal ein Hexenmeister sein solle, und von seinen besten Leuten geflohen würde, wie wenn er die Pest mit sich herum trüge.

Der Junker sah einen Augenblick zu, was diese Klage jetzt für einen Eindruck machen werde. Die Bauern stießen die Köpfe zusammen, und einige sagten überlaut: Das Hexenwesen wird jetzt bald vergessen werden, da die Gemeindweide vertheilt ist. Der Junker that, wie wenn er das nicht hörte und drohte ihnen, den Mann zu ihrem Sigrist zu machen, wenn sie fortfahren würden, ihn unter dem Titel, als ob er ein Hexenmeister sei, um sein tägliches Brot zu bringen. Glauben kann ein Jeder von euch, was er will; aber einen andern mit eurem Glauben zu kränken, und ihm Unrecht zu thun, davor will ich euch bewahren, sagte er zu ihnen, und wiederholte: Wenn ihr den Mann nicht wie vorhin in eure Stuben und Ställe hinein lasset, so will ich ihn euch bei euren Taufanlässen und Hochzeiten an die Seite stellen.

Es wird ihm Niemand etwas weiter machen, sagte das Volk laut in allen Bänken.

Dann sprach Arner: Ich will auch hierin nichts weniger als euch Unrecht oder Gewalt anthun. Wenn Jemand eine Klage wider den Mann hat und von ihm etwas Schlechtes und Ungebührliches weiß, so redet, und ich will ihm keinen Schutz geben.

Aber es war Niemand, der etwas wider ihn wußte.

Nach diesem sagte der Junker: Ihr seht doch, mit welchen Erbärmlichkeiten ihr euch herumtreibt und einander

plagt; aber euer Stillschweigen ist mir jetzt nicht genug. Ich meinte, es sollte doch bald Einem der Vorgesetzten und Angeklagten zu Sinn kommen, daß es mit diesem Verschreien des Hühnerträgers ein abgeredetes Spiel und bloß darauf abgesehen war, die Weidevertheilung zu hintertreiben.

Die Vorgesetzten sahen einander an, und der Renold, der unter ihnen saß, bat links und rechts, sie sollten sagen, was an der Sache sei, und sie folgten jetzt das erste Mal in ihrem Leben dem guten Manne. Sie begriffen den Vortheil des Augenblicks, den Junker, den sie nicht meistern konnten, wieder gut zu machen. Ihrer vier standen auf und bekannten: Ja, es ist wahr, wir haben nur die Allmend-Vertheilung hindern wollen, und im Herzen den Hühnerträger so wenig für einen Hexenmeister gehalten, als ein Kind im Mutterleibe.

Es freute den Junker, ihnen die Schelmenlarve also abgezogen zu haben, und alles Volk stand jetzt betroffen und über sie aufgebracht da. Dann erzählte der Junker der Gemeinde noch die Geschichte mit des Hoorlachers Gespenst, ließ dann den Hügi, den Kalberleder, den Wächter und den Michel hervortreten und bekennen, daß Stück für Stück Alles wahr sei, was er gesagt habe.

157. Kapitel.

Ein Doktor in der Perücke, auf einer Tragbahre und im Bette.

Unterdeß kam der Hans aus dem Pfarrhaus, seinem Herrn zu sagen, die Vögtin habe eine Ohnmacht über die andere, und lasse bitten, daß ihr Mann zu ihr heim dürfe.

Der Pfarrer sagte dem Junker die Umstände der Krankheit und die Wirkung der Himmelstropfen, und der Hans konnte sich nicht enthalten, beizufügen, die Vögtin

merke jetzt selber, daß sie durch diese Tropfen vergiftet worden sei.

Aufgebracht fragte jetzt schnell der Junker, ob der Henkerskerl an der Gemeinde sei.

Daheim ist er, sagten etliche seiner Nachbarn, und der Junker sandte im Augenblick den Weibel zu ihm, mit dem Befehl, daß er hieher kommen solle.

Der Treufaug gab diesem zum Fenster hinaus Antwort und fragte, was er mit ihm wolle. Sobald er aber merkte, daß es die Vögtin betreffe, beliebte es ihm nicht, mit dem Weibel zu gehn und er sagte zu ihm: Du weißt, wenn es auf den Abend geht, so ist es zu spät für mich, um Rede und Antwort zu geben, und heute habe ich so viel getrunken, daß ich den Mann auf dem Brunnenstock für den Junker ansehen könnte, wenn ich an die Gemeinde gehen müßte. Darum ist es besser, ich bleibe daheim. Sei doch so gut und sage dem Junker, ich liege im Bette, und es sei mir gar nicht wohl; aber ich wolle morgen oder übermorgen ins Schloß kommen, wenn er wolle.

Der Weibel, der den Treufaug haßte, brachte dem Junker die Antwort, just wie sie ihm gegeben wurde; nämlich, er habe ihm zum Fenster hinaus in der Perücke gesagt, er liege im Bett, sei krank, u. s. w. Doch von dem Brunnenstock sagte er nichts.

Der Junker, der sich längst vorgenommen hatte, den Treufaug beim ersten Anlaß zum Gespött zu machen, rief jetzt den Flink und befahl ihm, den kranken Kerl auf einer Tragbahre im Bett hieher zu bringen, und auf keine andere Art, er möge sagen, was er wolle.

Es träumte aber auch dem Treufaug selber vom Bösen wegen seiner Antwort. Sobald der Weibel fort war, nahm er sein altes Perspektiv von der Wand und guckte auf den Gemeindplatz hinunter, um zu sehn, wie der Weibel mit dem Junker rede. Er sah ihn, wie er vor ihm stand, und merkte augenblicklich an seinem Munde, daß er das Gespött mit ihm treibe; und es erschütterte ihn, wie wenn er das Fieber hätte, daß der Weibel ihn so wie ein untreuer Ketzer verrathe. Aber da er jetzt noch gar den

Harſchier zum Junker hervortreten ſah, fiel ihm das Fernglas faſt aus der Hand und zum Fenſter hinaus. Was ihm in der Angſt in den Sinn kam, war, er müſſe ins Bett gehen, damit er darin ſei, wenn allenfalls der Harſchier kommen ſollte. Aber ehe er ging, nahm er das Fernglas noch einmal und ſah jetzt viele Leute mit Tragbahren beim Junker ſtehn.

Es dünkte die jungen Burſche luſtig, den Herrn Doktor im Bett unter die Linde zu bringen. Sie ſprangen zu Dutzenden und brachten eine Menge Tragbahren.

So viele Tragbahren müſſen etwas Anderes bedeuten, dachte der Doktor, athmete etwas leichter, und ging nicht ins Bett, ſondern in den Keller, um in einer Weinflaſche Troſt wegen ſeines Schreckens zu holen. Er hatte ſie aber kaum herauf gebracht und auf den Tiſch geſetzt, ſo pochten der Flink und die Burſche mit der Tragbahre an ſeiner Thür, und es war dem Doktor grün und ſchwarz vor den Augen, als er ſie ſah. Was wollt ihr hier mit einer Tragbahre? rief er ſtotternd vom Fenſter hinunter.

Wir müſſen dich auf derſelben zum Junker tragen, antworteten die Träger; und die jungen Burſche, die mitliefen, erhoben ein lautes Gelächter.

Aber der Flink rief ernſthaft: Macht uns auf, ihr müßt mit uns!

Der Treufaug, beinahe ohne zu wiſſen, was er that, öffnete jetzt die Thür.

Sie gingen hinauf, und der Flink berichtete ihm in Form und Ordnung, was jetzt ſein müſſe.

Er aber fluchte und ſagte, er vermöge ja zu zahlen, und wenn es tauſend Gulden und mehr koſte, wenn er etwas verfehlt habe. So aber laſſe er ſich nicht behandeln.

Die jungen Burſche antworteten ihm, der Junker thue das nur, um ihn zu ſchonen, weil er gehört habe, daß er krank ſei und im Bett liege. Der Flink aber ſagte, er ſolle Vernunft gebrauchen und gutwillig thun, was ſich nicht ändern laſſe. Aber der Treufaug war wie wüthend, fluchte forthin und ſagte, daß er nicht ſo mit ſich umgehen und ſich nicht tragen laſſe. Zuletzt ward der Flink

müde und sagte, wenn er nicht gutwillig kommen wolle, so müsse er ihn binden.

Bei Gott! sagte der Treufaug, probire es einer, und rühre mich an; er wird dann erfahren, was ihm begegnet. Aber ohne ein Wort zu antworten, faßte ihn jetzt der Flink tüchtig beim Arm.

Jesus! Jesus! der Arm thut mir weh! ich will ja kommen! sagte nun der Doktor, setzte sich schluchzend und heulend auf die Tragbahre, ließ geduldig seine Bettdecke über sich legen und sich forttragen.

158. Kapitel.

Ein aufgelöstes Räthsel und Arners Urtheil über einen privilegirten Mörder.

Sie gingen mit ihm zum Spott den weitesten Weg, über den Kirchhof. Der Kuni Friedeli und der Rütihans trugen ihn. Sie waren aber noch nicht weit, so that auf einmal dem Kuni Friedeli der Arm wehe. Der Doktor schien ihm zehnmal schwerer, als im Anfang. Der Kopf war ihm voll von der Drohung, die er gegen diejenigen ausgesprochen hatte, die ihn anrühren würden, und meinte aufs wenigste, der Arm werde ihm für sein Lebtag lahm werden. Fast ohnmächtig stellte er den Mann unter der Linde ab, und griff hastig nach dem Orte, wo ihn der Arm schmerzte. Da fand er, daß ein messingener Knopf an seinem Wamms just zwischen das Tragband und das Schulterbein gekommen war und ihn gedrückt hatte. Er athmete wieder freier und trocknete den Schweiß von der Stirn.

Da sie jetzt den Doktor unter der Linde abstellten, war ein unbändiges Gelächter unter dem Volk; aber der Treufaug sprang, so betrunken als er war, wüthend aus seiner Bettdecke heraus und sagte: So geht man mit keinem Hund, geschweige mit einem Menschen um. Der Junker war vom Gelächter des umstehenden Volks mit

hingerissen, nicht in der Laune, das ihm übel aufzunehmen, sondern sagte ihm nur: Du stirbst doch nicht darob, wie die Vögtin von deinen Tropfen. Nun, brauche sie von jetzt an, so viel du kannst und laß dir dafür bezahlen, was die Narren dafür zahlen wollen; ich will dir hierin nichts mehr in den Weg legen. Das Einzige, was ich von dir fordre, ist dies: Wenn Jemand unter deinen Händen stirbt, so mußt du ihm sein Grab machen. Da du aber alt, vom Trunke abgelebt und vom Husten geplagt bist, daß du wohl nicht mehr graben magst, so will ich dich auch in diesem Stück schonen. Du kannst, wenn du graben sollst, nur einem Taglöhner deinen grauen Rock mit den vielen Knöpfen, und deine schwarze Perücke leihen, und dieser kann dann in diesem Aufzuge für dich deinem Verstorbenen das Grab machen. Aber du mußt auf einem Stuhle neben ihm sitzen, vom ersten Karststreich an, bis er damit fertig ist, und das muß sein; und wenn du mir Jemand verschweigst, der unter deinen Händen gestorben ist; so sperre ich dich in einen Ort, wo du weder Sonne noch Mond sehen wirst.

Hiermit kehrte er sich von ihm weg und ließ ihn gehn.

159. Kapitel.

Arner genießt wieder den Lohn seiner Arbeit.

Damit endete sich dem Arner der Abend des Rechtstages. Er entließ jetzt die Gemeinde und ritt dann heim.

Im Angesicht seiner Burg glänzte die untergehende Sonne ihm entgegen. Arner erinnerte sich ihres Aufgangs und seines Morgengebets und sagte dann: Gottlob, ich kann sie mit frohem Herzen untergehen sehn!

Die letzten Stunden dieses Tages waren ihm Wonne einer noch nie also genossenen Wollust. Noch nie hatte er in der Umarmung seines Weibes und seiner Kinder sich edler und größer gefühlt; denn er hatte noch nie so viel Gutes gewirkt, wie heute.

160. Kapitel.

Es nahet ein Todbett.

Ich kehre von ihm weg zu der Hütte der Sterbenden. Ihr Mann lag in stummem, stillem Schweigen vor ihrem Bett. Sie bot ihm tröstend die Hand, nahm von ihm Abschied, wünschte ihm Gottes Segen und bat ihn noch um Verzeihung.

Vogt. O Gott! ich muß dich um Verzeihung bitten. Ich bin an deinem Elend Schuld.

Vögtin. Und ich nicht weniger an dem deinen.

Jetzt weinten beide heiße Thränen. Nach einer Weile kam auch der Pfarrer zu ihnen. Er setzte sich neben sie hin, und vergoß Thränen, wenn sie weinte; redete kein Wort, wenn sie Schmerzen hatte; und war immer auf das, was sie jeden Augenblick nöthig hatte, aufmerksam.

So that er bei allen Kranken; denn er glaubte, man müsse mit dem reinsten, menschlichen Sinne den Grund der heiligen Lehre legen, ehe man ihre Worte in den Mund nehme. Er machte überhaupt immer gar wenig aus Worten, und sagte, sie seien wie der Rauch Zeichen des Feuers, nicht das Feuer selbst, und je reiner das Feuer, desto weniger Rauch, und je reiner die menschliche Lehre, je weniger Worte. Er sagte: Das viele Wortwesen ist ganz und gar nicht für den gemeinen Mann. Je mehr Worte, desto schwächer drückt man für ihn aus, was man für ihn im Herzen hat. Die vielen Worte bringen ihm Alles durcheinander und heben ihm jeden Augenblick hundert Nebensachen über die Hauptsache empor. Aber die Menschen unserer Zeit sind von früher Jugend an das arme Wortwesen wie verkauft und haben fast keinen Sinn mehr für den wortleeren, reinen Ausdruck der innern Güte und Frömmigkeit, durch welche die äußern Zeichen derselben geheiligt werden.

So kam es, daß er bei seinen Pfarrkindern gewöhnlich, und sogar beim Kranken- und Todbett völlig da saß, wie ein anderer Mensch, und meistentheils unter allen,

die da waren, am wenigsten redete. Wenn er dann aber redete, so war er auch mit ganzer Seele bei jedem Worte, das er sagte; und es war, wie wenn er in den Geist der Sterbenden hineindringen, aus ihm herausbringen und ihm auf die Zunge legen könnte, was er nur wollte. Auch waren in allen Haushaltungen die Todbetten unvergeßlich, bei denen er gegenwärtig gewesen war.

Er äußerte den Wunsch, und die Vögtin hatte das Wort schon auf der Zunge, daß sie alle Armen, denen sie Unrecht gethan, noch bei sich sehen möchte.

Von ihr weg ging der Pfarrer heute noch zum Treufaug; nahm aber vorher über sich, den Vogt beim Junker zu entschuldigen, wenn er diesen Abend die Armen, die seine Frau zu sehen wünschte, zu sich bitten wolle.

161. Kapitel.

Die Liebe besiegt Alles.

Der Treufaug schnurrte den Pfarrer an und fragte ihn, was er heute noch bei ihm wolle.

Euch für jetzt einen guten Abend wünschen, wenn ihr es wohl leiden möget, erwiederte der Pfarrer, und sah ihn steif an.

Der Doktor war sogleich freundlicher, leerte einen Stuhl von Kräutern und Schachteln, die darauf lagen, und hieß den Pfarrer sich setzen.

Dieser fing dann sogleich an, von der Vögtin zu reden. Der Doktor kam aber im Augenblick in Eifer, behauptete wie wild, er sei unschuldig und man thue ihm Unrecht, und sagte dann, es könne keiner etwas wider den Tod, und es stürben den anderen Doktoren auch Leute, wie ihm, oder noch mehr.

Pfarrer. Eure Arzneien setzen die Menschen zwischen Leben und Tod.

Treufaug. Ihr schulmeistert da über etwas, wovon ihr nichts versteht. Alle guten Arzneien müssen angreifen.

Pfarrer. Ihr habt kein Gewiſſen und verſteht ſelbſt am wenigſten, wie und wo die Arzneien angreifen müſſen.

Treufaug. Die andern verſtehen nicht mehr, als ich; und ich habe mein Gewiſſen im gleichen Kaſten, wo ſie es haben.

Es ging eine Weile in dieſem Tone fort; endlich aber wurde der Pfarrer lebhaft und ſagte: Die Umſtände mit der Vögtin ſind ſo, daß wenn man ſie nach ihrem Tode unterſuchen wird, ſo kommt, ſo gewiß der Tag am Himmel iſt, heraus, daß ihr ſie vergiftet habt.

Sobald das Wort dem Pfarrer zum Munde heraus war, wurde der Treufaug betroffen, änderte ſeine Sprache und ſagte ganz demüthig: Ich habe in Gottes Namen mein Möglichſtes gethan, und wenn mein Leben darauf geſtanden wäre, ich hätte nicht mehr thun können und es nicht beſſer machen können, als ich es gemacht habe

Aber auch das ließ ihm der Pfarrer nicht gelten. Er ſagte zu ihm: Ihr ſeid jetzt in mehr als drei Tagen nicht zu ihr gegangen und habt ſie liegen laſſen, wie kein ehrlicher Viehdoktor ein krankes Stück Vieh liegen läßt, wenn er ſich deſſelben einmal angenommen hat.

Der Treufaug wollte allerhand Urſachen vorbringen, warum er dieſe drei Tage nicht zur Vögtin gekommen ſei; aber er ſtockte.

Der Pfarrer erwiederte ihm: Die einzige Urſache iſt dieſe, daß ihr geſehen habt, was die Arznei wirkte. Und er trieb ihn ſo ſehr in die Enge, daß er zuletzt faſt gar nichts mehr ſagen konnte, als: Ihr ſeid doch auch gar zu böſe mit mir, Herr Pfarrer!

Pfarrer. Ihr müßt keine Arzneien mehr geben, wenn ihr wollt, daß ein ehrlicher Menſch von Herzen gut mit euch ſein und bleiben kann.

Treufaug. Ich habe doch ſchon Leuten geholfen, denen ſonſt Niemand geholfen hat, und habe gewiß Arzneimittel, die ſonſt Niemand hat, und die gut ſind. Soll ich jetzt dieſe Mittel in den See werfen oder mit mir ins Grab nehmen?

Pfarrer. Auch dies iſt nicht meine Meinung.

Treufaug. Was ist denn eure Meinung?

Pfarrer. Daß ihr einen verständigen Arzt suchen, ihm eure Erfahrungen mittheilen und eure Arzneimittel offenbaren solltet.

Treufaug. Das heißt: Ich soll mir selbst das Stück Brot vom Munde wegnehmen und es einem Andern geben. Meint ihr, daß das mir zuzumuthen sei?

Pfarrer. Je nachdem man die Sache ansieht.

Treufaug. Wie meint ihr das?

Pfarrer. Ei so. Ich glaube, ihr könnet vor Gott mit gutem Gewissen nicht sagen, daß ihr ohne Gefahr für das Leben eurer Mitmenschen euer Handwerk treibt. Wenn ihr das nicht könnt, so müßt ihr es aufgeben, oder kein ehrlicher Mann sein. Und wenn ihr's aufgeben müßt, warum wollt ihr das Gute, daß in eurer Hand ist, nicht zum Besten eurer Nebenmenschen Jemand schenken, der es benutzen kann?

Der Treufaug schwieg noch immer, und der Pfarrer fuhr fort: Mein Lieber, denket, ob ihr auf eurem Todbett nicht wünschen werdet, für die Menschen, die ihr durch ein unvorsichtiges und unvernünftiges Behandeln ins Grab gebracht habt, auch etwas Gutes gethan und für das Leben und die Wohlfahrt auch etwas Gutes aufgeopfert zu haben.

Der Treufaug hatte bis jetzt seine Augen gegen den Boden gerichtet und kein Wort geredet; aber jetzt hob er den Kopf auf, sah den Pfarrer an und sagte: Ja, wenn man auch so mit mir umginge und mit mir redete, ich würde vielleicht das, was ihr sagt, nicht so weit wegwerfen. Ihr mögt jetzt denken, was ihr wollt, ich bin gewiß kein Unmensch im Herzen, und kann zuletzt ohne das leben und bleiben, was ich bin.

Ich weiß das, sagte der Pfarrer, und darum hatte ich auch desto mehr Muth, euch zuzumuthen, was ich gesagt habe. Dann redete er noch mit ihm von der Bußfertigkeit der Vögtin, und wie sie am kommenden Morgen von den Armen, denen sie Unrecht gethan, Abschied nehmen wolle.

Ich möchte diesem auch zusehen, sagte der Treusaug, und der Pfarrer redete mit ihm ab, daß er in der Nebenkammer diesem Abschiede der Vögtin morgen zusehen solle. Er nahm dann freundlich Abschied von ihm, mit der Hoffnung, ihn bei dem Todbett der Vögtin noch weiter zu bringen. Im Heimwege ging er jetzt noch bei vielen Armen vorbei und bat sie, daß sie doch morgen um acht Uhr bei der Vögtin sich einfinden und auch ihre Kinder mitnehmen sollten.

Der Vogt war jetzt schon bei allen Armen gewesen. Es ging den meisten zu Herzen, so daß sie Thränen in den Augen hatten, da er ihnen sagte, was er wolle.

„Sage doch deiner Frau, sie soll unserthalben nur ruhig sterben," sagte der Eine.

„Es ist jetzt Alles vorbei, und was vorbei ist, daran sinne ich nicht mehr," sagte ein Anderer.

„Es ist ja nicht nöthig, daß sie sich mehr Mühe mache. Ich wünsche ihr von Herzen alles Gute und ein seliges Ende."

„Es ist ein Jammerthal auf Erden. Wir thun alle zusammen viel Böses. Sie soll sich doch ob uns nicht grämen."

Sie hat mir dann und wann auch etwas Gutes gethan und mir in der Noth, weiß Gott! ein Paar Mal geholfen, ohne daß du es einmal wußtest."

So freundlich gaben die armen Leute dem Vogt, der jetzt demüthig vor ihnen stand, Antwort, und alle sagten: ja, ja, wenn es sie freue, so wollen sie morgen gern kommen, und alle wünschten ihr eine leichte, ruhige Nacht, und wenn es Gottes Wille sei, gute Besserung. Nur wenigen entfiel etwa ein Wort, das den Vogt kränkte; aber er war so geduldig und antwortete so wehmüthig, daß einen Jeden ein solches Wort gereute.

Die Hoorlacherin antwortete ihm: Ach, mein Gott, ich will euch gern verzeihen, wenn nur die Noth meiner Kinder mich nicht in Verzweiflung bringt!

Sprachlos stand der Vogt vor ihr und konnte nicht antworten.

Im Augenblick nahm die Hoorlacherin ihr Wort zurück und sagte: Es ist mir jetzt auch so entwischt, ohne daß ich es habe sagen wollen. Sinne doch jetzt nicht an das; Gott wird uns wohl helfen!

162. Kapitel.

Die Menschen sind so gern gut, und werden so gern gut.

Der Morgen ihres Todestages war nun da. Sie erwachte nach einem erquickenden Schlummer und sah staunend aus ihrem Bett die Sonne, die ihr nun zum letzten Mal auf dieser Welt aufging. Jenseits des Grabes wartet meiner eine bessere Sonne — war der Gedanke, den sie bei diesem Anblick hatte.

Gertrud war vor ihrem Erwachen schon bei ihr und erquickte ihr jeden Augenblick die Leiden ihres schmerzhaften Lagers. Bald trocknete sie ihr den Schweiß von der Stirn, bald legte sie ihre Kopfkissen zurecht, bald kehrte sie sie auf die linke, bald auf die rechte Seite. Sie reinigte die Luft ihrer Stube mit Essig und stellte alle Stühle und Bänke, die im Hause waren, den Armen, die nun kommen sollten, zurecht. Als sie einst die Sterbende so sanft umkehrte, sagte diese: Die Hand des Gottlosen ist überall hart, und ohne dein Herz, Frau, könntest du mich gewiß nicht umkehren, daß es mir so wenig weh thäte. Bald darauf sagte sie wieder: Ich spüre auch hierin, was mir in meinem ganzen Leben gefehlt hat.

Als der Pfarrer mit dem Trenfang kam, winkte er der Gertrud. Diese erschrak, als sie den Doktor erblickte. Der Pfarrer las auf ihren Lippen, was sie sagen wollte und sagte, sie bei der Hand nehmend: Wir wollen euch nicht Unruhe machen. Er will nur in der Kammer zusehen, wenn die Armen kommen, und Gertrud führte ihn liebreich dahin.

Jetzt schlug es acht Uhr, und die Armen waren da. Sie hatten auf einander vor dem Hause gewartet, damit nicht eines nach dem andern bei der Kranken die Thür auf- und zuthun müsse.

Der Pfarrer ging dann zu ihnen hinaus, grüßte sie alle herzlich, dankte ihnen, daß sie der Frau noch diese Liebe erwiesen, und bat sie dann alle, so still als möglich zu sein, wenn sie in die Stube hinein kämen.

Die meisten Armen, Männer und Weiber, zogen auf offener Straße die Schuhe ab, trugen sie mit den Händen hinein und gingen fast auf den Zehen, um kein Geräusch zu machen. Es waren ihrer über vierzig Personen: Männer, Weiber und Kinder.

Die Vögtin sah eins nach dem andern steif an, als sie herein kamen, und bewegte gegen ein Jedes ihr sterbendes Haupt.

Die Armen erwiederten ihr den Gruß alle mit freundlichem Nicken und hatten meistens Thränen in den Augen; aber keins redete ein Wort. Die Hoorlacherin sah aus wie der Tod.

Die Vögtin sah sie, zwei Kinder, die vom Hunger und Mangel zeugten, auf ihren Armen und ihre zerrissenen Schuhe in der Hand, vor ihr stehen, und gebeugt aber geduldig nach ihr hinblicken, und dann ihr Auge gen Himmel erheben. Sie zitterte bei diesem Anblick und nahm ihren Mann bei der Hand, und dieser verhüllte sein Angesicht in die Decke ihres Bettes. Doch sie erholte sich wieder. Sie hatte, seitdem sie erwacht war, und vorher die ganze Nacht, fast keinen andern Gedanken gehabt, als was sie diesen Unglücklichen noch sagen wolle und sagen müsse.

Sie bat sie jetzt, sich zu setzen, und jedes suchte still das nächste Plätzchen, und Männer und Weiber nahmen die Kinder auf den Schooß.

163. Kapitel.

Worte einer Sterbenden.

Dann sagte die Frau:

Gott grüß euch, ihr lieben, armen, so oft von uns gedrückten und gedrängten Leute! Lohn' es euch Gott, daß ihr euch meiner noch erbarmet, und jetzt, da ich euch nöthig habe, zu mir kommt! Ich habe es nicht um euch verdient. Wenn ihr in Noth und Elend zu mir kamet, so verschloß ich mein Herz vor eurem Jammer. Ich achtete den Hunger und Mangel, der aus euren Augen redete, wie nichts, und sah nur den Pfennig, der in eurer Hand war. Ich sparte den Tropfen im Glase, der euch gehörte; ich leerte das Maaß nicht aus, in dem euer Mehl war; ich nahm den Rahm von der Milch, die ihr für eure Kinder kauftet. In Brot und Butter, in Wein und Fleisch gab ich euch nie das volle Maaß und Gewicht und zwang euch, von mir theurer zu kaufen, was euch Andere wohlfeiler gegeben hätten. Um unsrer Sünde willen haben die Kinder des Dorfs ihre Eltern, die Dienstboten ihre Meister, die Weiber ihre Männer bestohlen und den Raub in unser Haus gebracht. Darum sind wir elender geworden, als alle Menschen. Viele von euch litten die Strafe des Diebstahls, und haben für uns gestohlen. Viele litten den Unsegen ungehorsamer Kinder und sind um unsertwillen ungehorsam geworden. Viele verzweifelten, weil sie bei uns verführt worden sind. Söhne liefen aus dem Lande, weil wir sie zu Grunde gerichtet haben, und Töchter sind unglücklich geworden, weil ihnen in unserm Hause Fallstricke gelegt worden sind.

Es ist noch viel mehr; aber ich kann es nicht aussprechen, und kann es nicht mehr ändern. Wir haben Gottes und seines Wortes vergessen, wir haben den Glauben verläugnet, wir haben die Liebe verloren und wußten nicht mehr, was Beten und Bußethun ist. Ich kann nichts mehr sagen, als dieses: Nehmet ein Exempel, und bleibt, um Gotteswillen ein Jedes, so viel es immer kann, zu

Hause und bei den Seinigen. Fürchtet euch immer, um Gotteswillen, von irgend Jemand auch nur um einen Heller zu kaufen, was ihr nicht geradehin zahlen könnt.

Hier hielt sie einen Augenblick inne; dann sagte sie wieder:

Ich kann nichts mehr sagen als das: Um Gotteswillen verzeihet mir, verzeihet meinem Manne! Ich bin jetzt wie eine arme Sünderin, die auf ihren Tod wartet. Ich bitte ein Jedes um Gotteswillen, auch noch ein gläubiges „Unser Vater" für mich zu beten. —

Mit diesem Worte wandte die Vögtin ihr Angesicht seitwärts und sank ohnmächtig auf ihr Kissen.

164. Kapitel.

Hier ist wahrhaftig ein Haus Gottes und eine Pforte des Himmels.

Ich saß auch da mitten unter den Leuten; aber ich kann es nicht ausdrücken und nicht beschreiben, wie uns allen zu Muthe war, als sie nun ohnmächtig vor uns hinsank. Geist des Herrn! der du wie ein Wind wehest und wie ein Feuer brennest, die Herzen der Menschen zu lenken, du segnetest und heiligtest die Worte der Sterbenden, daß die Schaar der Armen, die gestern noch über sie seufzten und Rache schrien und bitter redeten, jetzt für sie jammerten, wie für eine Geliebte, und ihre Liebe suchten, wie die Liebe einer Schwester, und ihren Segen wünschten, wie den Segen einer Mutter. Geist des Herrn! der du Menschenworte segnest, daß sie werden wie Worte Gottes, ruhe ewig auf den Worten dieser Sterbenden, daß ihr Licht nicht erlösche und ihre Kraft nicht verschwinde, so lange Reiche auf Erden drücken und Arme auf Erden leiden werden! Meine Seele preise den Herrn, und mein Geist lobe seinen Namen; denn er hat der Sterbenden Barmherzigkeit erwiesen; er hat ihr ihre Sünden verziehen und ihre Missethat ausgelöscht. Ihre Armen beten für

sie, und die, so sie unterdrückt hat, weinen für sie; selbst die Thränen des Unmündigen auf dem Schooße der Mutter flehen für sie zum Herrn. Preise, meine Seele, den Herrn, und lobe, o mein Geist, seinen Namen! —

Alles Volk der Armen stand auf, und aus Einem Munde tönte Verzeihung und Liebe, und der Pfarrer fiel mitten unter den Armen auf seine Knie, hob seine Augen gen Himmel und betete still, daß der Segenseindruck dieser Stunde nicht erlösche im Herzen der Armen, bis sie alle auch ihren Lauf vollendet haben.

Da er wieder aufstand, sagte Gertrud zu ihm, die Vögtin habe jetzt Ruhe nöthig. Dieser sagte es den Armen, und sie gingen still, einer nach dem andern fort.

Der Pfarrer fand den Treufaug in der Kammer so durch und durch bewegt, daß er ihm von freien Stücken sagte, er könne es nicht mehr aushalten, und er wolle in Gottes Namen Niemand mehr Arzneien geben. Er bat den Pfarrer, für ihn um Verzeihung zu bitten, und dieser, seines Zieles sich ganz zu versichern, lud den Doktor ein, daß er morgen auf das Mittagessen zu ihm komme.

165. Kapitel.

Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit übertreffen wird die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen.

Im Heimgehen führte der Weg die Hoorlacherin neben den Renold vorbei. Er saß eben in Gedanken vertieft vor seinem Hause, als diese Frau mit ihren drei Kindern bei ihm vorbei ging und ihn grüßte. Er wußte, daß sie von der Vögtin kam, und sagte zu ihr: Hast du es auch über dein Herz bringen können, noch zu ihr zu gehen, da sie dich und deine Kinder so unglücklich gemacht hat?

Und wenn sie mich noch elender gemacht hätte, so danke ich jetzt Gott, daß ich zu ihr gegangen bin, erwiederte die Frau.

Der Renold ſah ſie an und ſagte: Du wirſt jetzt wohl viel davon haben, daß du gegangen biſt! Ihr Elend ging ihm nämlich ſo ſehr zu Herzen, daß ihm dieſes unvorſichtige Wort entſchlüpfte. Und es war ihm nicht zu verargen; denn die Kinder waren halb nackend auf dem Arme der Mutter.

Die Hoorlacherin aber antwortete: Renold, ich habe jetzt erfahren, wenn man in ſeinem Herzen aufgemuntert und beruhigt wird, ſo iſt es mehr, als wenn man gegeſſen hat.

Der Renold ſchämte ſich und ſagte: Nun, Gottlob! wenn ſie dir etwas Gutes gethan hat.

Renold, antwortete die Frau, wenn alle Armen ihr Unrecht gethan und ſie elend gemacht hätten, wie ſie uns, wir hätten alle nicht wehmüthiger vor ihrem Bett ſtehen können.

Das iſt doch ſonderbar, ſagte der Renold, und ließ ſich alle Worte, die die Vögtin geredet hatte, und alle Umſtände, die dabei vorgefallen waren, von der Frau erzählen. Da ſie fertig war und nun weiter gehen wollte, ſagte er zu ihr: Warte noch einen Augenblick, ich muß dir, glaub' ich, noch etwas ſagen. Er ſtand dann auf, ging zu ſeiner Frau in die Stube und ſagte zu ihr: Frau, ich habe im Sinn, der Hoorlacherin wieder zu ihrem Hauſe zu verhelfen.

Frau. Du kannſt nur vier oder fünfthalb hundert Gulden in die Hand nehmen, wenn du das im Sinn haſt.

Renold. Ich weiß wohl, daß ſo viel darauf haftet.

Frau. Und willſt es doch?

Renold. Ja.

Frau. Das wäre ein Almoſen, aus welchem man hundert machen könnte.

Renold. Es liegt mir jetzt am Herzen, wie kein anderes.

Frau. Ich könnte nicht ſagen, daß es mir gefalle.

Renold. Frau, ich habe mein Gewiſſen in des Vogts Haus oft beſchwert, und mitgegeſſen und mitgetrunken, wo ich nicht hätte eſſen und trinken, und geſchwiegen, wo ich hätte reden ſollen, und ich möchte nun

gern zeigen, wie ich darüber denke. Du weißt, wenn es vier tausend Gulden beträfe wie vierhundert, ich könnte es ja thun.

Frau. Wenn du es also ansiehst, so thue in Gottes Namen, was du willst, und wovon du glaubst, daß es recht sei.

Es freut mich, daß du nicht dawider bist; ich hätte es auch nicht gern gegen deinen Willen gethan, sagte jetzt der Renold, drückte seiner Frau die Hand, ging dann wieder hinaus und sagte der Hoorlacherin, was er für sie thun wolle.

Es übernahm die Frau, daß sie einen Augenblick nicht reden konnte. Er sah ihre innere Bewegung, die sie stumm machte. Jetzt dankte sie plötzlich mit einem Schrei und sagte: Gott ist heute bei mir; er war bei der Vögtin bei mir, — er ist jetzt bei mir! Sie dankte wieder, zitterte und weinte laut, und alle drei Kinder, die ihre Mutter weinen sahen, weinten auch.

Um Gottes willen! mach nicht so auf offener Straße, sagte jetzt der Renold. Dann sprang er eilends in die Stube, und die Hoorlacherin folgte ihm mit den Kindern und fuhr fort zu danken.

Was nützt es doch, so viele Worte zu machen? sagte der Renold. Ich habe es ja schon gehört. Geh' in Gottes Namen jetzt heim und danke Gott, und hause und spare ordentlich! Die Renoldin gab ihr und den Kindern noch Brot und gedörrte Birnen und etwas Milch; denn es freute sie jetzt selbst, nachdem sie es überwunden hatte.

Als die Vögtin dieses in ihren letzten Stunden noch vernahm, sagte sie, daß sei die einzige Freude, die sie mit sich in den Himmel nehme. Das war das letzte verständliche Wort, das sie redete. Fast eine halbe Stunde vorher hatte sie auch noch gesagt: Es freut mich, daß ich bald bei meinem Kinde sein werde. So lange es lebte, beteten wir auch noch, und scheuten uns, Böses zu thun; aber nachdem es gestorben war, scheuten wir uns vor nichts mehr, weder im Himmel noch auf Erden.

Sonst war sie still, und ihr Lebensfunke löschte so sanft aus wie ein Licht. Gertrud besorgte sie zu Grabe,

und als die Todtenglocke läutete, weinten die meisten Menschen im Dorfe. Ihr Mann aber ging eine Viertelstunde, nachdem sie verschieden war, in sein Gefängniß zurück.

166. Kapitel.

Der Pfarrer beim Hartknopf.

Da der Pfarrer hörte, daß der Hartknopf jetzt gedemüthigt und Jedermann zum Gespött geworden sei, ging er noch diesen Abend zu ihm hin.

Der arme Tropf wußte von nichts weniger in der Welt, als davon, daß der Mensch aus jedem Unglück, das ihm begegnet, den größten Nutzen ziehen könne, wenn er sich überwinden kann, nachzuforschen, worin er selber daran Schuld sei. Er wüthete nur darüber, daß Jedermann das Gespött mit ihm trieb, und dachte nicht, daß seine Thorheiten und Laster ihm dieses Gespött zugezogen hatten. Aber so ist der Mensch allenthalben. Er meint, er dürfe zwanzig, dreißig und vierzig Jahre ein Narr oder ein Schelm sein, und es dürfe dann Niemand auch nur das Maul darüber rümpfen, wenn es ihm auskommt. Aber es ist vergebens. Die Welt lacht ob den Narren, welche fallen, und ob den Schelmen, welche an den Pranger kommen. Doch giebt es immer noch Leute, die nicht lachen, sondern Mitleid haben. Der gute Pfarrer war gewiß auch einer von diesen, obschon es der Hartknopf nicht glaubte, sondern meinte, er komme jetzt nur zu ihm, ihn auszuhöhnen. Aber der Pfarrer war so herzlich mit ihm, daß er bald von seinem Irrthum zurückkam.

Er ging recht tief mit ihm in die Materien seines Lebens hinein und sagte ihm unter Anderm: Hartknopf, du bist ein rechter Meinungen-Narr gewesen, und hast immer vergessen, daß wir alle blind sind auf Erden, und darum uns nie über Meinungen erhitzen und ereifern sollten. Und es ist recht heidnisch, wie du an deinen

Meinungen hängst, wie wenn sie selbst Gott wären. Du glaubst, wer nicht denke wie du, sei Gott nicht lieb, und hast die gute Lehre vom stillen, frommen Gottesglauben zu einer Streitlehre gemacht, daß die Leute das Wort Gottes und das Evangelium brauchten, wie ein böses Volk ein trölerisches Gesetzbuch braucht, einander das Leben zu verbittern und das Blut unter den Nägeln hervorzudrücken. Indessen bist du mit diesem Leben ein Lump geworden, und wenn du Kinder hättest, du könntest sie nicht mit Gott und Ehren erziehen. Ich will nur kein Blatt vor den Mund nehmen und dir sagen: Wenn du dich nicht änderst und fleißiger wirst, so fällst du in Kurzem der Gemeinde zur Last; denn ich weiß deine Umstände, und weiß auch, daß du in allen Ecken weit mehr schuldig bist, als du zahlen kannst.

Der Hochmuth hätte dem Hartknopf nicht zugelassen, mit klaren Worten dem Pfarrer zu gestehen, daß er Recht habe, wenn er nicht den Artikel mit den Schulden berührt hätte; aber darüber erschrak er so sehr, daß er ihm bekannte und sagte: ja, es sei wahr, und er wollte jetzt gern, es wäre anders. Er klagte den Magister Heiligenzahn an, daß er ihn vor zwanzig Jahren so in die Büchersachen hineingeführt habe.

Pfarrer. Wußte der Magister Heiligenzahn, daß du ein Strumpfweber warst?

Hartknopf. Ja.

Pfarrer. So hatte er Unrecht. Man muß Jedermann bei seinem Handwerk lassen, und der Mensch muß nie in Sachen hinein gehn, die gar zu ungleich sind mit denen, die er in seiner Jugend gelernt hat, und durch die er sein Brot suchen muß. Denke jetzt nur selber, wenn du ein fleißiger, braver Strumpfweber geblieben wärst, und deinen Kopf immer recht warm bei deinem Stuhl und Garn gehabt hättest, wärest du nicht viel ehrlicher, zufriedener, und an Leib und Seele gesunder, als du jetzt bist mit all dem dummen, papiernen Kram, den du im Kopfe hast?

Auch dieses sagte der Pfarrer noch zu ihm: Hartknopf, nicht wissen und nicht verstehen wollen, was einem

zu hoch ist, dabei bleibt es einem wohl. Man singt dann ruhig sein Glaubenslied und kommt heiter zum Grabe; und wer am meisten weiß, weiß immer, daß er fast nichts weiß.

Der Hartknopf war jetzt in einer Lage, daß diese Reden Eingang fanden, und er sagte zuletzt selbst, er wollte freilich jetzt gern, daß er bei seinem Handwerk geblieben wäre und sich keiner andern Sache angenommen hätte, und mehr solche Worte, die vor zweimal vier und zwanzig Stunden noch Niemand vermuthet hätte, daß sie einem Manne zum Mund heraus kommen würden, der sich einbildete, mehr zu wissen, als sieben Pfarrer.

Auch dem Treufaug öffnete der Pfarrer, als dieser Tags darauf zum Mittagessen zu ihm kam, das Herz, so daß er einmal über das andere versprach, keine Medicinen mehr zu geben und seine Arzneimittel alle dem studirten Herrn Doktor Müller, den er als einen braven und sorgfältigen Mann kannte, anzuvertrauen.

167. Kapitel.

Zu beweisen, daß die Menschen das werden, was man aus ihnen macht.

Es hatte sich in diesen Paar Tagen Alles im Dorfe so geändert, daß man sich fast nicht mehr kennen konnte. Vorzüglich wollte jetzt Jedermann mit dem Pfarrer gut Freund sein. Die Weiber machten es am lautesten. Wenn er vorbei ging, riefen sie ihren Kindern aus den Fenstern über die Gasse zu: Siehst du auch den wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer? Gieb ihm auch das Händlein. Die Männer waren überhaupt stiller, doch auch freundlich; aber fast Jedermann schämte sich, der Eine ob dem, der Andere ob diesem. Der Eine gab Diesem, der Andere einem Andern schuld; aber Jedermann gestand, daß man Unrecht und der Junker Recht gehabt habe. Alles war jetzt dem Maurer und der Frau zur Aufwartung bereit,

und Alles ließ jetzt den Hartknopf, den Kriecher und selbst des Sigristen Leute stehen und gehen. Sogar der Lips mußte entgelten, was er gethan hatte. Hüni, Hüni, du hast ein wüstes Ei gelegt! rief ihm rechts und links Jung und Alt zu. Der Hühnerträger fand Hühner und Eier feil, so viel er wollte, und selbst die junge Kalberlederin, die sich vorgestern noch wegen ihrer Seele Heil bekümmerte, daß sie ihn habe in den Stall hineingehen lassen, rief ihm jetzt mit lachendem Munde unter der Thür zu, sie habe drei Paar schöne, junge Tauben.

Ueberhaupt aber war es sichtbar, daß Arner alles Volk, so zu reden, sich selber näher gebracht hatte, daß fast Jedermann sich weniger um das Fremde und mehr um das Seine bekümmerte.

Die Lebensbeschreibung des Vogts, die der Pfarrer von ihm selber erforschte, ist aber in Kürze diese:

168. Kapitel.

Lebensbeschreibung des Vogt Hummel.

Der unglückliche Mann, dessen Leben im Folgenden geschildert ist, wurde im Jahre 1729 geboren und am 28. Heumonat desselben Jahres in hiesiger Kirche getauft.

Seine Taufzeugen waren ein Geschworner Kienholz und eine Frau Eichenbergerin. Er erinnert sich aber nicht, weder von Dieser noch von Jenem jemals ein einziges Wort christlicher Lehre, oder irgend eine Warnung oder Aufmunterung zu etwas Gutem und Nützlichem gehört zu haben; vielmehr habe er dem Kienholz allemal, wenn er zu ihm gekommen sei, alle Bubenstücke und Kinderstreiche, die sie in Holz und Feld verübt, erzählen müssen.

Seine Eltern, Christoph Hummel und Margarethe Kienholz, waren im höchsten Grade gedanken- und sorglose Leute, sowohl in Absicht auf sich selbst als auf dieses einzige Kind, das sie hatten. Ihre Wohnstube war kein Tempel Gottes. Sie athmete nichts als menschliches Elend und tägliche Auftritte der Schlechtheit und Gottesvergessenheit. Sie lebten ohne Hausordnung, ohne Ueberle-

gung, ohne Liebe und Achtung, ohne Segen. Darum war ihnen auch ihr Kind, wenn sie etwas für dasselbe thun sollten, zur Last.

Sein in seinem Gewerbe und in seiner Haushaltung träger und unverständiger Vater konnte ihm nicht geben, was er selbst nicht hatte. Mit der Mutter war es, wie mit dem Vater; es fehlte in- und auswendig. Sie war so unordentlich, daß sie fast allenthalben, wohin sie kam, selbst in der Kirche, den Leuten zum Gelächter wurde. Aber was schlimmer war als ihre krumme Haube und ihre schmutzigen Kleider, war ihr Hochmuth und ihr mißgünstiges Herz. Sie hatte die Gewohnheit, wenn man von Jemand Gutes erzählte, den Kopf auf die Seite zu wenden, oder zum Fenster hinaus zu schauen. Selbst wenn man ihr eine Wohlthat erwies, konnte man ihr es nie recht machen, und sie konnte bei Stunden in ihrer Stube vor ihrem Kinde Böses von Leuten reden, deren Gutthaten auf ihrem Tische standen. Sie meinte immer, es geschehe ihr zu kurz, und Jedermann sollte mehr an ihr thun.

So kam Trägheit und Leichtsinn und Liederlichkeit durch das Beispiel des Vaters, und Lieblosigkeit, Undank und ein anmaßendes Wesen durch die Fehler der Mutter in das Herz des Kindes. Er gab schon im fünften Jahre Antworten und sagte Sachen, die unter ehrlichen Leuten einem Kinde nicht zum Munde heraus gehen dürften. Die armen Eltern lachten über seine frechsten Antworten, glaubten, daß sie von seinem Verstande zeugten und dachten nicht, daß Frechheit und Schamlosigkeit einem Menschen seinen Verstand just da nehme, wo er ihn am nöthigsten hätte. Sie ließen ihm den Mund offen, wo er wollte, und über was er wollte, und je weniger er seinen Verstand brauchte und mit den Händen arbeitete, desto frecher war er mit dem Munde. Er hatte von Kindesbeinen auf gar viel Feuer. Anstatt aber dasselbe zu löschen und zu dämpfen, wo es ins Böse ausbrechen wollte, wurde es auf diese Weise noch angefacht und angeblasen. Er war auch noch nicht viel über sieben Jahr, so merkten die Eltern, wo sie mit ihm zu Hause waren. Der Müßiggang und Ungehorsam waren in ihm erstarkt, und was man

ihm vom Folgen, Arbeiten und Rechtthun sagte, ließ er zu einem Ohre hinein und zum andern heraus. Selbst mit Schlägen richteten sie jetzt nichts mehr an ihm aus. Es war vielmehr, wie wenn man sieben Teufel in ihn hinein schlüge, wenn man einen herausschlagen wollte.

Er sagte seiner Mutter und seinem Vater, wenn sie ihm etwas zeigen wollten, alle Augenblicke: Du kannst es selbst nicht! Er spottete sie aus: Ja, ja! So, so? Gelt aber? u. dgl. Das waren die gewöhnlichen Antworten, die er ihnen gab, wenn sie im Ernste etwas zu ihm sagten. Er hatte ein Gedächtniß, daß ihm alles Lernen wie nichts war; aber er trieb mit allem, was er konnte, nur Hoffart, lachte die Andern aus, wenn sie es nicht so gut konnten, und hatte über nichts so eine Freude, als wenn er machen konnte, daß sie zu Schanden wurden. Den alten Schulmeister kränkte er mit Worten und Thaten, so viel er nur konnte und mochte.

Im dreizehnten Jahre ist er seinem Vater entlaufen und in der Waldrüti Weidhirt geworden. Der Rütibauer achtete sein minder als eines Stückes Vieh, wenn er nur alle Abend seine Heerde richtig heim brachte.

Das Weidhirtenleben, wie es jetzt ist, ist entsetzlich verderbt. Es kommen auf den Bergen immer bei halben Dutzenden, oft vom Bettel- und Streifervolk angenommene Hüterbuben zusammen und thun da alle nur ersinnliche Bosheiten.

Der Hummel war bei diesem Weidhirtenleben wie in seinem Elemente. Er schüttelte weit und breit alle Obstbäume, ehe ihre Früchte reif waren und warf das unzeitige Obst zu ganzen Körben voll dem Vieh nach und in Sümpfe und Gräben. Er nahm im Walde und auf den Bäumen alle Nester aus und marterte die armen Vögel, ehe er sie tödtete. Wo er konnte, ließ er das Bergwasser in das Feld hinab, die Saat zu verderben. Er öffnete in allen Zäunen dem Vieh Wege, daß es Schaden anrichten konnte. Er rief allen Vorbeigehenden schändliche Dinge nach. Wenn er unter dem Baume schlafen, oder im Walde den Vögeln nachklettern, oder mit den größeren Weidhirten spielen und gestohlene Erd-

äpfel braten wollte, zwang er irgend einen kleinen Buben, der auch auf dem Berge war, daß er seine Heerde hüten mußte, und wenn es der arme Kleine nicht thun wollte, zwickte er ihn mit der Geißel. Von den schandbaren und unzüchtigen Dingen, die auf dieser Weide vorfielen, darf ich nicht reden.

So war es freilich bei den Alten nicht. Sie nahmen kein fremdes Gesindel in ihre Dienste und ließen ihre Hirten nicht so zu einander laufen. Wer bei ihnen ein Hausgenosse war, für den sorgten sie an Leib und Seele. Sie machten, daß ihre Hüterbuben bei der Heerde blieben und gaben ihnen beim Hüten ihre tägliche Arbeit auf. Das Hirtenmädchen strickte Wolle und der Hirtenknabe sammelte dürre Reiser und machte Holzbürden. Da war das Hirtenleben noch ein gutes Leben. Man sah den frommen Hirten am Abend und Morgen auf seinen Knieen beten und im Schatten der Bäume, unter denen die Heerden zusammenliefen, in der Bibel lesen. Noch zu Hummels Jugendzeit hatten die Alten im Brauch, von ihren Hirten am Abend Rechenschaft zu fordern; aber da es nicht mehr Alle thaten, richteten die, so es thaten, nichts mehr aus. Diejenigen, welche nichts arbeiteten, verfolgten die, welche eine Arbeit mitbrachten. Sie jagten ihnen ihr Vieh weit und breit irre, zerrissen ihnen ihr Strickgarn und verdarben ihnen ihre Arbeit, so daß kein Weidkind mehr eine Arbeit auf den Berg nehmen wollte. So ging auch diese alte, gute Sitte unter.

Im Winter darauf hatte Hummel auf der Waldrüti spinnen sollen; aber er lief davon und ging wieder heim. So übel er bei seinen Eltern versorgt war, so war er es bei seinem Meister doch noch viel schlimmer gewesen. Er kam voll Ungeziefer und wild wie ein Raubthier zurück. Die armen Eltern zeigten dem bösen Buben, daß sie froh waren, daß er wieder gekommen sei, und er mißbrauchte ihre Schwäche und Güte so sehr, daß er ihnen den ganzen Winter über für keinen Kreuzer arbeitete und sie doch dahin brachte, daß sie, in der Hoffnung, er werde dann fleißiger arbeiten, ihn ganz neu kleideten, obschon sie es nur kümmerlich vermochten. In diesem und dem folgenden

Winter wurde er zum Tisch des Herrn unterwiesen, und blendete da den Pfarrer mit seinem Auswendiglernen zu seinen Gunsten, ungeachtet er alle Bosheiten in seiner Stube ausübte. Er kam nie ohne Würfel und Karten in die Lehrstunde. Der Frau Pfarrerin legte er die Steine von Pfirsichen und Pflaumen, die er in ihrem Garten gestohlen hatte, noch vor das Fenster, und wenn sie dann hinaus kam, zu sehen, wer es sei, so war Niemand da. Er tunkte Schneeballen in kaltes Wasser, ließ sie steinhart gefrieren, und warf dann nach des Pfarrers Hühnern und seinem kleinen Hunde, und es war seine Herzensfreude, wenn er eines traf, daß es lahm wurde. Seine Kameraden sagten ihm oft, er mache noch, daß der Pfarrer ihn nicht zum Tisch des Herrn gehen lasse; aber er antwortete ihnen, wenn der Pfarrer sieben Augen hätte, wolle er ihm vierzehn ausbohren. In eben der Festwoche, da er zum Tische des Herrn gehen sollte, berauschte er sich im Wirthshause, wo just Werber waren, und sagte überlaut zu ihnen: Ueber acht Tage dürft ihr auch auf mich bieten! Am Festtag selbst probirte er wohl zehnmal, wie er den Hut unter den Arm nehmen müsse, daß das Band recht daran fliege, und wie er sich bei dem Kompliment vor dem Pfarrer recht stellen müsse, wenn er zum Taufstein hervortrete. Vor der Kirche redete er mit denen, die neu gekleidet waren, ab, daß sie vor den andern gehen müßten, und daß er als der Erste voraus gehen wolle.

Gott hat den Menschen in diesem Alter viel Kraft und einen frohen Muth gegeben, und die frommen Alten gönnten dem lieben jungen Volke hundert Freuden, die diesen guten Muth stärkten und eben dadurch vor Ausschweifung bewahrten. Das junge Volk sah einander bei Tag und bei Nacht; aber die Töchter hielten zusammen und eben so die Knaben, und dieses Zusammenhalten jedes der beiden Geschlechter machte, daß jeder einzelne Knabe und jede Tochter viel mehr und viel länger unschuldig blieb. Die Lichtstubeten (Zusammenkünfte bei Licht in einer Stube) waren damals noch nicht Lasterstuben, wie sie es jetzt sind. Das junge Volk kam freilich nach dem Nachtessen auch zusammen; aber Eltern, Verwandte,

fromme, ehrenfeste Männer und Weiber waren allemal auch dabei und nahmen an ihren Freuden Theil; und wenn ein Knabe, der so viel als versprochen (verlobt) war, zu seiner Liebsten allein kommen durfte, so fand er dennoch immer die Mutter oder Schwester oder einen Bruder bei ihr bis zur Hochzeit. Ueberhaupt zeigten die alten Nachtbuben in Allem, daß sie Ehre im Leibe hatten, und machten gar oft zu ihrer Freude Sachen, die ihr gutes Herz bewiesen, und ihnen die Liebe der Jungen und Alten und das Wohlwollen der Stillsten und Frommsten zuzogen. So war es z. B. seit Menschengedenken ihr Brauch, daß, wenn eine Wittwe Töchter hatte, die sie ehren wollten, so schnitten sie der Mutter des Nachts beim Mondenschein den größten Acker, den sie hatte. Wenn sie dann am Morgen mit den Töchtern, die Sichel in der Hand, in ihren Acker kam und ihn geschnitten fand, horchten die Knaben hinter den Zäunen, auf wen sie wohl rathen möchten, der den Acker geschnitten habe, und jubelten dann vor Freude, wenn sie es errieth en. Aber seit Hummels Zeiten trieben die Nachtbuben immer nur schandbare Bosheiten, richteten Schaden an, wohin sie kamen, und verdarben allenthalben denen, die noch an den alten Sitten hingen, ihre unschuldigen Freuden. Wenn der Mond jetzt untergegangen war und die guten Nachtschnitter mit ihrer Freudenarbeit fertig waren, kamen die Böswichte, zerstreuten das geschnittene Korn der Wittwe, und hausten auf ihrem Acker, wie wenn die wilden Schweine ihn durchwühlt hätten. Am Morgen kamen dann die guten Schnitterknaben und fanden ihre Arbeit verheert, und nach ihnen die Mutter und die Töchter, denen dieser Acker gehörte. Die Schnitter stampften, die Töchter erblaßten, und die Wittwe schlug ihre Hände ob dem Kopfe zusammen, mehr wegen der Sünde, Gottes Gabe also zu verwüsten, als wegen des Schadens und der Schande, die es für sie war. Der junge Hummel sah der Frau hinter dem Graben des Schloßholzes zu und jauchzte noch, ihrer Frömmigkeit zum Trotze. Er that das vier Jahre nach einander, und da man ihm in Bonnal auflauerte, that er es in der Nachbarschaft.

Alles hatte auf Hummel Verdacht, und im letzten Jahre wäre er von den jungen Burschen in Hirzau beinahe erschlagen worden. Er ging am gleichen Morgen, da das in der Nacht geschehen war, noch in ihr Wirthshaus, Gebranntes zu trinken. Das junge Volk, das Verdacht auf ihn hatte, war wie wüthend über ihn, und wenn ihn nicht alte, ehrbare Männer mit Gewalt dem jungen Volk aus den Händen gerissen hätten, so wäre er auf Leib und Leben geschlagen worden. Die gleichen Männer, die ihn gerettet hatten, verklagten ihn beim Junker; aber da sie nichts beweisen konnten, ließ er, um solchen Bosheiten zu steuern, den Knaben das Kornschneiden bei Nacht überall verbieten. Aber das that Jungen und Alten so weh, und es entstand, da der Pfarrer dieses Verbot in der Kirche vorlas, ein so allgemeines Gemurmel darüber, daß es nicht größer hätte sein können, wenn der Pfarrer eine neue Auflage verlesen hätte. Jedermann sagte: Es ist nicht recht, daß wir um des Bösewichts willen diese alte Freude verlieren müssen. Und der Amtsuntervogt Lindenberger, ein alter, eisgrauer Mann, sagte dem Hummel, da er ihn unter der Kirchthür antraf, vor vielen Leuten: Es wäre besser, der Junker hätte dich an den Galgen hängen lassen, als daß er um deinetwillen unser ganzes, junges Volk in ein Bockshorn hineinstoßen will.

Um diese Zeit gingen auch die alten, ehrenfesten Lichtstubeten ab. Die wildern Knaben fingen jetzt an, vor den Fenstern der Ehrenleute, deren Kinder öffentlich und unter den Augen der Eltern bei einander waren, allerlei Bosheiten zu treiben, und ihnen die Freude dieses öffentlichen Zusammenkommens zu verderben.

Das war ein großer Schaden für das Dorf. Es kann aber nicht anders sein. Wie die Bosheit bei einem Volke steigt, so mindern sich seine Freuden und mit seinen Freuden das Glück. Ach! es war, wie wenn Alles in dieser Zeit zusammentreffen mußte, das liebe, stille, ruhige, glückliche Wesen der Alten gleichsam von Grund aus zu verderben.

Das Baumwollenspinnen, das damals ganz neu war und auf einmal in den Gang kam, trug auch Vieles dazu

bei. Die wohlhabendsten Leute in unserer ganzen Gegend hatten ehedem nur selten Geld. Ihr Wohlstand bestand darin, daß ihnen Essen, Trinken, Kleider und was sie brauchten, im Ueberfluß auf ihren Gütern wuchs. Sie begnügten sich damit und wußten für ihren Gebrauch von gar wenigen Sachen, die Geld kosteten. Die neuen Baumwollenspinner hingegen hatten bald die Säcke voll Geld, und da dieses Leute waren, die vorher weder Güter noch Vermögen hatten, folglich von Hausen und Sparen nichts wußten, brauchten sie ihren Verdienst, ihr Maul zu befriedigen, verwendeten ihn an Kleider und brachten hundert Sachen auf, die vorher im Dorfe völlig unbekannt waren. Zucker und Kaffee kam allgemein auf. Leute, die keine Furche Land hatten und am Abend nie wußten, wovon sie am Morgen leben sollten, waren schamlos genug und trugen Scharlachwämmser und Sammetbänder auf ihren Kleidern. Diejenigen, welche Güter hatten, vermochten das nicht, und hatten nicht Zeit, mit Spinnen Geld zu verdienen, wollten aber doch auch nicht minder sein, als das Baumwollenvolk, das vor Kurzem noch ihnen um jede Handvoll Rüben oder Erdäpfel gute Worte gab. Es gingen darum eine Menge der ältesten, besten Bauern-Haushaltungen zu Grunde, weil sie auf ihren Höfen den Baumwollenspinner-Leichtsinn nachahmten, Kaffee und Zucker brauchten, bei den Krämern Kleiderschulden machten, und sich nicht mehr mit dem, was ihnen auf ihren Feldern wuchs, begnügten, dessen sie freilich für sich und Kinder und Kindeskinder genug gehabt hätten, wie ihre Vorfahren bei hundert Jahren genug daran hatten und glücklich dabei waren.

Der Erste, der in unserm Dorfe ein Scharlachwamms und einen Kittel von fremdem Tuche trug, war der Hummel. Er hatte es zwar nicht mit Baumwollenspinnen verdient, denn er arbeitete nichts; sondern vielmehr das Geld dazu den Baumwollenspinner-Lumpen, die mit ihm spielten, abgewonnen, und er hängte es darum an Kleider, weil er hoffte, dadurch eine reiche Bauerntochter (denn er zog allen in der Nachbarschaft nach,) zu erhaschen. Aber damit war es nicht so geschwind richtig. Die Thaler, die

er im Spiele gewonnen und allenthalben gespiegelt hatte, waren zum Sack hinaus und fort, lange vorher, ehe er ein Bräutigam wurde. Ueberdies wurde es bald bekannt, daß er im Spiele betrüge, so daß Niemand mehr mit ihm spielen wollte, und da er von Jugend auf nicht gelernt hatte, zu den Kleidern Sorge zu tragen, so sah er in Kurzem in seinen Hoffartskleidern, von den Schuhen bis zu dem Hut, einem Strolch (Landstreicher) gleich. Er hatte nämlich Alles nach einem fremden Schnitt verfertigen lassen, und dergleichen nach fremder Mode gemachte Kleider sehen, wenn sie alt werden, immer viel häßlicher und lumpiger aus, als die gemeine Landestracht. Das war eine harte Zeit für seinen Hochmuth; denn als er noch im Flor war, und mit seinen Thalern und neuen Kleidern Pracht treiben konnte, machte er sich über Jedermann lustig, der weniger hoffärtig gekleidet war. Aber jetzt kam die Reihe an ihn. Knaben und Töchter lachten ihn jetzt aus, wenn er in zerlumpten Kleidern mit immer gleich hoffärtigem Sinne vor sie hinstand, und bald Diese, bald Jene, die seiner nicht wollte, an den Arm nahm. Der verstorbenen Kirchmeierin Leuthold hat er bis ins Grab nachgetragen, daß sie ihm vor einem ganzen Dutzend Töchter, da er sie auch so zutraulich bei der Hand nehmen wollte, zur Antwort gab: Was willst du doch mit uns? Geh und laß dich anwerben, du bist sonst zu nichts gut, als zum Krieg. Lange Zeit gab ihm jede Jungfrau, mit welcher er freundlich thun wollte, diese Antwort; und es wäre sicher dazu gekommen, daß er hätte in den Krieg gehen müssen, wenn er nicht an der Weihnacht 1751 ein lebendiges Rehböcklein gefangen und dem Junker als Neujahrsgeschenk für die junge Herrschaft auf Arnburg gebracht hätte. Durch diesen Umstand hatte er sich ins Schloß eingeschlichen und war dann bald wieder zu ganzen Säcken voll Geld und zu aller Hoffart gelangt.

Die damaligen Unordnungen im Schlosse sind die wahren und einzigen Ursachen, warum der Hummel bei seinem leichtsinnigen, liederlichen, müßiggängerischen Leben dennoch im Lande hat bleiben können, und wieder zu Geld, Vermögen und Ansehn gekommen ist; und warum

er bei aller Unordnung, in der er gelebt, bei allen Verbrechen, die er verübt, und bei allem Unglück, daß ihn betroffen hat, dennoch bis auf diese Zeit immer so bei Geld geblieben ist, daß er sich bei Haus und Hof hat erhalten können.

Er hatte sich nicht so bald ins Schloß eingenistet, so hatte er wieder eine Menge guter Freunde, und das Auslachen nahm mit dem Neujahrstag und dem Rehböcklein, das er ins Schloß führte, im Augenblick ein Ende; denn in der andern Woche wußte schon Jedermann, daß er alle Tage darin stecke und ausrichte, was er wolle.

Der alte Schreiber sah, daß er ihn brauchen könne und machte gar bald Kameradschaft mit ihm. Wer nun im Schlosse etwas wollte, der wandte sich, wenn er Recht hatte, bei Tage, wenn er Unrecht hatte, bei Nacht an ihn. Man verbarg es auch nicht, daß man im Schlosse ausrichten könne, was man wolle, wenn man ihn dafür bezahle. Wer ihn aber am theuersten zahlte, war der Müller von Grienbach. Dieser gab ihm seine Tochter dafür, damit er ihm Wein und Frucht in wohlfeileren Preisen zuliefere, und machte also aus himmelschreiendem Geize seine Tochter zu einem unglücklichen Weibe. Denn das war sie von der Stunde ihrer Heirath an bis an ihren Tod, der vorgestern erfolgte. Ich habe den Müller sterben und den Jammer dieser That mit sich ins Grab tragen sehen. Das Bild seines Todes schwebt noch jetzt vor meinen Augen, und unvergeßlich bleibt mir die Lehre, die sein Tod in mein Herz geprägt hat: „Der Mensch, wenn er auch um seiner selbst willen nicht fromm und treu sein will, sollte es doch um seiner Kinder willen sein!"

Da der Hummel nun verheirathet war, wollte er auch mit Gütern groß thun; aber er war kein Bauer. Und wie hätte er auch einer sein können, da er so träge, so liederlich und unordentlich war! Es war nur Hoffart, daß er Güter haben wollte. Er besorgte sie nicht recht und zog bei weitem nie den Nutzen daraus, wie seine Nachbarn. Der Kuhhandel hingegen war ihm einträglich. Er brachte aber auch viele Haushaltungen damit um Hab und Gut. Die Armen wurden ihm bald schuldig, und

wer ihm schuldig war, mußte mit ihm handeln; und wenn er im Schlosse einen Gefallen that, der mußte ihm eine Kuh dafür abkaufen oder mit ihm tauschen. Er gab den armen Leuten oft in einem Jahre drei bis vier Stück Vieh, aber eins schlimmer als das andere.

Bald nach seiner Heirath verleitete ihn sein Hochmuth, seinen Vater zu bewegen, daß er ihm Haus und Güter sammt den Schulden überließ. Er versprach dem Vater, so lange er lebe, ihm ein ehrliches Auskommen zu geben und ihn liebreich zu behandeln; aber sobald er die Güter hatte, ließ er den alten Mann darben, daß alle Nachbarn Mitleid mit ihm hatten. Der Kirchmeier Kienast sel. hat den alten Mann so zu sagen unterhalten, ihm Milch und Brot gegeben und ihn von seinem Tische essen lassen, wann er wollte. Er kam auch fast alle Tage und klagte immer mit Thränen, wie gottlos sein Bub mit ihm umgehe; aber wenn es der Junge merkte, so wüthete er gegen den Vater und brauchte hundertmal die Worte, er wolle ihn in den Boden hinein schlagen, wenn er sich ferner erfreche, einen Mund voll Brot in einem fremden Hause zu essen. Er machte sich auch nichts daraus, öffentlich vor den Leuten zu sagen, es wäre das Beste, der alte Lump ginge bald weiters, er nütze so nichts mehr auf der Welt.

Das Alles ängstigte und verwirrte den armen Mann so sehr, daß er glaubte, sein Bube wolle ihn noch vergiften, so daß er keinen Löffel voll Suppe ohne Angst aß, wenn er wußte, daß dieser beim Kochen um den Weg gewesen war, und daß er allemal mit Aengstlichkeit Achtung gab, ob er auch davon esse. Man rieth dem Alten ins Schloß zu gehen und dem Junker zu sagen, wie es der Sohn mit ihm mache. Er that es und bat den Junker mit tausend Thränen, er solle doch dem Buben zusprechen, daß er, so lange er lebe auch noch christlicher mit ihm umgehe. Der Junker befahl ihm, er solle morgen mit dem Sohne wieder ins Schloß kommen, damit er ihn auch verhöre.

Der Hummel vernahm, was der Vater im Schloß gethan hatte, ehe er wieder heimkam; war aber ganz

freundlich mit dem Alten und sagte, er wolle gern kommen und er begehre nichts als was recht sei. Er überredete den Vater daheim und auf dem Wege, Kirschenwasser zu trinken, indem er ganz zutraulich zu ihm sagte: Das macht Herz und Courage, wenn man vor die Obrigkeit gehen will. Es war kalt und im Jänner, und der Alte ließ es sich belieben; denn der Bube zahlte für ihn. Aber da er jetzt aus der Kälte zum Junker in die warme Stube kam und seine Klage anbringen wollte, schwankte und stotterte er, wie ein Betrunkener, und das Gebrannte roch ihm zum Munde heraus. Da war die Sache bald richtig. Der Junker war über ihn böse und sagte zu ihm: Du alter Lump, ich muß ja mit meinen Augen sehen, daß dein Sohn Recht hat und mit dir geplagt ist. Gehe mir den Augenblick aus der Stube und halte dich, daß er keine Klage mehr über dich hat. Auf dem Heimwege sagte dann der Hummel wohl zwanzigmal zu seinem Vater: Du alter Lump, wie ist es jetzt gegangen? Wann willst du jetzt wieder mit mir ins Schloß gehen? Und so lange er lebte, war dies immer seine Antwort, wenn sein Vater etwas klagte.

Die Bekanntschaft mit dem alten Schreiber wurde indessen immer enger. Dieser zeigte ihm nach und nach die Form und Ordnung, wie man Land und Leute aussaugen könne, ohne sich großer Gefahr auszusetzen. Sie trieben diese Künste in Friede und Einigkeit Jahre lang und arbeiteten für einander lange vorher, ehe noch der alte Weibel, auf dessen Dienst sie lauerten, ihnen sterben wollte. Da dieser endlich starb, schlug der Schreiber den Hummel zu diesem Amte vor, und der Junker nahm ihn dazu. Jetzt rief ihn sein Amt in die Hütte des Elends. Die Gefangenen kamen unter seine Hände. Treiben und Pfänden war jetzt das Handwerk, bei dem er sein Brot suchte, und den Vater von dem hungernden Weibe, die Mutter von den weinenden Kindern wegzuführen, und das Elend des Lebens in hundert Hütten auf das Aeußerste zu bringen — das war jetzt sein Beruf! —

Weder der Leuthold mit seinen zwölf Kindern, noch der Bauer ab dem Rütihof, noch der Haselberger wären

zur Gant getrieben worden, wenn der Hummel nicht in der Zeit seines Weibeldienstes mit dem Schreiber ihnen allenthalben ihre Schulden aufgeweckt und Alles dahin angezettelt hätte, daß die Gantkosten von diesen drei Höfen in ihre Hände kamen. Es ist jetzt mehr als zwanzig Jahre seit diesen Ganten; aber das Elend, das daraus entstand, dauert noch jetzt und wird noch lange dauern, wenn wir alle nicht mehr da sind. Als Weibel brachte er so viele Leute ins Schloßgefängniß, daß alles ehrenfeste Leben unter uns aufgehört hat. Es waren vorher viele Geschlechter, die eine Freude daran hatten und ihre Ehre darin suchten, daß bei hundert Jahren Niemand ihres Namens ins Gefängniß gekommen war; aber er brachte es dahin, daß das Niemand mehr sagen konnte. Ach! es war, wie wenn er unsre Geschlechter und unser Volk mit Gift ansteckte während seines Dienstes, so sehr wußte er jede Spur von Scham und Ehrgefühl auszutilgen, die noch unter uns war. Die Reichen tranken und spielten im Gefängniß, indessen die Armen darin verfaulten. Im siebenten Jahre seines Weibeldienstes kaufte er das Wirthshaus und die Mühle, und konnte 4500 fl. baares Geld daran zahlen, ohne was er sich für diese Gewerbe sonst einzurichten hatte.

Ach! wie der Fisch im Wasser in Schleusen fällt, wo seinem Laufe sonst keine Oeffnung gemacht ist; wie der Vogel in der Luft sich im Garne verstrickt, wenn es seinem Fluge im Wege steht; und wie das Wild im Felde in die Gruben fällt, wenn man es mit seiner Nahrung dahin lockt: so fiel unser Volk dem Hummel in seine Hände, als er jetzt noch Wirth und Müller wurde.

Er wußte besonders die Unzufriedenheit mit ihren Umständen, in welcher die meisten Menschen leben, zu seinem Vortheil zu gebrauchen, und besaß die Kunst, von Jedermann wie aus dem hintersten Winkel heraus zu locken, wie und worin sie glauben und meinen, daß ihnen Unrecht geschehen sei. Und es brauchte nur dieses, so hatte er sie sicher in seinen Klauen, und griff sie dann an der schwachen Seite an, die er nun an ihnen kannte. Waren es Kinder, waren es Dienstboten, oder waren es Eltern,

er wußte mit einem Jeden zu reden und ihm sein Zutrauen zu stehlen.

Dem störrischen Kinde sagte er: Warum folgst du doch einer Mutter, die so ist als die deinige? Dem hoffärtigen: Dein Vater sollte sich schämen, daß er dir Dieses und Jenes nicht giebt, wie es Andere haben, die gar viel weniger Vermögen besitzen, als er. Dem fleißigen: Du bist ein Narr, daß du dich so plagst und nicht mehr Dank davon trägst. Dem gewinnsüchtigen: Du würdest unter Fremden wohl zehnmal mehr verdienen, als daheim. Dem trägen: Warum magst du doch vom Morgen bis an den Abend so angespannt sein, wie ein Roß am Karren? Dem Stiefkinde sagte er: es sei himmelschreiend, was für einen Unterschied seine Eltern zwischen ihm und dem andern machen. Dem Knecht, der einen guten Meister hatte: es sei gut, aber doch auch nicht immer, bei einem Esel dienen. Demjenigen aber, der einen strengen Meister hatte: wenn er sich beim Teufel verdingt hätte, er hätte es nicht schlimmer, als bei seinem Meister. Und so sagte er auch zur Magd, wenn sie ihre Meisterleute rühmte oder tadelte; so auch dem Weibe, wenn es seinen Mann lobte oder schalt.

Aber allemal, wenn sie mit einander vertraulich wurden, kam das Lied am Ende so hinaus: Du bist ein Narr, oder eine Närrin, daß du dir nicht selber hilfst; an deinem Platze würde ich lachen und Dies und Das thun. Das hieß dann allemal so viel, als wenn er sagte: Stehle, was man dir nicht giebt, und bringe es mir: Ach, die Lehre war so wohl verstanden, daß unser Volk ein Schelmenvolk und unsere Haushaltungen elend wurden. Die Kinder aus der Schule nahmen ihren Eltern, was sie konnten und brachten es ihm. Die Eheleute stahlen einander das Ihrige und brachten es ihm. Die Dienstboten nahmen ihren Meisterleuten, was sie konnten und brachten es ihm. Und so wie die Gelüste des Muthwillens, so brauchte er auch die Noth der Armen zu gleichen Zwecken. Er verführte sie durch Speise und Trank und mit Geld, das er ihnen lieh, und zwang sie dann plötz-

lich, zu zahlen, was sie nicht hatten. Dann stahlen die Armen und brachten es ihm.

Unter diesen Umständen konnte es nicht anders sein, — die Liebe und der Glaube und der Friede, der die Menschen segnet und glücklich macht, mußte aus allen Wohnstuben weichen, und zwischen Eltern und Kindern, zwischen Brüdern und Schwestern, zwischen Mann und Frau war allenthalben der Same der Zwietracht gesäet, und der Same der Zwietracht ist der Same des Lasters und des Unglücks. Das Laster wuchs jetzt allenthalben wie die Frucht, die im Dünger steht. Das Hundertste kam zwar nicht an den Tag; aber man darf doch die Zahl der Menschen nicht nennen, die in dieser Zeit in Bußenrödeln und Kriminalakten aufgeschrieben wurden. Ihre Thaten sind die Früchte des Samens, den dieser unglückliche Mann mit seiner Hand ausgesäet hat, und auch Viele klagten ihn darüber an. Der arme Uli sagte unter dem Galgen selbst, er habe nicht den zehnten Theil so viel gestohlen, als der Hummel ihm abgedrückt habe. Und es war wahr. Dieser hatte ihm sein bestes Land mehr als um ein Drittheil zu wohlfeil abgedrückt und der arme Tropf hatte vorher für keinen Heller gestohlen, bis er von diesem gänzlich ausgesogen und an den Bettelstab gebracht worden war. Auch die Lismergrithe war in seinem Hause unglücklich geworden, und als sie hernach, da sie ihr Kind umgebracht hatte, in seinem Hause in Verhaft genommen wurde, sagte sie in Gegenwart Vieler zum Vogt: Du bist an meinem Unglück Schuld! — Das könnte eine Jede sagen, die bei mir tanzt und trinkt, wenn sie dann hintennach thäte, was du gethan hast, erwiederte dieser, riegelte die Thür zu und ging fort. Auch von den Knechten, die von ihm weggekommen sind, haben mehrere wegen Diebstahls landesflüchtig werden müssen, welches auch nicht anders sein konnte, da sie in seinem Hause zu Schelmen erzogen worden waren. Der Rütibauer merkte noch im letzten Jahre, ehe seine Güter vergantet wurden, daß es mit seiner Frucht (Korn) nicht richtig gehe; und da er seine Frau, die dem Trunke sehr ergeben war, im Verdacht hatte, gab er lange auf sie Acht, und sah sie

einmal an einem Morgen fast vor Tag mit einem Sacke voll Frucht, so schwer sie tragen mochte, zum Haus hinaus gehen. Er schlich ihr durch einen Abweg hinter dem Zaune nach und sah sie den Sack in dem Gestäude an dem Steige bei dem Mühlweg verbergen, ließ aber die Frau, ohne sich zu zeigen, wieder heim gehen und wartete hinter dem Gestäude bis Jemand kam, den Sack abzuholen. Es verging keine halbe Stunde, so kam der Mühlknecht und nahm noch zwei solcher Säcke aus dem Gestäude hervor. Als er aber den Sack des Rütibauers nehmen wollte, schlug dieser mit einem Zaunstecken so auf ihn zu, daß er in Ohnmacht fiel und eine Viertelstunde mitten auf der Straße liegen blieb, bis man es in der Mühle vernahm und ihn heim holte. Von dieser Zeit an ist der Christoph nie mehr ohne seinen großen Hund von Hause weggegangen.

Etwa im dritten Jahr seines Weibeldienstes starb ihm sein einziges Kind, ein Knabe, der sein Alter nur auf zehn Jahre brachte, und immer kränkelnd und schwächlich, aber dabei ein gutes und frommes Kind war. Er saß viel bei der Bibel, las und betete viel. Er hatte nicht Kräfte, zu arbeiten, aber er sah das Unrecht, das in seines Vaters Haus herrschte, und so jung er war, vergoß er schon darüber Thränen und sagte dann und wann unverholen, es drücke ihm fast das Herz ab, wenn er Dies und Jenes sehe. Sein Vater haßte ihn, nannte ihn nur Serbling und alte Grochserin (Jammerweib), und im Rausche verspottete er ihn noch bisweilen, wenn er laut und inbrünstig betete. Die Magd, die in des Knaben Kammer schlief, bezeugte bei seinem Tode, er habe oft ganze Nächte durch jammert und kein Auge zugethan, wenn er dazu gekommen sei, daß sein Vater Jemand ins Unglück zu bringen gesucht und gedrückt habe. Etliche Tage vor seinem Tode gestand er dem Pfarrer, daß ihm das auf dem Herzen liege und bat ihn, aber erst wenn er gestorben sei, mit dem Vater darüber zu reden. Der Pfarrer that es auch; aber der Vater gab ihm zur Antwort: Es scheint, der Bub sei bis in den Tod ein einfältiges Tröpflein geblieben, wie er in seinem Leben war.

Doch gab er in der Woche, da der Knabe ſtarb, einigen Armen etwas Rüben und Erdäpfel zum Almoſen.

Den Weibeldienſt hatte er neun Jahre verſehen, da der alte Vogt ſtarb. So ſehr ihm aber der Junker gewogen war, ſo dachte er im Anfang doch nicht daran, ihn zum Vogte zu machen. Er kannte einige Fehler an ihm, wie z. B. Saufen und Schwören, und meinte für ſich gar nicht, daß er zu dieſer Stelle der Beſte ſei. Aber der Weibel hatte ſo viele Fürſprecher im Schloſſe, vom Schreiber und Vikari an bis auf den Gärtner, der großen Einfluß auf den Junker hatte, daß es ihm zuletzt ſchien, es ſeien im ganzen Dorfe alle Stimmen für ihn. Und doch waren alles nur Ohrenbläſer, und im ganzen Dorfe hätte der Weibel nicht fünf Stimmen gehabt, wenn es auf das Herz angekommen wäre; aber kurz, man machte den Junker glauben, er ſei den Leuten angenehm, und er wurde Vogt.

Nun that er — ich darf das Wort wohl brauchen; es iſt hart, aber wahr — nun that er als eine Art Obrigkeit, was er zuvor als Schelm gethan hatte. Sobald er Vogt wurde, war das Erſte, was er that, daß er ſuchte, den Bamberger vollends zu verderben; denn er wußte, daß, ſo lange dieſer an ſeinem Platze ſei, er in ſeinem Thun und Treiben nicht ſicher ſein könne. Er kam auch bald zu ſeinem Ziele. Mit allen andern Vorgeſetzten wußte er ſich zu vertragen; denn er wußte allen, auf die oder dieſe Art, mit Güte oder mit Ernſt, beizukommen, daß ſie thun mußten, was er wollte. Er miſchte ſich ſogar in alle Hausgeſchäfte des Junkers und wußte Alles, wo er Einfluß hatte, ſo zu leiten, daß die Sachen alle in einer Art von Trott ihren Weg fortgingen, ohne daß der Junker Mühe damit haben oder nur viel davon reden mußte, wenn er nicht gern wollte, und machte ſich ſo mit Zeit und Jahren im Schloſſe ſo nothwendig, daß man faſt gar nicht ohne ihn fortkommen konnte. Er ließ es auch ein Paarmal den Junker fühlen, da er einmal in der Heuernte, ein andermal auf eine Zehnten-Verleihung nur acht Tage lang nicht ins Schloß kam.

Er trachtete ferner, alle diejenigen, welche Aemter hatten, bis auf die geringsten, so viel er immer konnte, unter einen Hut zu bringen. Er nahm davon für sich selbst, so viel er konnte, und für die übrigen sorgte er, daß sie mit Leuten besetzt wurden, die ihm zugethan oder doch wenigstens einfältig waren. Bis auf den Küster- und Schulmeister-Dienst schob er allenthalben seine Kreaturen unter, und that dann als Vogt mit unaussprechlicher Sicherheit, was er vorher als Weibel noch immer mit Gefahr des Zuchthauses und noch größerer Strafe gethan hatte.

Das ist nämlich der Unterschied zwischen einem Schelmen, der Vogt ist, und einem andern, der es nicht ist. Der Eid, den er auf sich hat, und der Eid, den seine Kreaturen schwören, wird zu einem Schilde, mit dem er alle Verbrechen bedecken kann. Wo er diesen Schild vorhält, da werden seine Lügen zur Wahrheit, und die Wahrheit seiner Widerpart zu Lügen. Der Werth dieses Schildes ist allen gewaltthätigen und ungerechten Menschen, die in den Dörfern in Ehre und Ansehen stehn, unbezahlbar; auch bedienen sich die wohlgeehrten Blutsauger bald allenthalben desselben je länger, je schamloser. Frage links und rechts und du wirst hören: Wenn gemeine Leute allenthalben hundertmal eher Unrecht leiden und sich bei ihrem besten Rechte lieber wohl und wehe thun, als es in ihren Streitsachen auf einen Eid ankommen lassen, so setzen hingegen die Vorgesetzten ihren Eid so kurzweg und unbesonnen zu Allem, was sie oft auch im Rausche reden und thun, daß es einen schaudern macht. Das ist aber auch die erste Ursache des vielen Elends und Leidens, das diese Leute haben, so wie des häuslichen Unglücks, in dem Viele leben und selbst ihre Kinder hineinstürzen.

Da der Hummel nun in seinem Dienste fest saß, griff er Jedermann, der in Holz und Feld etwas hatte, das ihm anstand, an. Die Gemeinde setzte ihm die Marksteine, wohin er wollte, ohne Widerrede. Da er bauen ließ, nahm er aus dem Walde, was er wollte, und das Holz war schon gezimmert und lag schon vor seinem Hause, als er an der Gemeinde die Stimmen sammeln ließ, daß

sie es ihm bewilligten, und die Erlaubniß dazu zu seiner Sicherheit ins Dorfbuch hinein schreiben ließ.

Der alte Mönchhöfler sel. konnte das auch fast gar nicht verdauen und sagte überlaut: Vor Altem sind die Diebe doch auch noch zufrieden gewesen, wenn man sie mit dem Gestohlenen fortgelassen hat; aber jetzt muß man noch ein Zeugniß dazu geben, daß man es ihnen geschenkt hat. Aber es that Jedermann, als ob man ihn nicht höre, und sein Sohn selbst ermahnte ihn zum Schweigen und sagte: Schweig doch, um Gotteswillen; wir sind sonst keine Stunde sicher, daß er uns um Haus und Hof bringt! Der Vogt that selbst, als ob er es nicht gehört habe und machte, daß die Vorgesetzten das Zeugniß unterschrieben und das Datum zwei Monat früher setzten. Die öffentliche Gerechtigkeit war nun in seiner Hand, und er brauchte sie fast immer zum Schutze derer, die Unrecht hatten, damit er sich einen Anhang machte von Leuten, die ihn fürchten müßten, um mit ihnen die zu unterdrücken, die ihm entgegen wären. Er erschwerte immer dem Beschädigten den Beweis wider den Gewaltthätigen, und dem Bestohlenen den Beweis wider den Dieb. Er hielt den Klagenden hin, bis der Beklagte entronnen und der Frevel gedeckt war. Wenn der Kläger den ganzen Tag auf ihn wartete, so war er nicht daheim; aber die Nacht hindurch stand dem Schelmen für Rath und That sein Haus offen. Was du mit deinen Augen sahst, mußte nicht wahr sein, und wenn du den Dieb in deinem Hause ertappteſt, mußteſt du ihn noch um Verzeihung bitten, daß du ihn verklagt hatteſt. Es war auch sicher fast in keinem Falle mehr möglich, das größte Unrecht, das man litt, zu beweisen. Er lenkte das Recht, wohin er wollte; Wahrheit und Lügen waren ihm gleichviel. Was er wollte, war Ja, und was er nicht wollte, Nein. Was im Verborgenen geredet wurde, ward, wenn er es wissen wollte, ausgeforscht, und was an offener Gemeinde geredet wurde, ward geläugnet, wenn er es geläugnet haben wollte. Wofür er immer stritt, hatte er immer Zeugen für das, so er behauptete. Auch wenn Eid und Gewissen dazu gesetzt werden mußten, standen diese ihm bei.

Ich muß jetzt noch einen Augenblick darüber reden, wie er als Wirth und Müller handelte.

Er machte mit Niemand sauberen Tisch, sondern trachtete immer, daß Jedermann, mit dem er in Rechnung stand, nicht mehr sicher und richtig wisse, wie eins auf das andere gefolgt sei. Die Unordnung seines Hauses war aber auch so, daß er nicht mit den Leuten in Ordnung hätte rechnen können, wenn er auch gewollt hätte. Bald schrieb er ins Buch und die Frau an die Wand und am Samstag kam es dann natürlich, wenn man die Wand abwischen wollte, doppelt ins Buch.

Wenn ihm in seiner Einbildung in den Sinn kam, er habe Dieses oder Jenes aufzuschreiben vergessen (und dies geschah nur gar zu oft, besonders in den Nächten, wo er nicht wohl schlafen konnte), so machte er kurzweg in seinem Buch aus einer 0 eine 6, oder setzte eine 0 hinten an, wie er meinte, daß es gehen möchte. Er ließ im Buche und in den Handschriften auf Glück und Gerathewohl Lücken aus, daß er hineinschreiben und verfälschen konnte, was er wollte. Er gab die alten und bezahlten Handschriften, wo er immer konnte, nicht heraus, läugnete sie ab und behauptete, sie seien zerrissen und verbrannt worden, oder verloren gegangen. Wenn er dann aber mit Jemand Streit bekam, so nahm er solche Papiere allemal wieder hervor und brauchte sie wie gute.

Am härtesten drückte er die Leute, von denen er etwas Schlechtes wußte, und die sich fürchten mußten, er bringe es ihnen aus, so wie diejenigen, welche ihn selber zu betrügen oder ihm etwas abzuläugnen versuchten. Solchen Leuten doppelt anzuschreiben, was sie schuldig waren, oder eine Prise Tabak zu nehmen, machte dem Vogt gleich viel Mühe. Wenn so einer klagen wollte, so gab er die kurze Antwort: Du Schelm, du Dieb, willst du mir es wieder machen wie gestern? Meinst du, ich habe deine Schelmenhandschrift verloren? Wenn er Jemand Unrecht that, war es ihm allemal wie ein Balsam ins Herz, wenn er sich auch nur einbilden und vorstellen konnte, der Mann, den er unter den Händen hatte, sei ein Schelm und habe ihm auch Unrecht gethan oder wenigstens thun wollen.

Am wenigsten mochte er den Mann leiden, der Ordnung liebte und still und bedächtlich in seinem Thun einher ging; den Mann, der den Kreuzer zweimal umkehrte, ehe er ihn ausgab, und Treue und Glauben forderte, weil er selber Treue und Wort hielt. Mit solchen Leuten war er wie Feuer und Wasser und ruhte nicht, bis er sie zu Grunde gerichtet hatte. Dafür war er so bekannt, daß Jedermann im Dorfe öffentlich sagte, es sei ein Wunder, daß er den Baumwollen-Meyer nicht habe meistern mögen.

Aber ich muß fortfahren, und die hundert tausend Thaten seines Hausbuches, und die hundert tausend Thaten seiner Amtsstelle übergehen, wie wenn sie nichts wären, um bloß noch zu sagen, was für ein Ende der Mann genommen, der dieses Alles gethan hat.

Ich weiß nicht, warum es so ist; aber es ist so: Großen Veränderungen unserer Schicksale gehen gemeiniglich Sachen vorher, die unser Gemüth auf eine mächtige Weise einnehmen und nur wie Ahnung werden von dem, was uns bevorsteht.

Es werden jetzt den sechszehnten Brachmonat sechs Jahre, da er an einem schönen Morgen früh ins Feld ging. Das reife Gras duftete Wohlgeruch um ihn her. Die schöne Saat wallte in hohen Aehren, und weit und breit gehörte da, wo er stand, Alles ihm. Er sang in seinem Uebermuthe ein freches Lied und gellte und wieherte laut, wie ein junges Roß auf voller Weide. Indem er so stand und sein Haupt stolz umher warf, hörte er ein Zetergeschrei. Er erblickte ein Weib und fünf Kinder, die sich unter einer Eiche heulend auf dem Boden wälzten. Ob ihrem Haupte hing ihr Vater. Er erkannte, daß es der Stichelberger war, der gestern noch mit ihm gerechnet und beim Weggehen in halber Verzweiflung die Worte ausgesprochen hatte: „Vogt, ich lade dich ein ins Thal Josaphat auf eine andere Rechnung!“ Der Vogt erinnerte sich jetzt mit Entsetzen dieser Worte, und aller Muth und alle Freude verließ ihn von dieser Stunde an; aber er änderte sich deßwegen um kein Haar, nur, daß er noch viel mürrischer und launiger wurde, als vorher.

Im Jahr darauf wurde er krank. Es griff ihn ein heftiger Kopfschmerz an. Er schüttete ganze Gläser voll Branntwein über den Kopf, die Schmerzen zu stillen und ließ viermal nach einander so stark zur Ader, daß er in eine Schwäche verfiel, die ihn beinahe ins Grab gelegt hätte; aber er wollte auch, da die Krankheit am größten war, vom Tode nichts hören, sagte des Tages zwanzig und dreißigmal, auch wenn ihn kein Mensch fragte, es fehle ihm nur im Kopf und in den Gliedern, um das Herz sei er so gesund, wie ein Reynegli.*) Er zwang sich, da er weder stehen noch gehen konnte, alle Tage aus dem Bette, ließ alle Tage, wenn er auch fast nicht reden konnte, diesen oder jenen zu sich kommen, um etwas meistern oder zanken zu können.

Jedermann gab ihm natürlich während der Krankheit vor den Augen und hinter dem Tische gute Worte; aber Jedermann suchte auch wieder so geschwind als möglich von ihm wegzukommen. Die Furcht vor ihm verminderte sich im ganzen Dorfe. Es wußte es ein Jeder, daß er böse werde, wenn man ihm sage, er habe stark abgenommen, oder er sehe so übel aus. Doch ging fast kein Tag vorbei, daß das nicht Jemand und meistentheils noch aus Bosheit zu ihm sagte. Er mußte sieben Wochen nach der Krankheit noch am Stabe gehen und sah um zehn Jahre älter aus, als vorher. Jedermann hatte sicher geglaubt, seiner los werden zu können, und in den ersten Tagen seiner Krankheit fragten alle Nachbarn einander den Tag über wohl zehn- und zwanzigmal, wie es um ihn stehe. Am Morgen aber zuckten Alte und Junge die Achsel, wenn es hieß, er habe die Nacht überstanden und lebe noch. Als er jetzt wieder aufkam und in Holz und Feld, in der Kirche und im Schlosse stolz und keck sich zeigte, war es nicht anders, als wenn dem Dorfe das größte Unglück begegnet wäre, so still und betroffen war Jedermann.

Er hatte geglaubt, es werde ihm Jung und Alt die Hände entgegen strecken und Glück wünschen, daß er wieder gesund geworden sei; aber das kam Niemand in den

*) Reynegli, ein kleiner Fisch, der ein sehr starkes Leben haben soll.

Sinn, und er sah mit seinen Augen, daß Weiber und Männer starke Schritte nahmen, um ihm links und rechts aus dem Wege zu weichen, wo sie auf ihn stießen. Der Vogt war jetzt eine Zeit lang den Leuten aus den Augen gekommen, und es war ihnen in den drei Monaten, da er krank gelegen, so wohl, daß sie jetzt nicht anders konnten, als ihm zeigen, wie froh sie seien, wenn er ihnen drei Schritte vom Leibe bleibe. Er fand selbst den alten Junker ganz verändert, und als er ihn bei der ersten Aufwartung im Schlosse zutraulich im alten Tone fragte: Was hättet ihr gesagt, wenn ich unter den Boden hätte gehen müssen? antwortete der Junker: Ha! ich hätte gesagt, es wäre wieder ein böser Bube weniger.

Vogt. So!

Junker. Es ist einmal wahr. Es war, wie wenn du allen Streit und Zank mit dir unter die Decke genommen hattest, seitdem du krank lagst.

Vogt. Aber ihr hattet doch auch Arbeit, die ihr sonst nicht hattet.

Junker. Das ist wahr, aber ich fand auch, daß mir besser dabei war, als wenn du sie machst.

Das war deutlich genug. Der Vogt verstand es aber auch völlig, fluchte ganz entsetzlich über das verdammte Fieber, das ihm dieses Alles zugezogen habe und sagte bei jedem Anlaß laut: Ich bin noch da, wenn mich schon Jung und Alt unter den Boden gewünscht hat; es ist aber nur gut, daß ich bei diesem Anlaß die Leute auch kennen gelernt habe.

Er fing überhaupt um diese Zeit an, entsetzlich viel zu reden und ganze Abende hinter dem Tische mit einem Halbdutzend Lumpen zu plaudern, und groß zu thun mit allerlei Projekten, und sich zu brüsten mit allerlei Erzählungen, wer er sei, was er ausgerichtet habe, und was er noch ausrichten wolle.

So saß er vor vier Jahren den achten Heumonat bei seinen Lumpen am Tische. Ein starkes Gewitter sammelte sich hinter unserm Berge und zog aus dem Hirzauer Thal gegen uns heran. Es wurde finster am hellen Tage, und selber die Saufenden sagten erschrocken zum Vogt: Es giebt

ein erschreckliches Wetter. Er aber gab ihnen zur Antwort: Wenn schon das halbe Korn auf zehn Stunden weit verhagelte, es wäre kein Schade. So sehr sie betrunken waren, schüttelten die Männer doch über diese Rede den Kopf; der Vogt aber behauptete forthin mit Fluchen, es wäre kein Schade; das Land sei ja überladen mit Korn, und er habe das Haus mit zweijähriger Frucht noch so voll, daß er fürchten müsse, es drücke ihm dasselbe ein; auch kaufe ihm Niemand etwas ab.

Du würdest doch auch erschrecken, wenn das Wetter zu uns käme, sagte der Christen.

Ich höre halt das Donnern nicht gern; aber sonst — was wollte mir so ein Wetter machen? erwiederte der Vogt.

Darauf antworteten ihm die Lumpen: Du bist reich, du hast gut reden. Zehn solcher Wetter würden dir nichts machen. Aber sage das ein Anderer auch, wenn er kann.

Das ist eben der Vortheil, sagte der Vogt und grinzte, das Glas in der Hand, gegen sie wie ein Affe.

Diese Worte waren ihm kaum zum Munde heraus, als ein Donnerschlag, stärker als sie je einen gehört hatten, über ihrem Haupte dahin rollte. Sie wurden alle todtenblaß, der Vogt verschüttete das Glas, das er eben in den Händen hatte, und der Christen sagte zu ihm: Du bist jetzt doch auch erschrocken! Dieser erwiederte: Es ist wahr, ich fürchte mich ganz erschrecklich vor dem Donner. Dann bat er sie, daß sie doch bei ihm bleiben möchten, bis das Wetter vorüber sei.

Allein nur wenige wollten bleiben; die andern sagten: Es möchte begegnen, was es wollte, so muß man heim gehen, wenn es so kommt; und ich wollte nicht Lohn nehmen und mir nachsagen lassen, ich sei, während ein Unglück begegnete, im Wirthshause gewesen. So sagten die Kerls, so liederlich sie waren, gingen dann erschrocken nach Hause und erzählten in ihrer Stube, was für ein erschreckliches Wort der Vogt nur einen Augenblick vor dem großen Donnerschlag geredet habe. Weiber und Kinder und Dienstleute, die gewohnt waren, bei einem Gewitter zur Bibel zu sitzen und das Betbuch in die Hände zu nehmen, behüteten und besegneten sich ob dem gottlosen

Manne. Indessen wurde es immer dunkler; es leuchtete Blitz auf Blitz; es donnerte Schlag auf Schlag; es fielen Schlossen wie Nüsse, und hinter dem Hagel folgte ein Wolkenbruch. Der Waldbach zerriß den Damm, der ihn vom Mühlbach scheidet, und stürzte vereint mit dem Mühlbach gegen das Tobel. Das Wasser schwoll zuerst oben am Tobel, in der Ebene hinter dem Vorderdörfler-Stege, und bildete da gleichsam einen See.

Der Vogt bot tausend Gulden, wenn man den Steg einreißen und Luft machen könnte. Dieses wäre möglich gewesen, wenn man im Anfang entschlossen und mit starken Rossen durchs Wasser gegen den Steg geritten und mit Feuerhaken angesetzt hätte. Aber so sehr tausend Gulden einem wohl thun, wenn man nichts hat, und so nöthig es ihrer hundert gehabt hätten, so wollte es doch Niemand wagen. Der Vogt bat und bat, rühmte seine Pferde, wie stark und gut und sicher sie seien und wie gern sie ins Wasser gehen. Aber indem man redete und sich berathschlagte, schwollen die Wasser immer stärker an, und immer weniger wollte es Jemand wagen. Der Lindenberger sagte endlich zum Vogte: Das Beste wäre, du nähmest selber ein Pferd und ritteſt voran. Das durfte der Vogt nicht und er bot immer mehr Geld, wenn einer es wage. Aber die Gefahr wurde immer größer, und jetzt sagte ein Jeder: Was hat einer von seinem Gelde, wenn er ersäuft? Und ersaufen muß er, wenn der Steg bricht und er hinter demselben geritten kommt.

Es ist nicht möglich, sagte der Vogt, daß der Steg vor einer halben Stunde einstürzt, er steht auf neuen, eichenen Pfählen, die mehr als mannsdick sind. Indem er aber dieses sagte, stürzte der Steg ein, und der Strom zog plötzlich so an, daß wenn hundert Pferde hinter dem Stege angeritten wären, sie alle vom Wasser hätten weggeschwemmt werden müssen.

Auch des Vogts Haus wurde jetzt so plötzlich vom Strome umringt, daß dieser kaum Zeit hatte, noch heim zu laufen, um Briefe und Geld aus dem Hause zu nehmen. Er rief nun, man solle ihm um Gottes willen doch auch helfen, das Köstlichste aus dem Hause zu tragen.

So lange die untere Brücke noch stand, war es zwar gar nicht gefährlich, ins Haus zu kommen, und von hinten her, wo das Wasser nie tief war, mit Vieh und Gut gegen die Anhöhe zu fliehen; aber auch hier war keine Hülfe da. Leute, die sonst bei Feuer- und Wassersnoth Leib und Leben wagten, standen jetzt da, wie furchtsame Weiber. Sie zogen nicht einmal Schuhe und Strümpfe ab, um zu probiren, ob es auch möglich sei, hindurch zu waten. Einer sagte dem Andern das gottlose Wort, das der Vogt vor dem Gewitter geredet hatte, und fügte dann bei, wie der liebe Gott einen mit ihm strafen könnte, wenn er für ihn Leib und Leben wagte. Der Vogt selber, da er Geld und Briefe hatte, floh aus dem Haus und versuchte es nicht mehr, hinein zu kommen.

Es war ein fürchterliches Schauspiel. Fünf und zwanzig Stück großes Vieh, ohne Schafe und Kälber, brüllten in den Ställen, und über eine halbe Stunde kam das von den Kornschütten weggeschwemmte Korn wie ein Bach daher, ehe das Haus vollends einfiel. Da es endlich zusammenstürzte, krachte es wie ein Donnerschlag. In eben dem Augenblicke rief ein Mann — noch jetzt weiß Niemand, wer er war — kaum zehn Schritt hinter dem Vogt: Wie ist es jetzt, Vogt? Ist es dir noch so, daß zehn solche Wetter dir nichts machen könnten? Dem Vogt schauderte, da er dieses hörte, er sah zurück und sagte: Gott verzeihe es mir! Ich bin ein armer, unglücklicher Mann!

Das Gewässer hatte sich jetzt wieder gesetzt; aber Haus und Hof waren in Schutt und Graus. Der Ort, wo Alles gestanden, war wie das Bett eines tausendjährigen Waldbaches. Man hatte Sturm geläutet. Weit und breit kamen von allen Seiten Feuerläufer und helfende Nachbarn. Alles stand jetzt an dem Orte der Verheerung. Die Nacht war heiter. Ein einziger eichener Balken stand noch von dem ganzen Gebäude. Der Vogt umschlang diesen Balken und weinte laut über die vielen tausend Gulden, die ihm zu Grunde gegangen waren. Ein Volk aus sieben Gemeinden stand um ihn her; aber auch nicht eine Stimme des Mitleids tönte aus irgend

einem Munde. In allen Ecken murmelte das Volk, was es für ein Kerl sei, und wie er noch mehr als dieses verdient habe. In allen Ecken erzählte man das entsetzliche Wort, das er vor dem Gewitter geredet hatte, und alles Volk lief haufenweise hinauf gegen den Steg, um zu sehen, wie wunderbar die arme Bettelhütte des Clausen stehen geblieben war, da das Wasser sie doch bis unter das Tenn völlig unterhöhlt hatte. Jedermann machte Anmerkungen über das Schicksal des Vogts, wie es in aller Welt geht, wenn ein böser Mann unglücklich wird.

Es bot ihm auch kein Mensch aus sich selber für diese Nacht das Nachtlager an, und wenn der Kienholz nicht so zu sagen ihm es hätte gestatten müssen, so hätte er es ihm gewiß auch abgeschlagen. Denn auch er sagte zweimal zu ihm: Weißt du auch sonst nirgendshin? Ich habe diese Woche just in der Kammer eine andere Ordnung machen wollen. — So sehr scheute sich jetzt Jedermann, einen solchen Mann unter seinem Dache zu haben. Es war aber auch nicht anders möglich. Der Vogt war seit Jahren in Allem, was er that, so verhärtet und unmenschlich, daß, wer nicht war wie er, nur mit Grauen an ihn denken konnte.

In eben dieser Nacht zankte er, da er nicht schlafen konnte, mit seiner Frau, als sie weinte. Du wirst jetzt mit Heulen das Haus wieder aufbauen wollen, war das erste Wort, das er gegen sie brauchte, und da sie auf dieses hin nicht schweigen und das Jammern nicht unterlassen konnte, schalt er mit rohen Worten, sie lasse ihm nicht einmal Ruhe, um nachzudenken, wie jetzt wieder zu helfen sei. Er that auch in dieser schlaflosen Nacht nichts anders, als daß er darauf dachte, wie er es anstellen und einrichten müsse, daß er von allen Seiten her eine recht große Steuer bekomme. Vor vier Uhr war er schon wieder aus dem Bette, forderte Dinte, Federn und Papier, und rechnete vom Morgen bis in die finstre Nacht aus, wie viel Geld er zusammen bringen könne, wenn er das einziehe, was man ihm schuldig sei; wie viel Holz er vom Junker, von der Gemeinde und aus der Nachbarschaft bekommen werde, und wie viel sich noch sonst her-

beischleppen lasse; auch wie er diesen und jenen zwingen könne, ihm Arbeit und Fuhren umsonst zu thun.

So lange die Steuerzeit währte, ging er ganz demüthig und gebeugt einher, wie wenn er fast das liebe Brot nicht mehr hätte, gab Feinden und Freunden gute Worte, verschluckte auch die härtesten Antworten, wenn sie ihm schon fast das Herz abdrückten. Der Baumwollen-Meyer gab ihm zehn Dublonen; aber da er ihm danken wollte, sagte er: Vogt, ich weiß wohl, daß du mir nicht dankest und begehre es auch nicht; es ist Baumwollen-Geld. Hiermit kehrte er ihm dann den Rücken.

Diese Antwort that dem Vogt so wehe, daß er eine Weile die Dublonen, die er in der Hand hatte, nicht zählen konnte. Er klagte auch seiner Frau, da er heim kam, wie viel einer verschlucken müsse, wenn er von den Leuten etwas wolle; tröstete sich aber, wenn die vier Wochen vorüber seien, so wolle er, wenn ihm so ein Hund wieder mit solchen Reden komme, ihm die Antwort gewiß nicht schuldig bleiben.

Und er hielt Wort. Es gingen keine vierundzwanzig Stunden nach der Steuerzeit vorbei, so redete er wieder so unverschämt als je und sagte öffentlich, was man doch meine, daß so ein Lumpen-Steuerlein ihm an seinen Schaden bringe; sie sei so elend gewesen, daß sie kaum elender hätte sein können, und es sei ihm so Vieles zu Grunde gegangen, daß hie und da dreißig und vierzig Häuser verbrennen könnten, ohne daß der Schaden so groß wäre und hunderterlei Zeug mehr.

Das war aber nicht das Schlimmste. Am dritten Tage, nachdem die Steuerzeit vorüber war, ließ er von Jedermann, der ihm etwas schuldig war, den ganzen Betrag rechtlich fordern; er suchte aber bei den meisten nicht sowohl das Geld, als vielmehr, von neuem mit ihnen zu rechnen. Wenn dann einer genau sein und umständlich wissen wollte, wie, wo und wann, jammerte und klagte er, die meisten Papiere seien ihm zu Grunde gegangen; er könne nicht mehr Alles recht bescheinigen, und jetzt wollen ihm die Leute Alles abläugnen, was er noch so wohl in seiner Seele wisse, daß es wahr sei. Er wußte

zum voraus, daß weit die Meisten nicht die Leute sein wollten, die es sich nachreden ließen, daß sie einem verunglückten Manne etwas abläugnen wollten, sondern ihn anschreiben lassen würden, was er forderte. Die Wenigen aber, die nicht so nachgiebig waren und sich nicht ganz so leicht von ihm bestehlen lassen wollten, wie er es im Sinn hatte, ließen sich doch immer dahin bringen, daß sie ihm etwa ein Paar Fuhren oder einige Taglöhne umsonst zu thun versprachen.

Bei dieser Rechnung hatte er auf diese Weise 75 Fuhren und über 300 Taglöhne zusammengebracht, ohne daß ihm ein Mensch einen Heller rechtmäßig daran schuldig gewesen war, und hatte diese Fuhren und Taglöhne in sein Buch eingeschrieben und hernach eingezogen und eingetrieben, wie ausgeliehenes Geld.

Jedermann gab dieser Rechnung den Namen Zwangsteuer. Diese Zwangsteuer aber machte auch den Unwillen, der schon allgemein gegen ihn rege war, noch größer. Es kam noch dazu, daß er bei Jahr und Tag das Müllergeschäft nicht mehr betreiben konnte, indessen die beiden andern Mühlen sehr in Aufnahme kamen. Das Alles aber hätte ihm noch nichts gemacht, wenn nicht beim Bauen sein Geld sehr geschmolzen wäre; aber da er jetzt hie und da im alten Tone geschwind Geld entlehnen wollte, fand er, daß Niemand ihm solches zu geben geneigt war.

Der Wasserschaden hatte ihn so sehr zurückgebracht, dazu hatte er das neue Gebäude so kostbar angefangen und bekannte so früh, er habe sich stark verrechnet, daß ihm Jedermann nicht mehr traute, und eine Menge Leute öffentlich sagten, es könne nicht anders sein, seine Wirthschaft müsse übel stehen, er möge so groß thun, als er wolle. Sein Hochmuth aber ließ ihm nicht zu, sich einzuschränken, da es ihm an Geld fehlte. Er baute jetzt nur zum Trotz desto kostbarer, weil er sah, daß man ihm nicht wohl traute, und entlehnte auf Haus und Güter das Geld, das ihm Niemand mehr auf freie Faust geben wollte.

Er hatte zwar seine ältern Creditoren versichert, er wolle nie ohne ihr Vorwissen sein Haus und seine Güter

verpfänden; aber er sagte ihnen kein Wort, bis sie es sonst vernahmen und es ihm vorhielten. Als Antwort darauf brach er in Gelächter aus und sagte dann, es sei um ein Paar Jahre zu thun, so sei dieser Bettel wieder abbezahlt, und dann sei es ja wieder im Alten. Er glaubte es aber selber nicht; denn er sah deutlich, daß er entsetzlich weit zurück gekommen sei. Er rechnete in dieser Zeit in einer Woche wohl zehn- bis zwölfmal zusammen, was er besitze und wie viel er schulde; aber wenn er auch Haus und Güter noch so hoch ansetzte, und die Sache links und rechts zu seinem Vortheil kehrte, so kam doch am Ende immer heraus, daß seine Schulden sein Vermögen überstiegen. Und er war wirklich für Wein und Frucht jetzt so viel schuldig, daß er kaum wußte, wie er das Alles auf die bestimmte Zeit bezahlen könne.

Diese Umstände brachten ihn aber nicht dahin, daß er suchte, durch Sorgfalt, Mäßigung und Schonung dessen, was noch da war, einen dauerhaften Grund zur Verbesserung seiner Umstände zu legen. Denn der Hochmuth und das Laster hindern böse Menschen gar sehr, auf rechten Wegen sich wieder aufzuhelfen, wenn sie in häusliche Verwirrung gerathen sind, und dem Vogt kam kein Gedanke daran, jenen bessern Weg einzuschlagen. Er hatte den festen Glauben, wenn er nur das Gewühl des Reichthums forttreiben und seine Armuth verbergen könne, so stehe er in kurzer Zeit wieder in den alten Schuhen. Er ließ es sich nicht träumen, daß gerade durch dieses Verfahren es ihm unmöglich werde, jemals wieder auf einen grünen Zweig zu kommen. Er konnte jetzt über das Reichwerden mit sich selber schwatzen, wie ein siebenjähriges Kind und hundertmal zu sich selber sagen: Funfzig Jahre sind noch kein Alter, um einen Mann, wie ich bin, zu hindern, wieder zu dem zu kommen, was er verloren hat.

Aber ein Vorfall nach dem andern zeigte ihm, daß seine Macht zu Ende sei, und daß er nichts mehr vermöge, weil öffentlich und heimlich ihm Alles feind war. Die meisten Leute scheuten ihn freilich noch, und unter Hunderten ließen neun und neunzig Fünf gerad sein, ehe

ſie mit ihm ſtritten; aber doch war es nicht mehr der alte Schrecken im Volke. Man lachte ihm ins Angeſicht und kehrte ihm den Rücken, wenn er ſeine Wuth hervorließ. Er kam mit ſeiner Gewaltthätigkeit nicht mehr zum Ziele, und mit allem Geiz und allen Diebſtählen nicht mehr auf einen grünen Zweig. Seine Hausverwirrung wurde auch immer größer, ſo daß ſogar ſeine Knechte ihm nichts mehr nachfragten, ſondern thaten, was ſie wollten, und ihn beſtahlen, wo ſie konnten. Er war aber auch ſich ſelbſt nicht mehr vollends gleich. Wenn er mit Jemand vor den Richter mußte, ſo war ihm angſt, und doch mußte er alle Augenblicke thun, wie wenn ihm, ſo zu ſagen, nichts lieber auf der Welt wäre, und ſo fiel natürlich alle Augenblicke etwas vor, das ihn drückte und kränkte und ſein Leben elend machte.

Der Gedanke, daß er bald ſterben könnte, und der ihm beſonders daher kam, weil er ſeit der Krankheit eisgrau geworden war, machte ihm auch viele Mühe. Der alte Schreiber wollte ihn zwar darüber auf ſeine Art beruhigen und behauptete, man müſſe gar nicht an den Tod denken, und es ſei gleichviel, ob man an ihn denke oder nicht. Wenn er kommen wolle, ſo komme er, und ſich vorher mit Gedanken an ihn zu plagen, ſei eine Narrheit; denn wenn der Menſch todt ſei, ſo ſei es mit ihm aus, wie mit dem Vieh.

Merkwürdig aber iſt es, daß, während der Schreiber den Vogt über Tod und Ewigkeit ſo einſchläfern wollte, es ihm zwei Nächte nach einander geträumt hatte, ſein ſeliger Vater ſei ihm wieder erſchienen und habe zu ihm geſagt: Wie iſt es, Bub? Iſt dir die Zeit gekommen, daß auch Leute zu dir ſagen: Du alter Lump, willſt du mit mir in das Schloß gehen? Gelt, gelt, ſie iſt dir gekommen, wie ich ſie dir prophezeit habe? Wenn jetzt der Vogt an das dachte, was der Schreiber zu ihm geſagt hatte, daß es nach dem Tode mit dem Menſchen aus ſei, kam ihm allemal ſein Vater wieder vor Augen, wie er — die Hände verwerfend, den Kopf ſchüttelnd und das Haar über die Stirn hinunter hängend — vor ſeinem Bett ſtand und zu ihm ſagte: Wie iſt es jetzt, Bub? Iſt

dir die Zeit gekommen? u. s. w. Dann erschrak er, daß ihm das Herz klopfte, und konnte nicht glauben, was der Schreiber zu ihm sagte.

An einem so elenden Faden hing jetzt dem Manne der Glaube an ein anderes Leben. Er hätte freilich, wie der Schreiber, gern nicht daran glauben und lieber ewig todt sein mögen, aber er durfte es nicht hoffen und mußte zittern, wenn er nur daran dachte.

Das ist eben das Elend aller Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit auf Erden, daß der Mensch, wenn sich seine Tage neigen, ewig todt sein möchte, aber es nicht hoffen darf.

Nun wäre es wohl Zeit gewesen, die Segel einzuziehen, und die Gewalt, die er nicht mehr behaupten konnte, fahren zu lassen. Er sah es auch ein, und wenn er reich gewesen wäre und nicht in Schulden gesteckt hätte, so hätte er sich zur Ruhe gesetzt. Wäre er reich gewesen, und hätte er nicht in Schulden gesteckt, so hätte ihn auch keine Versuchung zu den letzten Thaten, die ihn unter den Galgen brachten, angewandelt; er hätte sich dann zur Ruhe gesetzt, und wäre, wie hundert Andere, die auf gleichen Wegen wandeln, mit Ehren unter den Boden gekommen. Da er aber in Noth und Schulden steckte, so durfte er nicht daran denken, etwas fahren zu lassen, wodurch er wenig oder viel Geld einzutreiben hoffte.

So war zuletzt die Verwirrung der Noth und der Armuth, mitten im Gewühl des Reichthums, der Macht und des Hochmuths, das innere Triebrad des Unsinns seiner letzten Thaten.

Der Hummel mußte jetzt fast wider seinen Willen in dem Kothe stecken bleiben, in den er in der Unordnung seines Lebens mit so großem Muthwillen hineingewatet war. Umsonst warnte ihn jetzt sein Herz; umsonst redete ihm sein Gewissen die Wahrheit; umsonst zitterte er beim letzten Nachtmahle am ganzen Leibe. Umsonst erschütterten ihn die Schrecken des Meineids, da der arme Wüst vor ihm fast verzweifelte; umsonst überfiel ihn ein Schauer, da er vor des Rudi Fenstern vorbei ging und das Geheul der jammernden Kinder bei der sterbenden Frau hörte. Umsonst schien ihm auch die liebe Sonne, als er auf des

Meyers Hügel noch in ihre letzten Strahlen hineinsah und ihr nachstaunen mußte, bis sie hinter dem Berge war: er sah nur Schatten und Nacht und ein schreckliches Grausen, das ihn umgab. Er konnte selbst beim Anblicke der lieben Sonne nichts thun, als mit den Zähnen knirschen. Er konnte jetzt nicht mehr auf den Herrn hoffen, der aus dem Staube errettet und aus den Tiefen erlöset. Umsonst warnte ihn sein Weib; umsonst zeigte sie ihm, wo er stehe, und wohin ihn sein Leben führe. Umsonst empfand er selber, sie habe recht und mehr als recht. Er war jetzt verwildert; die Wuth seiner bösen Begierden machte ihn taub und blind gegen alle Vernunft. Er sah, wie tief er stecke, und wollte sich aus dem Schlamme herauswüthen, ohne mehr daran zu denken, wohin sein Thun ihn führen müsse.

Aber wenn es dann so weit mit einem Menschen kommt, so ist er dem Ende seiner Laufbahn nahe. Der Vogt verstieß jetzt seinen Kopf an einem armen Maurer, nachdem er hundertmal die ganze Gemeinde an die Wand gestellt hatte, wie wenn sie nichts wäre.

Er ist jetzt dahingegeben zum Beispiel der Sünde, um an unsern Kindern wieder gut zu machen, was er an ihren Vätern verdorben hat. Gott gebe nun, daß seine Strafe in uns austilge die Keime der Verbrechen, die ihn so elend und uns so unglücklich machten! Er ist jetzt ein armer Tropf. Die Last seiner Thaten liegt schwer auf ihm. Und was ihm seine Strafe schwer macht, ist das Bild seines Lebens, das ihn allenthalben verfolgt.

Wer aber will es beschreiben, das Bild seines Lebens, das ihn jetzt umschwebt? Ich will es nicht beschreiben, nicht ausdrücken, nicht malen. Aber auf meine Knie will ich fallen, o Gott, und Dich anbeten, daß Du mir einen Vater und eine Mutter gegeben hast, die mich in Zucht und Ehren erzogen und gelehrt haben, Arbeit und Ordnung liebzugewinnen. Ich will Gott danken, daß ich mein Brot in keinem Berufe habe suchen müssen, in welchem man es täglich kaum ausweichen kann, drückend gegen seine Mitmenschen zu handeln! Anbeten will ich Dich, o Gott, daß Deine Welt mir immer in einem reineren

und besseren Lichte vor Augen stand, als ihn, der noch in den Tagen seines Alters bis an die Gränzen der Verzweiflung gebracht worden ist! —

So weit die Lebensbeschreibung des Vogts, welche der Pfarrer hatte drucken und in der Gemeinde vertheilen lassen.

Schluß.

Arner hatte sich überzeugt, daß trotz des großen, sittlichen Elends noch viele gute Keime im Dorfe verborgen lägen, und daß er zur sittlichen Hebung seiner Untergebenen wohl Gehülfen an seinem edlen Werke im Orte selber finden würde. Der Pfarrer schlug ihm dazu den Baumwollenmeyer vor, und aus ihren Unterredungen ergab sich bald, daß es nothwendig sei, neben einer Vereinigung der besten Leute im Dorfe, zunächst eine möglichst gute Schule einzurichten. Dieselbe sollte ganz nach dem Muster der Wohnstube der Gertrud gebildet werden, und ein Freund des Junkers, Glülphi, entschloß sich, in derselben den Lehrer abzugeben, zuvor aber erst seine Studien bei der Gertrud zu machen. Der neue Schulmeister, welcher vormals ein Lieutenant gewesen, lernte bei ihr, wie sie das Arbeiten der Kinder an ihren Spinnrädern mit dem Unterrichte verband, und obgleich Glülphi zu Anfang mancherlei Fehlgriffe in seiner neuen Wirksamkeit beging, so gelang es ihm doch durch Eifer und Beharrlichkeit, die Ideen seines edlen Herrn in das Werk zu setzen und durch die Kinder sittlich auf das ganze Dorf einzuwirken. Gertrud aber sorgte inzwischen für den armen Rudi, den der Vogt Hummel so namenlos unglücklich gemacht, daß er wieder ein braves Weib, eine Mutter seiner vielen Kinder bekäme. Sie hatte auch die Freude, ihn mit der Meyerin, des Untervogts Schwester, wieder glücklich und sein Hauswesen in gutem Stande zu sehen.

Auf der Allmend waren nun noch die Aecker, die schon abgesteckt und ausgemessen waren, zu vertheilen. Neunzig Jucharten von diesem Lande, welche zu einer Wassermatte bestimmt waren, konnte man noch nicht vertheilen. Das Wasser war noch nicht vollends bei einander, und die Gräben, die man zuerst machen mußte, waren noch nicht abgesteckt. Wasser aber war schon so viel da, daß es ein Mühlrad getrieben hätte, und zwar sehr gutes für den Wachsthum des Grases. Es rinnt auf allen Seiten über die Aecker, und wo ein Tropfen hinkommt, da wird es grün, daß kein Mensch im Dorfe mehr ist, der daran zweifelt, diese neunzig Jucharten seien so viel als eine gerathene Matte.

Arner ließ die Bauern jetzt machen, was sie wollten, wie wenn er nicht da wäre. Denn er wußte, daß die Bauern, wenn sie Land theilen und wie allein sind, sich ganz anders zeigen, als wenn sie mit dem Hute in der Hand vor dem Erbherrn stehen und gern hätten, daß er sie für arme Tröpfe und Halbnarren halte. Er entzog ihnen keinen Blick und sah bei jedem bessern Stück Land, wie sie ihre Gierigkeit auf hunderterlei Art äußerten. Dem einen sah er sie an den Lippen an, dem andern an den Augen, dem dritten an den Händen, dem vierten an den Füßen. Je nachdem er einen dickern Bauch oder längere Beine, einen platten oder einen spitzigen Kopf, einen schmalen oder breiten Mund, eine stumpfe oder eine spitzige Nase, eine hohe oder flache Stirn hatte, so zeigte er auch diese Gierigkeit anders als alle Uebrigen.

Was aber dem Junker und besonders dem Lieutenant Freude machte, war Folgendes: Sie sahen dann und wann einen armen Mann, wenn er ein gutes Loos gezogen hatte, jauchzend auf die Allmend springen und dann kecker als vorher, etwa gar mit dem Hut auf dem Kopfe, neben einem Dickbauch absitzen.

Der Junker wollte jedoch auch dafür sorgen, daß die große Viehweide des Dorfes fürder nicht mehr von den Reichen allein ausgebeutet werde, sondern daß auch die ärmste Haushaltung im Dorfe ihre Ziege wenigstens besäße. Deßhalb hatte er einem Geishirten befohlen, auf

dieſen Tag mit ſeiner Heerde nach dem Bonnaler Ried zu kommen. Auch ließ er einige hundert Bäume aus ſeinen Baumſchulen ausheben und eben dahin ſchaffen. Was Hände und Füße hatte, eilte darum nach Tiſche auf das Ried, zu ſehen, was er mit dem Wagen voll Bäume und mit der Heerde Ziegen anſtellen wolle. Auch die Kinder der Gertrud liefen, ſobald ſie ihr Abendbrot hatten, dahin. Die gute Mutter gab ihnen in der Freude über dieſen Tag doppelt ſo viel, als ſonſt; dann ſprangen ſie fort, was ſie vermochten, und waren lange vor den Herren auf dem Platze.

Des Junkers Karl war auch da, und die Buben, die da waren, fragten ihn, was doch der Papa mit ſo viel Ziegen machen wolle?

Ihr müßt alle, Knaben und Mädchen, von dieſen Ziegen haben, der Papa hat es geſagt, antwortete ihnen Karl.

Du wirſt viel wiſſen, du Plauderer, ſagte der Klaus. Es ſind ſieben Kinder da, wo eine Ziege.

Und die größeren Buben ſagten ihm auch: Es iſt wahr, es ſind mehr Buben als Ziegen.

Die armen Thiere wurden ſehr geplagt. Die Kinder neckten ſie an Bart und Hörnern, damit ſie ihnen mäh! mäh! machten. Ihrer Etliche wollten nicht bloß die Thiere plagen; ſie ſagten noch zu des krummen Schneiders Liſeli: Du haſt viele Geſchwiſter hier! Sie aber zeigte mit der Hand in das Thal hinunter, wo Ochſen und Kühe weideten, und ſagte: Da unten ſind die eurigen!

Aber die Ziegen waren hungrig. Denn die meiſten hatten einen weiten Weg machen müſſen, und wenn die Kinder ihnen den Kopf anrührten, ſtießen ſie manchmal tüchtig mit den Hörnern. Die Kinder merkten bald, wo es ihnen fehle, riſſen ihnen Laub und Gras ab und gaben ihnen Brot aus dem Sacke, ſo viel ſie hatten. Da wurden die Ziegen zahmer und ſtießen weniger.

Des Lienhards Heirli ſaß an einem Hag, zeigte einer von den Ziegen ſein großes Stück Brot und ließ es ſo zur Hälfte aus dem Sack heraus gucken. Wenn dann die Ziege den Kopf halb im Sack hatte, ſo zog er das Brot

ſchnell wieder zurück, worauf das hungrige Thier ſo ſtark gegen das Brot trieb, daß es ihn einmal ſammt dem Sack auf den Boden warf.

Ja ja, jetzt haſt du Brot, wenn du mich brav umſtoßeſt! ſagte er, als er wieder aufſtand, und das dünkte ihn ſo luſtig, daß er nicht merkte, daß er nahe bei einem Ameiſenhaufen abgeſeſſen, bis er voll von dieſen Thieren war. Da iſt nicht gut Wetter! ſagte er dann zur Ziege und nahm, damit ſie auch komme, das Brot in die Hand. Hinter dem Hag ſah er jetzt doch zuerſt, ehe er abſaß, ob es richtig am Boden ſei; dann fing er an, der Ziege im Ernſt Brot zu geben. Aber als er den erſten Mundvoll für ſie noch in den Händen hatte, ſah er des Reuti-Marxen Betheli, das nahe bei ihm ſtand und ihm auf die Hand und der Ziege ins Maul hinein ſchaute, und ſagte im Augenblick zu ihm: Willſt du auch Brot?

Erröthend und nur halb laut antwortete ſie: Ja, wenn du mir giebſt.

Ja freilich, ſagte der Heirli, und theilte dann ſein Brot Mundvoll für Mundvoll, unter das Kind und die Ziege. Er gab allemal den größern Mundvoll dem Betheli, den andern der Ziege, und ſagte dann, wenn das Thier den ſeinigen hatte: Wart jetzt Geislein, es iſt jetzt wieder am Betheli! und dann hernach: Jetzt iſt es wieder am Geislein.

Das Kind zitterte mit der Hand, als es ihm den erſten Mundvoll abnahm, und etwa beim dritten, da er ſelber keinen nahm, ſagte es: Warum iſſeſt du nicht auch?

Heirli. Nein, nein, ich kann wieder haben, wenn ich heimkomme und die Mutter darum bitte.

Betheli. Kannſt du haben, ſo viel du willſt?

Heirli. Ja, jetzt giebt mir die Mutter genug; aber es iſt noch nicht lange, daß ſie mir auch nicht genug hat geben können.

Das Betheli ſeufzte und der Heirli ſagte wieder: Weißt du was? Komm nur am Abend um ſechs Uhr, wenn wir Feierabend haben, auf unſere Gaſſe; ich will dir dann allemal davon aufſparen und dir es dann geben.

Betheli. Aber hast du dann doch genug, wenn du mir auch davon giebst?

Heirli. Ich will dann das schon machen; komm du nur!

So redeten sie mit einander, während er das Brot theilte, bis auf den letzten Mundvoll, der noch groß war. Diesen sah er an, ob er ihn auch theilen wolle; aber er machte mit dem Kopfe Nein. Er gab also den ganzen Mundvoll dem Betheli und sagte zur Ziege: Du mußt jetzt zufrieden sein. Dann stand er auf, führte seine Ziege weiter an der Hand am Hag hinauf, wo sie Laub fand. Das Betheli aber blieb bei ihrem Mundvoll sitzen und aß.

Des Junkers Klaus, der dem ganzen Spiele zugesehen hatte, kam, sobald der Heirli fort war, hinter einer Brombeerstaude hervor und legte, ohne ein Wort zu reden, dem Kinde ein großes Stück Brot in den Schooß. Es erschrak, als er hinter der Staude hervor kam; aber da es das Stück Brot im Schooße hatte, lachte es und rief ihm laut nach: Dank dir Gott, Mann! Der Heirli, welcher oben am Hag sein „dank dir Gott!" hatte rufen hören, fragte: Was hast du jetzt? Da sprang es mit dem Brot in der Hand zu ihm hinauf, zeigte ihm den Mann, der jetzt wieder beim Wagen voll Bäume stand, und der ihm das Brot gegeben hatte; dann theilte es dasselbe auch mit der Ziege; aber es gab ihr doch nur den kleinern Theil. Der Heirli wollte ihm zuerst keins abnehmen; zuletzt aber nahm er ihm noch einen Mundvoll ab.

Jetzt auf einmal ertönte ein Geschrei und ein Rufen: „Er kommt, er kommt! Er ist es, er ist es!" Es war der Junker, der mit seinem Lieutenant langsam aus dem Föhrenholz heraus dem Bach nach gegen die Anhöhe kam. Da kam das junge Volk überein, ihm in einem Zuge bis unten an den Hügel entgegen zu gehn, und der Karl nahm sein großes buntes Nastuch aus dem Sack und rief: He, wer macht uns eine Fahne? Wenn wir einen Zug machen, so müssen wir eine Fahne haben!

Der Klaus erwiderte ihm: Ich will euch eine machen, und band ihm das schöne Tuch an einen schneeweißen Stecken.

Aber wer muß dann Hauptmann sein und die Fahne haben? sagte der Karl.

Die Fahne ist dein, und du mußt sie tragen, sagten die Buben.

Nein, sagte Klaus, auf des Maurers Heirli hindeutend, der Bube da muß jetzt der Hauptmann sein.

Aber warum jetzt auch das? sagten alle Buben, und auch Karl stand da, wie wenn er das lieber anders hätte und sah den Klaus mit großen Augen an.

Es muß jetzt so sein, ihr Buben, sagte Klaus, und du, Meister Karl, sieh mich nur nicht so an; ich weiß, wenn der Papa kommt, so sagt er, ich habe Recht.

Nun, so gieb ihm die Fahne nur, wenn das Nastuch schon mein ist, sagte Karl.

Klaus that es, und der Erste, der an dem Zuge jauchzte, war Karl. Da sie nahe beim Junker waren, sprang er aus der Reihe seinem Vater an die Hand.

Warum bist du so aus der Reihe herausgesprungen? sagte der Junker und hob ihn in die Höhe. Dann grüßte er die andern alle, gab dem Heirli die Hand und fragte ihn: Wer hat dich zum Hauptmann gemacht?

Dieser Mann da, sagte der Heirli, und deutete mit der Hand auf den Klaus.

Klaus erzählte jetzt, daß er eben vorher diesem Buben hinter einer Brombeerstaude zugesehn; wie er sein Stück Brot mit einem Kind und einer Ziege getheilt und dann dem armen Kinde noch alle Abend von seinem Brot zu geben versprochen habe, und setzte hinzu: Ich möchte jetzt den sehen, der es besser verdient hätte.

Karl. Ja, wenn du das zuerst gesagt hättest, ich hätte dann auch gewußt, daß es recht wäre.

Und nicht also das Maul gehängt, sagte Klaus leise und seitwärts zu ihm.

Junker. Das ist recht, Klaus; der Bravste muß auch der Hauptmann sein.

Heirli. Das ist nichts so Braves. Ich habe mich nur lustig gemacht, und es hat mich nicht gehungert.

Nach diesem zog Alles fröhlich mit einander den Berg hinauf.

Nun stand der Junker auf der Anhöhe, auf welcher Bonnal einst das Fest feiern sollte, dessen Stiftung er beschlossen hatte. Die zum großen, früchtereichen Obstwalde bestimmten Bäume, unter dessen Schatten sein Volk den Erdensegen feiern sollte, den Gott dem Menschengeschlechte allgemein und Niemand ausschließlich gegeben hat, lagen jetzt vor seinen Augen schon auf dem Wagen.

Wie ein Priester Gottes in seiner feierlichsten Stunde still vor seinem Altar steht, so voll hoher Gefühle mit dem menschlichsten Opfer, das noch auf Gottes Altar geopfert worden ist, stand jetzt Arner auf dieser Stelle und warf seinen Segensblick auf die ihn umgebende Menge.

In diesem Staunen hatte er seinen Karl aus den Augen verloren. Ihn zu suchen, richtete er sein Auge noch einmal auf den Haufen Kinder und fand ihn unter Bonnals Buben, wie er zwei von den schönsten an beiden Händen hielt. Er winkte ihm und sagte zu sich selber: Wenn er doch nur sein Lebtag so glücklich unter den Kindern meines Volks wäre und Niemand so gern am Arme hätte, wie seine Leute!

Bald darauf sagte er: Es kann jetzt ein jeder Hausvater hingehen und von den Bäumen auf dem Wagen so viel nehmen, als Jeder Kinder hat.

Als sie nun ihre Bäume hatten und Alles wieder in einem Kreis um ihn her stand, fing er wieder an zu reden. Ich hätte gern, sagte er, daß es auch der ärmsten Haushaltung nicht an der nöthigen Milch fehlte, um ihren jungen Kindern eine gute, ihrem Alter angemessene und für ihr Wachsen und Zunehmen nothwendige Suppe machen zu können; darum habe ich diese Ziegen hierher bringen lassen, und ich will denen, die das Geld nicht haben, für ihre Kinder eine zu kaufen, dasselbe gern vorschießen; und hiermit befahl er denen, die das wünschten, näher zu ihm zu kommen.

Es kamen ihrer sieben und zwanzig. Die Kinder aber, welche Ziegen erhielten, hatten eine unbeschreibliche Freude. Da kam noch der Michel und sagte, es sei von der ärmsten Haushaltung, die gewiß mehr als irgend eine andere eine Ziege nöthig habe, von der des Kienasts,

mand da; die Frau liege auf dem Todbett und der ann habe gewiß darum nicht kommen können.

Der Junker befahl ihm im Augenblick, das beste Thier, das er noch finden könne, für den Kienast zu kaufen. Er that es, und zwar so, daß wenn er für sich selbst eine gekauft hätte, er sie nicht sorgfältiger hätte aussuchen können. Darauf entließ Arner das Volk von Bonnal.

Jetzt stand Arner mit seinem Lieutenant bald allein auf dieser Anhöhe. Das Gewässer der glatten Itte zitterte im reinsten Silberlicht zu ihren Füßen. Die Sonne neigte sich und der Wasserspiegel des Schlangenbachs glänzte von Bonnal aus bis zu den blauen Bergen, die wie ein Vorhang Arners Land von der übrigen Welt schieden. Staunend und still sah er eine Weile auf Thal und Bach hinab; dann sagte er zum Lieutenant, der neben ihm stand: Es ist mir jetzt, ich sehe die Arbeit, die wir hier anfangen, auch so mit dem Bache von Bonnal weg fortrinnen und von einem Dorf ins andere kommen, bis an jenen Thurm, wo sich Gottlob meine Sorgen und meine Pflichten enden. Er zeigte ihm dann mit dem Finger die graue Spitze des Kirchthurms von Arnheims-End. Das Wasser der Itte glänzt da nur noch wie ein dünner Silberfaden und verliert sich im Vorhang der Berge, und Arner sagte: Das ist der letzte Ort meines Thals. Dann setzte er mit einer Art von Wehmuth noch hinzu: Erlebe ich es noch, daß wir mit unsrer Arbeit bis nach Arnheims-End kommen? —

Lieutenant. Es geht vielleicht nicht so lange, als Sie sich vorstellen.

Arner. Es ist möglich. Einmal wird unsere Arbeit gewiß leichter, — je weiter wir vom Schlosse wegkommen!

Indem der Junker dies sagte, trieb ein Hirtenbube unter dem Felsen, auf dem sie standen, eine Ziege vor sich her. Er stand zu ihren Füßen still, sah gegen die Sonne hin, lehnte sich auf seinen Hirtenstab und sang sein Abendlied. Er war die Schönheit selber. Indessen verschwanden Berg und Thal, die Itte und die Sonne vor ihren Augen. Sie sahen jetzt nur noch den Jüngling, der

vor ihnen stand und Arner sagte: Es bleibt ewig wahr: die Schönheit der Menschen ist die größte Schönheit der Erde!

Unterdeß saßen Lienhard und Gertrud mit ihren Kindern am späten Abend zusammen um den Feuerheerd und gedachten der Segnungen Gottes, die er durch ihren Vater Arner ihnen und dem lieben Bonnal hatte zukommen lassen. Eine Thräne entfiel der Gertrud, als sie sagte: Unser einziges Ziel ist aber doch, daß wir einst in der Ewigkeit alle wieder so bei einander sind.

Der Lienhard erwiederte: In dieser Weise auf Erden stets bei einander zu sein, führt gewiß dahin, einst im Himmel wieder zu einander zu kommen.

Der Heirli sagte: Ja, so bei einander beim Feuerheerd sitzen, ist doch schön! Gelt, Mutter, man wird brav, wenn man so bei einander sitzt und mit einander von Gott redet und betet und singt! —

Die Alten hielten den Heerd im Hause für heilig und sagten: „Eine Frau, die bei ihrem Feuerheerd viel an ihren Mann und an ihre Kinder sinnet, hat nicht leicht ein unheiliges und ungesegnetes Haus.“ Aber es ward freilich in unseren Tagen sehr vergessen, was die Alten sagten, und selten ist wohl dem häuslichen Heerde von Jemand eine bessere Lobrede gehalten worden, als von unserm guten Heirli. Auch nahm die Mutter, sobald er das Wort ausgesprochen, ihr Gebetbuch von dem Tisch weg, um den sie sich gewöhnlich bei ihren Andachten herumsetzten, las, betete und sang jetzt eine Stunde nach einander mit ihnen beim Feuerheerd und stand auch, als die Gebetstunde vorüber, noch nicht davon auf. Vater, Mutter und Kinder blieben den ganzen Abend bis zu ihrem Nachtessen so bei ihrem Heerd. Keiner von ihnen ging zur Hausthür hinaus, und Gott und Ewigkeit und ihr Erlöser Jesus Christus, so wie das Heil, das ihnen durch den Junker widerfahren, erfüllte den ganzen Abend ihr Herz, und ihr Mund war von dem Ueberströmen ihrer Gefühle davon voll.

Gott aber segnete und heiligte ihr Haus und durch sie und ihren edlen Herrn das ganze Volk von Bonnal.

Christoph und Else.

Bruchstücke
aus
dem zweiten Volks-Buche von Pestalozzi:
Christoph und Else.

Christoph, ein braver Hausvater in Thalenw und einer von den ersten Landleuten, hatte das Buch „Lienhard und Gertrud" in die Hände bekommen, und da er's gelesen, nahm er sich vor, dasselbe mit seinen Hausgenossen in einigen Winterabenden zu wiederholen.

Seine Frau Else, sein Hausknecht Joost, seine Kinder und seine Mägde waren dann allemal in diesen Abendstunden bei einer ländlichen Arbeit in der Stube, und jedermann sagte unverholen Alles, wozu ihn das Buch veranlaßte. Vorher aber hatten Alle dasselbe schon ganz durchgelesen und verstanden also die darin enthaltenen Ansichten zum Theil in ihrem Zusammenhange unter einander und zum Theil, wie sie einzeln Jedem von ihnen ins Auge fielen.

Christoph selber, der ein so gutes Gedächtniß hat, daß er am Sonntag Abend des Pfarrers Morgenpredigt von Wort zu Wort wiederholen kann, hat mir den Inhalt dieser Abendstunden umständlich vorerzählt, und ich habe, ohne etwas hinzuzusetzen, ihm Alles nachgeschrieben. Denn ich wollte die herzlichen Meinungen dieser trauten, guten Leute auf keine Weise verderben, sondern sie denen, die Nutzen daraus ziehen können und wollen, ganz so geben, wie ich sie empfangen.

So weit die Einleitung. Alles Nachfolgende — Dreißig Abendstunden, in denen die ersten 27 Abschnitte aus „Lienhard und Gertrud“ besprochen werden, — ist in Gesprächform wiedergegeben. Um also ein Beispiel herauszuheben:

„Else. Ich möchte alle obrigkeitlichen Personen in der Welt zu diesem Herzenstisch der Gertrud und zu ihren frommen Gebetsstunden führen und ihnen die guten Kinder zeigen, wenn sie mit Thränen in den Augen und mit den Geschenken des Junkers in ihren Händen, an ihre Obrigkeit, als an ihren Schutzengel, der ihnen so viel als Vater und Mutter ist, denken! Wüßten doch alle obrigkeitlichen Personen, was eine mit persönlicher Liebe und Theilnahme verbundene Wohlthat von ihnen in der Hütte des Armen für seelerhebende Folgen haben kann, sie würden dieselben geradezu aus ihrer Hand in die des Armen legen.“

„Joost. Es ist wahr, man kann es nicht mit Worten ausdrücken, was es für ein Unterschied ist zwischen Wohlthaten, welche eine obrigkeitliche Person durch die Untervögte, Weibel und selbst durch Pfarrer austheilen läßt, und zwischen denen, die sie selber in die Hand des Armen, Leidenden legen.“ —

Lassen wir diese Herzensempfindungen und Ergüsse der Einzelnen in der kleinen Gesellschaft mit ihren oftmaligen Wiederholungen außer Acht und legen uns aus dem ganzen Buche einige beherzigenswerthe Wahrheiten ohne Rücksicht darauf, wer sie ausspricht, im Folgenden vor.

1. Es ist allenthalben, wohin man kommt, der Brauch, daß die größten Schelmen am lautesten von ihrer Ehre und ihrem guten Namen reden.

2. Die Freundlichkeit eines bösen Mannes ist noch mehr zu fürchten, als sein Zorn.

3. Auch der Schlimmste muß einen Menschen, der einen ganz guten Leumund hat, schonen und darf ihn nicht leicht anschwärzen.

4. Ein guter Leumund ist das Theil stiller Leute, aber Ehrbewahrnißscheine und Schelmenbriefe sind oft ein und dasselbe.

5. Wer seinen Mann kennt, kann ihn an einem Strohhalm so gut, als an einer Kette herumführen.

6. Das Rothwerden der Unschuld und Schamhaftigkeit, das auch nur die Ahnung der Frechheit und des Unanständigen ausschließt, ist das erste Kleinod, das wir an einem Weibe, welches wir achten und schätzen, suchen.

7. Das innere Wesen der Religion und des Glaubens ist durchaus kein Gegenstand menschlicher Meinungen, noch weniger menschlicher Zänkereien. Die Verschiedenheit der menschlichen Meinungen über Religionssachen ist nicht eine Verschiedenheit über das Wesen der Religion, sondern nur über ihre Schale; und es ist ein großes Unglück, daß Menschen sich über diese Schale ereifern und einander darüber verdammen. Ich möchte auch allemal, wenn ich Jemand sich in dieser Weise ereifern sehe, ihm zurufen:

Weilen doch über den himmlischen Bogen
Eine so dicke Decke gezogen,
Daß es auf Erden finster und Nacht, —
Welches uns Alle so schläfrig macht; —
Liebster Gott! so wolltest verschaffen,
Daß wir doch friedlich nehmen Bedacht,
Unser Aug' sei für das Nahe geschaffen,
Und nicht gar in die Ferne zu sehn! —
Mächtiger König! wehre dem Teufel,
Wenn er uns reizet zu Zank und zu Zweifel,
Wenn er die Poltergeister erweckt
Und uns mit streitigen Meinungen neckt;
Denn er damit den Seelen aufpasset,
Sonderlich auch dem Frieden nachstellt,
Welchen der Mörder grimmiglich hasset,
Dem nur, was uns schadet, gefällt —
Mächtiger König! wehre dem Teufel,
Wenn er uns reizet zu Zank und zu Zweifel,
Wenn er die Poltergeister erweckt
Und uns mit streitigen Meinungen neckt!

Denn in allen Fällen führen die Ereiferungen über die menschlichen Meinungen in Religionssachen selbst auch gebildetere Menschen zu Aeußerungen, denen Zartheit,

Edelmuth und der hohe, reine, liebevolle Sinn des wahren Christenthums gänzlich mangeln.

8. Es kommt bei einer guten Auferziehung eines Kindes immer am meisten darauf an, daß es für sein Haus recht gezogen werde; es muß die Sachen, die ihm durch sein Leben Brot und Ruhe schaffen, vorzüglich kennen, thun und angreifen lernen; und nun dünkt mich doch, falle in die Augen, daß ein jeder Vater und eine jede Mutter ihrem Kinde das in ihrer Wohnstube ohne alle Vergleichung leichter und besser zeigen könne, als irgend ein Schulmeister dieses in seiner Schulstube im Stande ist. Es fällt in die Augen, daß die Wohnstube mit dem ganzen Umfang ihrer menschlichen Mittel dazu unendlich mehr geeignet ist, als die in Rücksicht auf diese Verhältnisse leere Schulstube. Die Schulmeister sagen zwar freilich immer den Kindern auch recht viele Dinge vor, die schön und brav sind, aber die schönen, braven Dinge, die sie ihnen sagen, sind in ihrem Munde nie so viel werth, was sie im Mund eines braven Vaters und einer braven Mutter werth sind. Der Schulmeister sagt da in seiner Schulstube dem Kind: Sei fromm! Folge dem Vater und der Mutter, denn es ist Gottes Wort! Aber das Kind versteht wenig von dem, was er sagt, und vergißt es gemeiniglich, ehe es nach Hause kommt. Aber wenn der Vater daheim ihm Brot und Milch giebt und die Mutter ihren Bissen spart und ihn ihm giebt, dann merkt und fühlt und versteht das Kind, daß es Gottes Wort; daß es seinem Vater, der ihm Brot giebt, und seiner Mutter, die ihren Bissen mit ihm theilt, gehorsam sei, und es vergißt das Wort des Vaters, der es täglich auch an dieses Wort Gottes mahnt, nicht, wie das leere Wort des Schulmeisters.

Eben so ist's, wenn dieser in der Schule dem Kind sagt: Sei mitleidig und liebe den Nächsten! so höret das Kind das schöne Sprüchlein und erbaut sich vielleicht einige Tage damit, ehe die guten Worte seinem Gedächtniß wieder entschlüpfen; aber daheim in seiner Wohnstube kommt die arme, elende Nachbarin zu seiner Mutter, klagt über Hunger und Elend, über Mangel und Blöße; sie steht da im Angesicht des Kindes, abgezehrt, eingeschrumpft,

entkräftet und zitternd. Das Kind sieht die Elende, sein Herz erbebt, seine Augen sind naß. Es hebt sein Angesicht wehmüthig und angstvoll empor zu seiner Mutter, wie wenn es selber hungerte. Die Mutter läuft und sucht, was sie hat, ihre Nachbarin zu erquicken. Das Kind sieht im Auge der Elenden jetzt Trost und wieder lebende Hoffnung, — sein Herz bebt nicht mehr, seine Thränen lassen nach, — es hebt jetzt lächelnd sein Antlitz zu der Elenden empor, die auf die Hülfe seiner Mutter wartet, — jetzt kommt die liebe Mutter zurück, — sein Herz bebt wieder — sein Auge weint von Neuem — es hört das Schluchzen der dankenden Elenden und sieht das Beben der zitternden Hand, mit der sie die Wohlthat empfing, die das Schmachten ihres Lebens erleichtert.

Da ist dann die wirkliche Wahrheit, die ohne Worte das Kind unterrichtet.

So sagt der Schulmeister seinem Kind wieder: Sei fleißig und arbeitsam! Aber daheim sieht das Kind den Garten grünen, den der Vater umgräbt und düngt, es sieht die Bäume und die Reben Früchte tragen, die er reinigt, schneidet und baut. Es sieht der Ernte Garben und die Früchte des Schweißes seines Vaters; es merkt und fühlt, warum er sich am Morgen den Schlaf bricht, warum er die Mittagshitze trägt und dem Winterfroste trotzt, und an der Seite der Mutter spinnt das Kind und sieht am Ende der Woche den Lohn der Arbeit in ihrer Hand, und spinnt gern.

Und so ist es Gottes Ordnung, daß alle Menschheit das Wichtigste, so sie nöthig hat, in ihrer Wohnstube lerne. Der väterliche und mütterliche Einfluß auf die Kinder muß allem Schulunterricht vorhergehen und als das Fundament desselben angesehen werden.

9. O es ist ein heiliger Ort, die Wohnung des Menschen! Da kennt, da versteht man einander, da geht einem so Alles ans Herz; da soll man einander lieb sein, wie man sonst nirgend in der Welt einander lieb ist. Da ist es so still, da ist nichts Fremdes und kein Schulgewühl: da schneidet ein Sohn Rüben und rechnet mit dem Vater; da spinnt die Tochter und lernt im Spinnen die

Lieder alle, die ihre Mutter neben ihr singt; da hält man keine Hand still um des Lernens willen. Denn für das Landvolk ist das, keine Arbeitszeit beim Lernen verlieren und keine Hand beim Lernen still halten, das Allerwichtigste, wenngleich es freilich auch Sachen zu lernen giebt, das Schreiben z. E., wobei man nicht arbeiten kann.

10. Ruhe und Stille bei der Arbeit macht die Menschen pünktlich und bildet dabei ihre Eigenthümlichkeiten vorzüglich aus. Diese Ruhe und Selbstständigkeit wird aber durch die Umgebungen einer guten Wohnstube durchaus belebt und gefördert.

11. Der Anblick der Armen und ihres Elends ist das beste Mittel, das Herz der Reichen zu wahren, wirksamen Almosen für sie zu bewegen. Der Geist des Christenthums führt den Menschenfreund in die Hütte und an die Seite des Armen als seines Bruders, aber die wahrlich in dieser Rücksicht unchristlichen Zeitsitten scheuchen ihn von den Gelegenheiten und Oertern weg, wo sein Elend dem Reichen am deutlichsten und auf eine, sein Herz zu einer wahren Hülfe zu bewegen fähige Weise in die Augen fallen würde.

12. Die Noth macht keine Complimente mit unsern Fehlern. Steckst du recht darin, so magst du es lange probiren, dir tausenderlei Entschuldigungen über deine Fehler vorzulügen; du wirst bald merken, daß dir das nichts hilft und daß du mit Kopf und Händen da angreifen mußt, wo dich die Noth drückt.

13. Lauf, so weit du in der Welt willst, so wirst du allenthalben finden, ein Schelm, der nicht stolz ist, sinkt gar leicht zum armen, verachteten Schelmen hinab, indessen daß einer, der stolz ist, es gar leicht dahin bringt, als ein gefürchtetes und geehrtes Thier im Lande dazustehen und machen kann, daß man in dem Grad mehr von seinem Stolz redet, als man von seinen Schelmereien schweigt und schweigen muß.

14. Ein Mensch, der Mund und Augen gar wunderlich verdreht, hat meist Kopf und Herz auch nicht in der Ordnung.

15. Ein Neidischer zuckt sogar im Schlaf zusammen, wenn's ihm träumt, daß sein Nachbar Brot ißt.

16. Die Menschenliebe keimt nicht im Boden des herumlaufenden Lebens, sie fordert Wartung und Pflege in der Wohnstube, so wie die feinste Pflanze des Gartens Wartung und Pflege im Triebbeete erfordert. Ist sie dann aber da erstarkt, so versetze sie in allen Boden, wohin du willst, und sie wird dir gedeihen. Wenn der Mensch als Sohn, als Vater, als Tochter recht und brav ist, so wird er allenthalben recht und gut sein; ist er aber in seiner Wohnstube nicht brav, fromm und gut, so wirst du nie etwas an ihm haben, du magst ihn in der Welt brauchen wollen, wie und wo du willst.

17. Gemeine Leute, die niemals viel Wesen aus der Religion machen, zeigen oft auf ihrem Todbett gar deutlich, daß sie ihre Kraft besitzen.

18. Wer darf aussprechen, ein Mensch sei an irgend einem Unglück, das ihm begegnet, selbst schuld? Das darf nur ein Mensch von sich selbst sagen und gegen sich selbst aussprechen. Er allein weiß, in welchem Grad er wegen der Fehler, deren Reizen er unterlegen, Verzeihung oder nicht verdient. Kein Mensch kann über die Folgen der Fehler eines dritten also absprechen.

19. Es ist ausgemacht, daß der wichtigste Dienst, den eine Frau ihrem Hauswesen leistet, und der größte Segen, den sie über ihr Haus bringt, darin besteht, wenn sie machen kann, daß ihr Mann den Tag über seinen Geschäften mit ruhigem Muthe und ungestörter Befriedigung nachgehen darf und nicht durch ihre Kummerhaftigkeit und anhaltende Leidensäußerungen den Kopf verliert.

20. Man lernt nicht mit Leuten umgehen, außer, man sei bei den Leuten; man lernt sich nicht nach den Menschen richten, außer, sie stehen einem im Weg; man lernt die Welt nicht tragen, außer, man möge die Wohnstube tragen. Man wird für die Pflichten gegen seine Oberen nicht angezogen, wenn man nicht viel um Vater und Mutter gelebt und sich lange nach ihrem Wink und nach ihrem Willen zu lenken und zu biegen gelernt. Man muß das Allerlei der Hausgeschäfte und Hausarbeiten

ſehn, man muß gemeinſam im Kreiſe ſeiner Hausleute daran Theil nehmen, wenn man ſein Haus einſt ſelber wohl regieren lernen ſoll.

21. Je einfacher die Umgebungen ſind, in denen die Menſchen leben, deſto weniger Gelüſte werden in ihnen rege, die ſie nicht befriedigen können; und wo das iſt, hat der Neid auch weniger Nahrung. Je mehr und ſtärker hingegen Gelüſte nach Dingen, die der Menſch nicht befriedigen kann, in ſeinen Umgebungen auftauchen, deſto mehr hat der Neid Nahrung bei ihm; und je mehr er Nahrung hat, deſto mehr gedeiht er.

22. Es iſt kein Schelm ſo groß, der nicht einem ehrlichen Mann mit Wahrheit einen Vorwurf machen und kein Narr ſo groß, der nicht dem Geſcheidteſten eine gute Lehre geben könnte. — Aber wenn der Teufel die Wahrheit ſagt, ſo iſt er doch der Teufel.

23. Leere Worte machen falſche Herzen.

24. Wenn man gute Nachbarſchaft haben will, muß man ſelber gute Nachbarſchaft machen.

25. Viel Rühmens macht den Menſchen zum Narren.

26. Brav werden iſt immer des Menſchen Hauptſache und alle Kinderzucht, die an dieſem etwas verdirbt, iſt fehlerhaft.

27. Nichts ſchlägt den Menſchen ſo ſehr zu Boden, als das Gefühl fehlgeſchlagener Kinder.

28. Liebe zu Gott, Gewiſſenhaftigkeit und Treue und Furcht vor der Ewigkeit erſpart dem gemeinen Mann gar vieles Wiſſen.

29. Die unnatürliche Verläugnung der Verhältniſſe ſeiner Natur, ſeines Standes und ſeiner Lage macht den Menſchen höchſt unglücklich. Es raubt dem Volk den Stecken und Stab, an dem es froh und fromm den kurzen Weg des Lebens hinwandelt und übler kann man am armen Erdenmenſchen nicht handeln, als wenn man ihm dieſen Stab raubt, auf welchem geſtützt, er voll Liebe und Hoffnung ſtill und geräuſchlos zur Unſterblichkeit reif wird.

30. Spott über Religion, über Obrigkeit und Eltern verhärtet unſer Herz täglich mehr und mehr, und ſobald

unser Spott dann gedankenlose Gewohnheit wird, so wird dieselbe uns immer weiter führen, als wir denken können. Wenn der Mensch seiner Reden und Handlungsart in so wichtigen Verhältnissen nicht mehr Meister bleibt, so ist er alle Augenblick vor den abscheulichsten Folgen seines Thuns nicht sicher, so wenig auch im Anfang seine Gewohnheit wirkliche Bosheit gewesen sein mag.

Spotte um Gottes Willen nie über etwas, das deinem Nebenmenschen heilig ist und ihm seine Ruhe und sein Glück versichert, die gute Ordnung auf Erden schützt und des Menschen letzte Stunde erheitert!

Aber fürchte dich auch nicht, die Wahrheit zu erforschen, so weit sie dich angeht und zu ihr und zu deinem Recht zu stehen gegen Jeden, der unrechtmäßige Gewalt braucht und dir Lügen aufbinden oder Unrecht thun will.

Wenn die Pfarrer die Unsterblichkeit lehren, mein Lieber, dann horche auf sie, mit Glauben und Dank; denn es ist Gottes Wort, und wenn du fromm sein wirst, so wirst du darum glauben und den Mann verabscheuen, der dem Volk den Glauben an die Unsterblichkeit schwächt und Gottes Wort vor den armen, schwachen Menschen, die sein so nöthig haben, verspottet. Ein solcher ist wie ein Unsinniger, der dein tägliches Brot verachtet und Heu frißt und Viehfutter. Lieber! fliehe den Rasenden, der das lästert, woran sich ganze Schaaren deiner Brüder erquicken und erlaben! Die Hoffnung der Unsterblichkeit liegt tief in deinem Innersten und wer sie lehrt, der lehrt Gottes Wort, das in deinem Innersten liegt; darum fliehe den Mann, der sie leugnet, er hat am Glauben an Gott keine Freude und keine Lust, er hat keine Lust an der menschlichsten Speise! —

Ende.

MA42008963

Inhalt.

		Seite
Heinrich Peſtalozzi (Lebensbeſchreibung)		1
Vorrede des Verfaſſers zur erſten Auflage		19
Lienhard und Gertrud.		
1.	Ein herzguter Mann, der aber doch Weib und Kind höchſt unglücklich macht	23
2.	Eine Frau, die Entſchlüſſe nimmt, ausführt und einen Herrn findet, der ein Vaterherz hat	27
3.	Ein Unmenſch erſcheint	31
4.	Er iſt bei ſeines Gleichen, und da iſt's, wo man Schelmen kennen lernt	35
5.	Er findet ſeinen Meiſter	37
6.	Wahrhafte Bauerngeſpräche	42
7.	Er fängt eine Vogtsarbeit an	48
8.	Wenn man die Räder ſchmiert, ſo geht der Wagen	51
9.	Von den Rechten im Lande	52
10.	Des Scheerers Hund ſäuft Waſſer zur Unzeit und verdirbt dem Herrn Untervogt ein Spiel, das recht gut ſtand	55
11.	Wohl überlegte Schelmenprojekte	59
12.	Haushaltungsfreuden	63
13.	Beweis, daß Gertrud ihrem Manne lieb war	64
14.	Niedriger Eigennutz	71
15.	Der klugen Gans entfällt ein Ei; oder eine Dummheit, die ein Glas Wein koſtet	74
16.	Zieht den Hut ab, Kinder! es folgt ein Sterbebett	75
17.	Die kranke Frau handelt vortrefflich	79
18.	Ein armer Knabe bittet ab, daß er Erdäpfel geſtohlen hat, und die Kranke ſtirbt	84

		Seite
19.	Guter Muth tröſtet, heitert auf und hilft; Kummerhaftigkeit aber plagt nur	87
20.	Dummer, zeitverderbender Vorwitz hat den Mann zum Müßiggang verführt	89
21.	Undank und Neid	90
22.	Die Qualen des Meineids laſſen ſich nicht mit ſpitzfindigen Künſten erſticken	91
23.	Ein Heuchler und eine leidende Frau	96
24.	Ein reines, fröhliches und dankbares Herz	99
25.	Wie Schelmen mit einander reden	100
26.	Hochmuth in Armuth und Elend führt zu den unnatürlichſten, abſcheulichſten Thaten	101
27.	Fleiß und Arbeitſamkeit ohne ein dankbares und mitleidiges Herz	104
28.	Der Abend vor einem Feſttage in eines Vogts Hauſe, der wirthet	108
29.	Fortſetzung, wie Schelme mit einander reden und handeln	111
30.	Fortſetzung, wie Schelme mit einander reden und handeln; auf eine andere Manier	115
31.	Der Abend vor einem Feſttage im Hauſe einer rechtſchaffenen Mutter	120
32.	Die Freuden der Gebetsſtunde	122
33.	Die Ernſthaftigkeit der Gebetsſtunde	123
34.	So ein Unterricht wird verſtanden und geht an's Herz; aber es giebt ihn eine Mutter	125
35.	Ein Samſtag-Abendgebet	127
36.	Noch mehr Mutterlehren. Reine Andacht und Emporhebung der Seele zu Gott	129
37.	Sie bringen einem armen Mann eine Erbsbrühe	132
38.	Die reine, ſtille Größe eines wohlthätigen Herzens	133
39.	Eine Predigt	136
40.	Ein Beweis, daß die Predigt gut war; item, vom Wiſſen und Irrthum, und von dem, was es heißt, den Armen drücken	139
41.	Der Ehegaumer zeigt dem Pfarrer Unfug an	146
42.	Zugabe zur Morgenpredigt	148

Seite

43. Die Bauern im Wirthshause werden beunruhigt 148
44. Geschichte eines Menschenherzens während des Nachtmahls 150
45. Die Frau sagt ihrem Manne große Wahrheiten, aber viele Jahre zu spät 152
46. Selbstgespräch eines Mannes, der mit seinem Nachdenken unglücklich weit kommt 154
47. Häusliche Sonntagsfreuden 156
48. Etwas von der Sünde 159
49. Kindercharakter und Kinderlehren 160
50. Unarten und böse Gewohnheiten verderben dem Menschen auch die angenehmen Stunden, in denen er etwas Gutes thut 164
51. Es kann keinem Menschen in den Sinn kommen, was für gute Folgen auch die kleinste gute Handlung haben kann 166
52. Am Morgen sehr früh ist viel zu spät für das, was man am Abend vorher hätte thun sollen . 167
53. Je fehlerhafter der Mensch ist, desto unverschämter begegnet er denen, die auch fehlen . . . 169
54. Armer Leute unnöthige Arbeit 170
55. Ein Heuchler macht sich einen Schelm zum Freunde 171
56. Es wird Ernst, der Vogt darf nicht mehr Wirth sein 174
57. Wie er sich geberdet 175
58. Wer bei ihm war 176
59. Auflösung eines Zweifels 177
60. Eine Abschweifung 178
61. Der alte Mann leert sein Herz aus 179
62. Das Entsetzen der Gewissensunruhe . . . 181
63. Daß man mit Liebe und Theilnahme der gänzlichen Kopfverwirrung angstvoller Menschen zuvorkommen könne 182
64. Ein Pfarrer, der eine Gewissenssache behandelt . 183
65. Daß es auch beim niedrigsten Volk eine Delicatesse gebe, selbst bei der Annahme von erbetenen Wohlthaten 186
66. Ein Förster, der keine Gespenster glaubt . . 187

Seite

67. Ein Mann, den es gelüstet, einen Markstein zu versetzen, möchte auch gern die Gespenster nicht glauben, und er darf nicht 189
68. Die untergehende Sonne u. ein verlorner, armer Tropf 190
69. Wie man sein muß, wenn man mit den Leuten etwas ausrichten will 191
70. Ein Mann, der ein Schelm ist und ein Dieb, handelt edelmüthig, und des Maurers Frau ist weise 192
71. Die Hauptauftritte nähern sich 195
72. Die letzte Hoffnung verläßt den Vogt 197
73. Er macht sich an den Markstein 198
74. Die Nacht betrügt Trunkene und Schelme, die in der Angst sind, am stärksten 199
75. Das Dorf kommt in Bewegung 200
76. Der Pfarrer kommt ins Wirthshaus 202
77. Seelsorgerarbeit 203
78. Zwei Briefe vom Pfarrer an Arner 208
79. Des Hühnerträgers Bericht 211
80. Des Junkers Antwortschreiben an den Pfarrer . 212
81. Ein guter Küher 214
82. Ein Kutscher, dem seines Junkers Sohn lieb ist 215
83. Ein Edelmann bei seinen Arbeitsleuten . . . 219
84. Ein Junker und ein Pfarrer, die beide ein gleich gutes Herz haben, kommen zusammen . . 219
85. Des Junkers Herz gegen seinen fehlenden Vogt 220
86. Der Pfarrer zeigt abermal sein gutes Herz . . 221
87. Von gutem Muth und von Gespenstern . . . 222
88. Von Gespenstern, in einem andern Tone . . . 224
89. Ein Urtheil 227
90. Vortrag Hartknopfs, des Ehegaumers 228
91. Des Junkers Antwort 230
92. Rede des Hühnerträgers an die Gemeinde . . 233
93. Daß die Armen bei diesem Lustspiel gewinnen . 235
94. Der Junker dankt dem Pfarrer 236
95. Der Junker bittet einen armen Mann, dem sein Großvater Unrecht gethan hatte, um Verzeihung 238
96. Reine Herzensgüte eines armen Mannes gegen seinen Feind 240

		Seite
97.	Seine Dankbarkeit gegen einen edlen Herrn	241
98.	Auftritte, die ans Herz gehn sollen	242
99.	Eine angenehme Aussicht	245
100.	Des Hühnerträgers Lohn	245
101.	Der Vogt spaziert wieder zum Markstein	246
102.	Der Pfarrer mischt sich ins Spiel	247
103.	Adam und Eva	248
104.	Der Pfarrer stellt Leute zur Kirche hinaus	251
105.	Etwas aus des Pfarrers Predigt	251
106.	Wenn so ein Pfarrer in die Gefängnisse und Zuchthäuser eines Reiches Einfluß hätte, er würde die Grundsätze, mit den Gefangenen umzugehn, in ein Licht setzen, das himmelrein leuchtete	253
107.	Menschlichkeit und Gerechtigkeit bei einander	255
108.	Bauerngespräch und Bauernempfindung	256
109.	Hausordnung und Hausunordnung	258
110.	Das Herz leicht machen ist das rechte Mittel, dem Menschen den Mund aufzuthun	265
111.	Seltsame Wirkungen des bösen Gewissens	266
112.	Die Ungleichheit dieser Wirkungen des bösen Gewissens bei geschäftserfahrnen Leuten	268
113.	Ein Bauernrath	269
114.	Bauernwahl	271
115.	Des Kalberleders Versuch, den Sachen zu helfen, und sein übler Ausschlag	272
116.	Die Dorfmeister suchen in ihrer Angst beim Teufel und seiner Großmutter Hülfe	277
117.	Die Fahne dreht sich	282
118.	Wie lange werden die Weiber noch denken und sagen: Mein Mann heißt Nabal und Narrheit ist in ihm	284
119.	Zu gut ist dumm	287
120.	Der Hühnerträger findet keine Hühner und Tauben feil	289
121.	Art und Weise, die Obrigkeit zu berichten und dahin zu lenken, wohin man sie gern führt	291
122.	Erziehungs- und Haushaltungs-Grundsätze	294
123.	Ein Stück aus einer Leichenpredigt	296
124.	Ein Frauenbild, aber nicht zu allgemeinem Gebrauch	297

Seite

125. Die Arbeit Arners 297
126. Der Lohn seiner Arbeit 298
127. Leid und Freud in einer Stunde 299
128. Ein Gespräch voll Güte auf der einen, und voll Angst auf der andern Seite 300
129. Die Himmelstropfen 306
130. Ein Gespräch zwischen zwei Menschen, die in zehn Tagen Vieles gelernt hatten, das sie vorher nicht kannten, und Vieles erfahren, das sie vorher nicht wußten 307
131. Hundestreue, die eine Menschenempfindung veranlaßt 314
132. Lips Hüni, ein Wächter 315
133. Es ist wohl so, wie sie sagen; aber wo die Hirten sich schlagen, da werden die Schafe gefressen . 316
134. Ein Schelm, dessen Herz gerührt worden, erscheint in einem schönen Licht 317
135. Weil er Vater von Allen ist, so hält er zuerst und am stärksten seinen ältesten Buben im Zaum . 321
136. Der neue Vogt neben seinen Bauern . . . 325
137. Der Vogt neben des Weibels Töchterli . . 326
138. Der Vogt ist wieder in des Kienholzen Stube und dann auf der Gasse beim Weibel, der auf dem Rosse sitzt 327
139. Renold, ein braver Mann, tritt auf . . . 329
140. Die Morgenstunde Arners an einem Gerichtstage neben seinem Pfarrer 330
141. Arner fängt seine Tagesarbeit an 333
142. Bauern, die von ihrem Herrn reden . . . 334
143. Arner thut die Thür zu 336
144. Sie werden jetzt bald aufhören, zu rathschlagen wider ihren Herrn und wider ihr Heil . . 337
145. Der alte Trümpi bringt eine böse Nachricht . 338
146. Es fängt an, ernst zu werden 339
147. Der Unverstand der Gewaltigen pflanzt die Lügen des Volks; aber ihre Weisheit macht die Menschen wahrhaft 341
148. Ein Sigrist und ein Schulmeister, zwei Brüder dem Leibe nach und auch der Seele 344

		Seite
149.	Er versteht das Fragen besser, als sie das Lügen	347
150.	Jakob Christoph Friedrich Hartknopf, der Ehegaumer und Stillständer von Bonnal, wird fuchswild gemacht	353
151.	Arners Urtheil über die armen Sünder . .	355
152.	Es war seine Speise, daß er höre und thue den Willen seines Vaters im Himmel . . .	357
153.	Wohin bringt den Menschen sein armes Herz, wenn er für dasselbe keinen Zaum hat? . . .	359
154.	Jetzt gar eine Ohnmacht um des armen, zaumlosen Herzens willen	361
155.	Die wahre Regirungsweisheit wohnt in Menschen, die also handeln	363
156.	Ein Kläger, dem die Sonne scheint . . .	364
157.	Ein Doktor in der Perücke, auf einer Tragbahre und im Bette	365
158.	Ein aufgelöstes Räthsel und Arners Urtheil über einen privilegirten Mörder	368
159.	Arner genießt wieder den Lohn seiner Arbeit	369
160.	Es nahet ein Todbett	370
161.	Die Liebe besiegt Alles	371
162.	Die Menschen sind so gern gut und werden so gern gut	375
163.	Worte einer Sterbenden	377
164.	Hier ist wahrhaftig ein Haus Gottes und eine Pforte des Himmels	378
165.	Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit übertreffen wird die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen	379
166.	Der Pfarrer beim Hartknopf	382
167.	Zu beweisen, daß die Menschen das werden, was man aus ihnen macht	384
168.	Lebensbeschreibung des Vogt Hummel . . .	385
169.	Schluß	418
170.	Bruchstücke aus „Christoph und Else" . . .	429